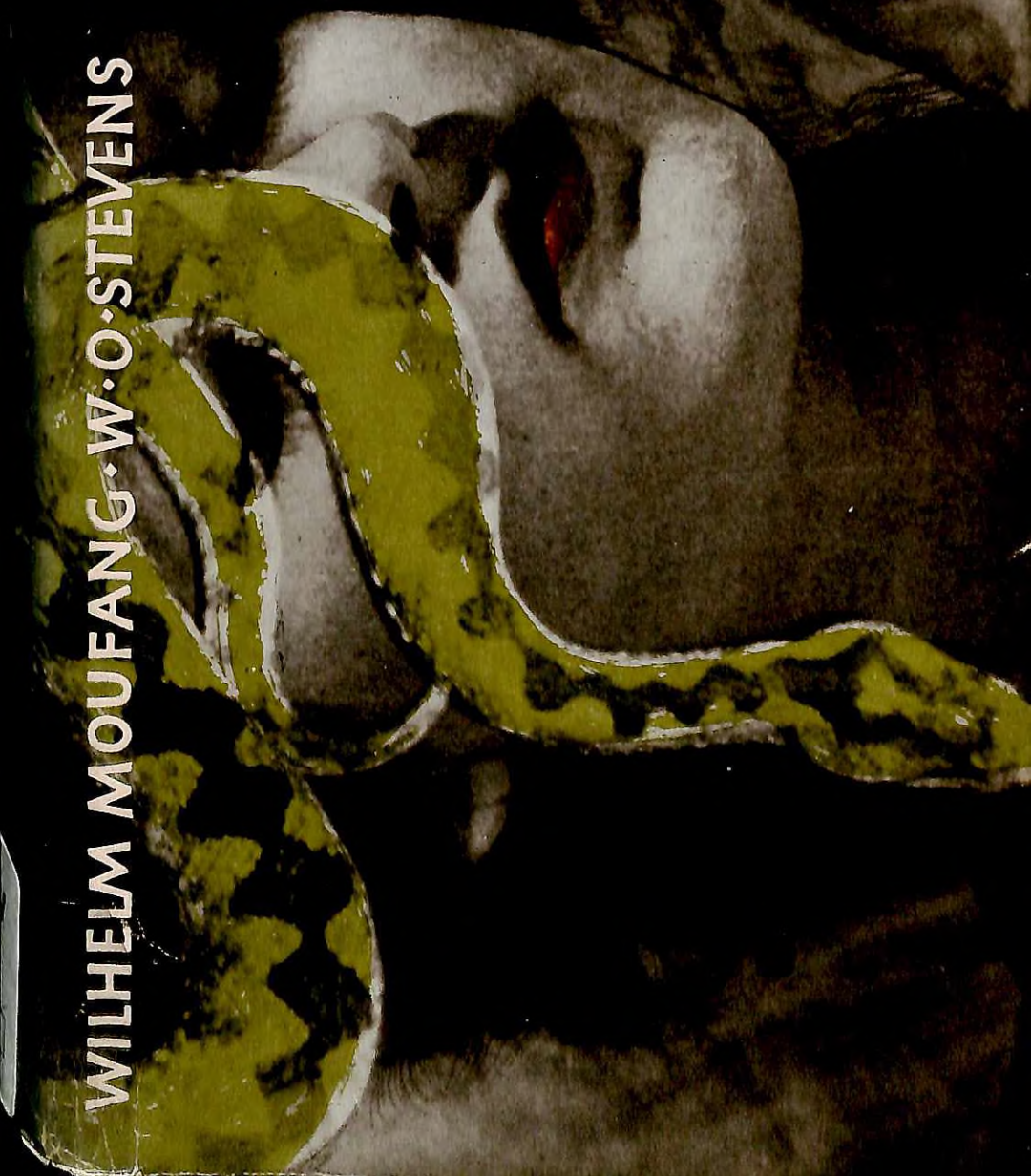


Mysterium der Träume

WILHELM MOUFANG · W. O. STEVENS



Wilhelm Moufang

W. O. Stevens

DAS MYSTERIUM
DER TRÄUME

Das „Mysterium der Träume“ ist nicht nur ein Traumdeutungs-, sondern auch ein Traumgeschichten-Buch und als solches etwas völlig Neues. Sein Zweck besteht nicht etwa wie bei einem Großteil der neueren Traumliteratur in der Erklärung von Träumen. Das Buch ist vielmehr im Kerne eine Frage an die Wissenschaft. Indem es gut beglaubigte Träume, vorwiegend telepathischen und prophetischen Charakters, auf seinen Seiten vereint, macht es zugleich die ganze Problematik dieses Gebietes deutlich und stellt damit eine fesselnde Tätigkeit der menschlichen Seele zur Diskussion.

Durchforscht man kritisch sichtigend das seit alten Zeiten überlieferte Traumgut, so zeigt sich, daß die Mehrzahl der Menschen seit je und bis zur Gegenwart insbesondere von jenen Träumen immer wieder beeindruckt, ja fasziniert wurde, die einen telepathischen oder prophetischen Charakter tragen, die sich als Wahrträume im eigentlichen Sinne erwiesen haben, weil sie um ein fernes oder um ein künftiges Geschehen so genau wußten, als sei der jeweilige Träumer selbst dabei gewesen. Wer sich als psychologisch und grenzwissenschaftlich interessierter Mensch mit solchen Traum-Phänomenen beschäftigen will, bedarf einer Traum-

Fortsetzung auf der hinteren Umschlagklappe

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Khal 290

Ps 40

MYSTERIUM DER TRÄUME

290

WILHELM MOUFANG · W. O. STEVENS

MYSTERIUM
DER TRÄUME



PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Umschlag und Einbandzeichnung von Professor Heinrich Hussmann
Foto des Umschlages: Fed. Patellani, Hecht • Photo Features

753 W 8



1988.2622

(B 3116)

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1953 by Paul List Verlag München. Printed in Germany.
Schrift: Garamond Antiqua Linotype. Satz: Presse-Druck- und Verlags-GmbH. Augsburg.
Druck und Bindearbeit: J. Ebner, Ulm.

INHALT

VORWORT	9
1. DER TRAUM IN GESCHICHTE UND VÖLKERLEBEN	13
Wesen der Träume • Arten der Träume • Einzelträume • Bedeutung der Träume • Träume und Wachen (Richt) • Traum und Halluzination • Traum und Zeit (Sultan und Weiser, Muchart und die Guilotine • Körperliche und seelische Reize (Lichtenberg) • Tageserleben im Traum (Hauptmann, Hebbel) • Traumstil • Wunschträume (Baudem, der türkische Eulenspiegel) • Erinnerungsträume (Bier) • Symbolträume • Wahrträume • Wertschätzung der Träume (Bibel, Sokrates, Ägypten, Babylon, Rom) • Frühe Zeugnisse (Gilgamesch, Dschou Li, Buddha, Homer, Edda) • Traum bei den Primitiven • Traum und Wachen (K. Ph. Moritz) • Flugträume (Jean Paul, Goethe) • Schlafende Seele als Schmetterling (Ostasien, Europa) • Traum, Tod und Weiterleben (Nietzsche, Spencer, Steiner) • Der Traum bei den Kirchenvätern • Der Traum im Nibelungenlied • Tote im Traum (Oberlin) • Traum, Märchen und Romantik (Novalis, Carus) • Psychoanalyse (Freud, Bjerre, Winterstein, Havelock, Ellis, C. G. Jung) • Traum als Seh-Erlebnis • Blindenträume (Helen Keller) • Hörträume (Schleich) • Farbträume (U.S.) • Unlogik des Traumes • Wahrträume (Fernes und Zukünftiges) • Dichter, Künstler und Traum • Enge der Psychoanalyse • Erweiterung des Traumbewußtseins (Lou Pantaizat, Léon Peugeon) • Antike Auffassungen (Heraklit, Plato, Plinius) • Falsche Wahrträume (Wilhelm I. in Karlsbad) • Die Traumquellen des Buchs.	
2. DAS SYMBOL IM TRAUME	41
VON DER ANTIKE ZUR GEGENWART ETWAS VON TRAUMREGELN BEISPIELE VON SYMBOLTRÄUMEN <i>Das Kind in der Badewanne • Der Zahn als Todessymbol • Der seltsame Ausflugswagen • Traum einer Mystikerin • Ein Kind träumt seine Lebensaufgabe (Don Bosco) • Goethes Fasanentraum.</i>	
3. ARBEIT IM TRAUM	68
TRÄUME VON KÜNSTLERN <i>Dichter träumen (Goethe, Rosegger, Stevenson, Reventlow, Kurz, Scholz, Hauptmann) • Maler und Musiker träumen (Corot, Raffael, Dürer, Händel, Mozart, Tartini, Wagner, Schubert, Schumann).</i>	

- TRÄUME VON GELEHRTEN UND MÄNNERN DER PRAXIS
Lösung mathematischer Aufgaben (Condorcet, Forster, Dehmel, Lambertson) · *Lösung praktischer Aufgaben* (Silberer, Buchhalter) · *Lösung von Inschriftproblemen* (Brugsch, Hilprecht) · *Lösung chemischer und anderer Probleme* (Helmholtz, Gauss, Ehrlich, Bohr, Duisberg) · *Zwei deutsche Wissenschaftler träumen* (Kekulé, Esmarch).
4. TRÄUME HELFEN 94
 WIEDERFINDEN VERLORENER DINGE (Landapotheker, Hertz, Scott, Augustinus)
Die verlorenen Gesänge des „Paradiso“ · *Die eidesstattliche Erklärung* · *Die Taschenuhr* · *Das Testament des Großvaters* · *Eine seltsame Testamentsgeschichte*.
 LOTTERIETRÄUME (Bergthaller, Bachlechner, Australien)
Ein Traum verkündet Lotterienummern · *Ein guter Rat im Traume*.
Ein Schneider hört eine Stimme.
 HEILMITTEL WERDEN GETRÄUMT (Perikles, Alexander, Galenus, Melanchthon, New York).
Der Heilträumer Edgar Cayce.
5. TRÄUME WARNEN 127
 KURZE BEISPIELE (Caesar, Simonides, Poltawetz, Bergmannsfrau, Konfirmandin)
 AUSFÜHRLICHERE FÄLLE
Der Traum des Khediven · *Mark Twains Traum* · *Warnträume um die „Titanic“* · *Der drohende Schiffsleib* · *Der Güterzug* · *Ein Jagdunfall*
Der Blatternkeranke · *Das brennende Hotel*.
6. TRÄUME ÜBERWINDEN DEN RAUM 152
 FERNWAHRNEHMUNG IM RAUM: HELLSICHTIGE TRÄUME (Swedenborg)
Verschiedene Beispiele (Nasse Schuhe, Stekels Mutter, Albertus Magnus, Varley) · *Von Lebenden und Töten* (Schücking, Franklin, Garibaldi) · *Das weiße Dorf* · *Das Rettungsboot* · *Das Erdbeben* · *Die eingeschneiten Emigranten* · *Die Leiche unter der Brücke*.
 TELEPATHISCHE WAHRTRÄUME
Verschiedene Beispiele (Clericus, Curé, Orsi) · *Der blinde Passagier*
Das Kind der Hausgehilfin · *Letzte Worte einer Mutter* · *Die unglückliche Tochter* · *Die Pariser Februarrevolution von 1848* · *Die Ermordung Zar Alexanders II*.
 BOTSCHAFTEN UND ÜBERTRAGUNGEN
Verschiedene Beispiele (Arkadien, Unterfutter, Lavater) · *Übertragung physischer Empfindungen* · *Der Schlag auf den Mund* · *Die Krebsgeschwulst* · *Von Feuer und Rauch* · *Eine Stimme aus fünf-hundert Kilometer Entfernung* · *Der Ruf eines kranken Kindes* · *Das Geschenk der Toten* · *Aufdeckung eines Mordes* · *Die entartete Tochter*.
7. TRÄUME ÜBERWINDEN DIE ZEIT 214
 VORAHNEN UND VORSCHAUEN (Dürer)
Einige Beispiele (Kerner, Strindberg, U. S.) · *Goethes Großvater träumt* · *Träume kündigen Zukünftiges* · Dostojewskis Schicksalstraum.
 Traum eines jungen Mädchens · *Die Barke auf dem Fluß* · *Wie Graf Zichy seinen Arm verlor* · *Präsident Lincolns Todestraum* · *Eine geträumte Untat* · *Die Königin der New Yorker Bohème*.
 PROPHETISCHE WAHRTRÄUME (Hoche, Binswanger, Achelis, Stekel, Tenhaeff, Jung)
Zwei kleine Beispiele (Dickens, Kipling) · *Zwei lustige Vorfälle* · *Das Schwein des Bischofs* · *Der Pantoffel des Polizeipräsidenten* · *Schopenhauers Mägde* · *Vorausschau eines Erlebnisses* · *Das Leichenbegängnis* · *Der Mord am britischen Schatzkanzler* · *Das Eisenbahnunglück* · *Neben dem Reitweg* · *Raum und Zeit, nur menschliche Denkkategorien*.
 SCHICKSALSTRÄUME UND ZEITGESCHEHEN
Wahrtraum vom Tod Ludwigs II. · *Die Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand* (Der Traum des Bischofs Lanyi) · *Wahrtraum bei Kriegsausbruch 1914* · *Eine Holländerin träumt von Seyß-Inquart* · *Amerikanischer Einzug in Heidelberg* (Ein prophetischer Wahrtraum) · *Wahrtraum von der Zerstörung Dresdens* · *Ein Experiment mit der Zeit* (J. W. Dunne).
8. TRAUM VERBINDET SICH MIT TRAUM 294
 ZWEI MENSCHEN TRÄUMEN DASSELBE (Doppel- und Parallelträume)
Das Gartenfest · *Der Cholera Tod* (Hebbel) · *Schnee und Wölfe* · *Nach Dostojewskis Tod*.
 VERBINDUNGEN IM TRAUM
Das Kind und der Wolf (Storm) · *Ein Ruf und eine Erscheinung*.
Der kranke Freund · *Fenstersturz eines Kindes*.
9. WANDERN IM TRAUM 309
Traumerlebnis eines Kindes · *Mutter und Tochter* · *Zwei gleichartige Fälle* · *Professor Rhine berichtet* · *Ein Unterhausmitglied erzählt*.
Der Flugzeugpilot · *Die Party* · *Der Graf von Covadonga* · *Ret-tung aus Seenot* · *Erlebnis eines Reverends*.
10. VORSCHAU UND RÜCKSCHAU IM TRAUM (Das Déjà-vu-Phänomen) 333
 VORSCHAU UND DÉJA-VU-ERLEBNIS
Charlotte Dienes Vater · *Die fremde Stadt*.
 RÜCKSCHAU UND DÉJA-VU-ERLEBNIS
Das Herrenhaus · *Gasthaus Resselgasse*.
11. TRÄUME BESONDERER ART 352
 SCHWELLENTRÄUME (Borderland-dreams)
Nächtlicher Anruf für den Priester · *Die drohende Gestalt* · *Der schwarze Vogel* · *Die Fischversteinung*.

TAGTRÄUMEN UND ZWEITES GESICHT (Hebbel, Wassermann, Dauthendey, Schopenhauer, Droste-Hülshoff, Zur Bonsen).

Vorgesichte von Eisenbahn und Telegraph • *Vorschau vom Tod eines Kindes* (Fr. W. Weber) • *Vorschau eines Brandes*.

TIER UND MENSCH IM TRAUM

Rider Haggards Hund.

TRAUMEXPERIMENTE

Gesteuerte Telepathie / Traum-Beeinflussung (Mourly Vold, Hellpach, Lindberg, Dupret, Daim).

NACHWORT 388

LITERATURVERZEICHNIS 391

SACHVERZEICHNIS 395

VORWORT

Träume begleiten den Entwicklungsgang der Menschheit seit Anbeginn. Jedes Volk, jeder Mensch kennt den Traum. Und wer sich näher damit beschäftigt, entdeckt immer Neues, Interessantes, Geheimnisvolles und oft schwer Erklärbares.

In den elf Kapiteln dieses Buches lernen wir an Hand zahlreicher Erlebnis-Beispiele den Traum in verschiedenen seiner Funktionen und Möglichkeiten kennen. Wir erfahren, wie er sich in Sinnbildern ausdrückt, wie er zur Vollendung von Leistungen Anstoß gibt, wie er in nächtlichen Hellgesichten mahnend und warnend oder helfend und fördernd zu uns spricht.

So wie seit Urzeiten in Mythen und Märchen, lebt auch heute in Träumen das Symbol und offenbart oft etwas Übersinnliches, Übersinnenhaftes, das auf andere Weise nicht aussprechbar ist, das sich nur in Analogien, in Parabeln, in Gleichnissen mitteilen kann. Aus einer vielleicht „magisch“ zu nennenden Weltverbundenheit heraus entstanden schon in alter Zeit und bei verschiedenen Völkern Deutungen wiederholt auftretender Traumsymbole, die sich manchmal gleichen, häufig aber auch stark voneinander unterscheiden. Eine rational eingestellte Zeit begegnete der Welt der Träume ohne jene verständnisvolle Einstellung, die als erste die Dichter der Romantik wieder zu erwecken suchten.

Das mutvolle Beginnen Freuds, die Träume wieder ernst zu nehmen, in ihnen einen Sinngehalt zu entdecken, mündete in eine Trauminterpretation, deren zu große Einseitigkeit von der fortschreitenden wissenschaftlichen Traumforschung inzwischen überwunden wurde. Die von C. G. Jung heraufgeführte tiefere Sicht des Traumgeschehens, die heute vorherrschende differenziertere Deutung von Träumen wurde möglich, weil der große Schweizer Forscher nicht wie Freud eine anthropologische Grundeinstellung hat, mit der man den Menschen vorzugsweise als Triebwesen sehen wollte. Ist so durch Jungs Erkenntnisse über den Ursprung der Symbole die Deutung von Träumen auch schmiegsamer geworden und wohl auch therapeutisch von größerer Hilfe, so wendet sich das Interesse der ärztlichen Psychologen doch in erster

Linie jenen Träumen zu, die Heilung suchende Patienten erzählen.

Das Reich der Träume ist aber sehr weit und erstreckt sich auch auf große Bezirke außerhalb der ärztlichen Sprechzimmer. Was der Mensch im Traume alles vermag, zeigen die Abschnitte, in denen von Leistungen träumender Künstler und Gelehrter, von Problemlösungen im Traum, vom Wiederfinden verlorener Dinge und von einem Wissen träumender Menschen um heilende Mittel und Methoden die Rede ist. In vielen Fällen zeichnet sich eine Reichweite des Unterbewußtseins ab, die offenbar über die Grenzen des Wachbewußtseins sehr erheblich hinausgreift.

Gibt es ohne Zweifel auch täuschende und irreführende Träume, Nachtgesichte, die Warn- und Wahrträume nur zu sein scheinen, ohne es wirklich zu sein, so zeigt doch eine große Zahl der von uns vorgelegten Traumgeschichten und Traumbeispiele, daß Telepathie und Hellsehen über Raum und Zeit hinweg immer wieder im Traum vorkommen, daß Fernes und Künstliches ebenso wie Nahes und Vergangenes sinnbildlich oder wirklichkeitsgetreu vor das innere Auge Träumender treten kann. Echte Wahrträume gibt es also in einem sehr weiten Sinne.

Manche besonders sensitive oder feinfühlig Menschen sind bisweilen im Schlafe und ohne eigenes Dazutun, völlig unbewußt und für sie selbst oft überraschend, in der Lage, die Grenzen von Raum und Zeit zu überschreiten. Die Träumenden scheinen sich in solchen Fällen einem Bereich höherer Wirklichkeit zu nähern, als es die ist, in der wir Menschen sonst – in einer Welt der fünf Sinne und der drei Dimensionen – leben.

Gerne möchten wir das Geheimnis entschleiern, wie es zu diesen merkwürdigen Träumen telepathischen und prophetischen Charakters kommt, die uns zahlreiche Rätsel aufgeben. Aber es bleibt für uns vorläufig dabei, daß wir manche Traumphänomene heute noch nicht richtig zu erklären vermögen, und daß wir manche Zusammenhänge nur ahnen können.

Eine verantwortungsbewußte Forschung auf diesem reizvollen und bedeutsamen Gebiet muß behutsam Schritt um Schritt vorangehen, weil sie in ein Gebiet des Übersinnlichen führt, das losgelöst ist von den Bedingungen von Raum, Zeit und Kausalität. Darum muß man nach wie vor von einem großen und noch nicht entschleierten Mysterium der Träume sprechen. Beherzigen wir besser, was Aldous Huxley schreibt: „Die kleinste Tatsache kann ein Fenster sein, durch das wir ein Stück ewiger Wahrheit erblicken.“

„The Mystery of Dreams“ von William Oliver Stevens erschien 1949 in New York und wurde in Amerika zu einem großen Bucherfolg. Gab es doch bis dahin kein Werk, welches als Traumgeschichtenbuch mit einwandfreiem Material die Welt der Träume – insbesondere diejenigen mit telepathischem und prophetischem Gehalt – darstellte.

Der Paul List Verlag, welcher die Rechte des Buches für Deutschland erwarb, beauftragte mich mit der deutschen Bearbeitung des Stevensschen Buches als Mitautor. Während sich Stevens auf das reiche Material der englischen und der amerikanischen „Society for Psychical Research“ stützen konnte, das in den „Proceedings of the Society for Psychical Research“ (London, seit 1882) und in den „Proceedings of the American Society for Psychical Research“ in amerikanischen Bibliotheken vorliegt, war es meine Aufgabe, unter Ausscheidung minder wichtiger und für unsere Verhältnisse weniger interessanter Fälle, die in der amerikanischen Ausgabe enthalten sind, deutsche und andere kontinental-europäische Beispiele beizuziehen, die das von Stevens vorgelegte Material (insbesondere das an Träumen telepathischen und prognostischen Charakters) entsprechend ergänzen und abrunden.

Dazu mußten die heute in Deutschland nur schwer und nur teilweise erreichbaren in Frage kommenden Zeitschriften, wie die „Annales psychiques“, die „Psychischen Studien“, ferner verschiedene Sammelwerke, Biographien und andere Quellenschriften durchgegangen werden, ehe das Buch seine neue Form gewinnen konnte.

Bei der Gestaltung des „Mysterium der Träume“ für die deutsche Leserschaft – (die in dem Buch jetzt enthaltenen rund hundert größeren Berichte und die Dutzende kleinerer Beispiele stammen etwa zur Hälfte von W. O. Stevens und zur Hälfte von mir) – empfahl sich auch eine systematischere Gruppierung des ganzen Stoffes, die Hinzufügung mehrerer neuer Kapitel und die Durchführung eines Gedankenfadens, der in gleicher Weise in der amerikanischen Ausgabe nicht enthalten ist. Auch kam sehr viel neues Material zur Geschichte des Traums, zur Behandlung des Traums in der Dichtung und bei der Behandlung neuerer wissenschaftlicher Traumforschungen hinzu.

So darf das Buch in der Form, in der es nunmehr vorliegt, als eine Neuschöpfung bezeichnet werden, in die sehr erhebliche Teile des Originalwerks von Stevens eingegangen sind.

Wie William Oliver Stevens bin auch ich als Autor vielen Bibliothekern, Buchverlegern, Zeitschriften-Herausgebern, Autoren und freiwilligen Helfern zu großem Dank verpflichtet, deren Namen alle hier zu nennen unmöglich ist. Das Literaturverzeichnis

nis und die einzelnen Traumberichte lassen erkennen, an wen sich der Dank der Autoren vor allem richtet.

Möge das Buch, das einen anregenden Beitrag zu einem Thema voller Probleme darstellt, für das sich unendlich viele Menschen interessieren, eine geneigte Leserschaft finden. Zuschriften und ergänzende Hinweise zu unserem Thema werden stets die vollste Aufmerksamkeit des deutschen Bearbeiters finden.

Heidelberg, im August 1953

Dr. Wilhelm Moufang

1. KAPITEL

DER TRAUM IN GESCHICHTE UND VÖLKERLEBEN

Der Traum gehört zu den eigenartigsten Erfahrungen der Menschheit. Alle Völker kennen ihn, aber in jeder Sprache und bei jedem Volke gibt es bestimmte Wendungen und Redensarten, die recht aufschlußreich sind für das Erleben, das dahinter steht.

So sagen wir im Deutschen, etwas sei „traumhaft schön“, um das Unwirkliche, Phantasievolle und auch Trugbildhafte eines Erlebnisses zu kennzeichnen. Die Wendung „Das fällt mir nicht (einmal) im Traume ein“ deutet an, daß im Traume Dinge vorkommen, die im wachen Erleben so nicht auftreten: Wahnbilder, Sinnes- und Selbsttäuschungen, Seifenblasen, Luftschlösser von höchst eigentümlicher Art, die wir heute vielleicht großenteils „surreal“ zu nennen bereit sind. Nicht ohne Grund heißen wir einen Menschen einen „Träumer“, der geistesabwesend und gedankenverloren Grillen fängt und sich – und auch anderen – einen blauen Dunst vormacht. „Träume sind Schäume“, heißt es im Sprichwort.

Aber dieses Sprichwort enthält nur eine halbe Wahrheit. Wir wissen, daß nicht alles Blendwerk ist, was der Traum uns vorgaukelt, daß Träume nicht nur Faselien und Phantasien sind, sondern daß Träume auch Eingebungen und Belehrungen bieten können, daß Träume bisweilen auch Wahres verkünden. Und gerade darum war der Traum seit den ältesten Zeiten den Menschen ein auffallendes Erlebnis.

Bei Ovid ist Morpheus, der Gott des Traums, ein Sohn des Schlafgotts Hypnos, und auch wir sprechen gelegentlich davon, daß wir „in Morpheus' Armen“ geruht haben. (Morphium und Hypnose sind als Namen von Morpheus und Hypnos abgeleitet.) Auch wir

können manchmal wie der Dichter Chamisso von unseren Wachtäumen sagen: „Ich träume als Kind mich zurück“, und wissen dann, daß es nicht leicht ist, fernliegende Erinnerungen des Wachlebens von Nurgeträumtem zu unterscheiden. So sehr können Traum und Erinnerung einander ähnlich werden.

Seit jeher gelten die Dichter als die edlen Träumer, welche Erahntes und Ersonnenes, Phantasieerfülltes, dämmernde Erinnerungen, hohe Eingebungen usw. in ihren Werken vor uns erstehen lassen. Sie sind die großen positiven Träumer und Visionäre der Menschheit, obwohl auch andere Künste, z. B. die Malerei, traumhafte Gebilde vor unser Auge rücken können. Und gerne lassen wir uns von dem Tiefsinn, dem Spürsinn, den Ahnungen und Sinnbildern, die sich in den Werken der Kunst – sei es in der Dichtung oder in der Malerei – aussprechen, gefangen nehmen und verzaubern. Denn diese echten und wahren Künstler mit dem prophetischen Blick zeigen uns minder Begabten das, was wir selbst „uns nicht haben träumen lassen“ und worin wir eine höhere Wahrheit erahnen.

Doch hier soll vor allem von denjenigen Träumen die Rede sein, die uns in ihrer Eigenart aus eigenem Erleben vertraut sind, von den echten Einzelträumen, die zum uralten und allgemeinen Erlebnisbesitz der Menschheit gehören. Diese Träume kommen und gehen als nächtliche und unbewußte Ergänzung unseres klarsichtigen Tageserlebens. Wir wissen aus eigener Erfahrung – du, lieber Leser, genau so wie William Oliver Stevens und Wilhelm Moufang, die dieses Buch geschrieben haben – daß Träume ihre eigenen, scheinbar unbeeinflussbaren Regeln und Gesetze haben. Und was sie uns, in bunten Bildern verhüllt, oft eindrucksvoll genug sagen, reicht von der Widerspiegelung alter und neuer Erlebnisse und Sinneseindrücke bis zu jenen Erscheinungen, die wir telepathische, visionäre, prophetische, Wahr- und Warnträume nennen.

Nicht alle Träume bedeuten etwas, nicht alle Träume bedeuten etwas Ernstes. Träume können im Magen ihren Ursprung haben, sie können Wünsche spiegeln oder der Ausdruck von Leidenschaften sein: von Haß, Liebe und Eifersucht, von Angst und Sorge, von Verzweiflung und Hoffnung. Der Traum kann Probleme, die uns beschäftigen, im Bild vor unsere Augen bringen, er kann auch ungelösten Aufgaben, vor denen wir stehen, zur Lösung verhelfen. Seine Formen, Absichten und Aufgaben sind also außerordentlich vielfältig.

Da alle Menschen träumen – wenn sich auch nicht alle nach dem Erwachen ihrer Träume erinnern – glaubt auch fast jedermann etwas vom Traume zu verstehen. Und – Hand aufs Herz, lieber Leser und liebe Leserin – ist es bei dir anders? Hast du dir nicht schon eigene Gedanken über das Phänomen der Träume gemacht? Und weißt du immer mit Sicherheit zu sagen, ob du etwas geträumt oder in einem mehr oder minder wachen Zustand „geahnt“ hast, ob du schließt oder wachtest, als du bestimmte seelische Erlebnisse hattest, die sich dir eingeprägt haben?

Der französische Forscher Charles Richet sagte vor einigen Jahren: „Es gibt in der Tat nur einen Unterschied zwischen dem geistigen Zustand eines Träumenden und dem eines Wachenden, und das ist der, daß der Schlafende nicht seine Aufmerksamkeit auf die wirklichen Dinge seiner Umgebung richten kann. Er ist in eine imaginäre Welt versetzt und kontrolliert nicht durch genaue Empfindungen die Abschweifungen seines Denkens. Dieses Nichtvorhandensein der Kontrolle macht im wesentlichen den Traumzustand aus. Man weiß nicht mehr, wo man ist, man wird nicht mehr durch die mechanischen und physischen Kräfte der uns umgebenden Welt an die konkrete Wirklichkeit erinnert. Die Aufmerksamkeit kann sich nicht konzentrieren, und ein dirigierender Wille ist nicht mehr vorhanden.“

Über das hinaus, was dieser kluge Franzose sagte, gibt es aber noch einige besondere Kennzeichen und Eigentümlichkeiten des Traums, auf die wir an gegebener Stelle noch zu sprechen kommen. Der Traum in dem Sinne, wie wir dieses Wort im allgemeinen hier gebrauchen wollen, ist nicht gleichzusetzen und zu verwechseln mit dem Tag- oder Wachtraum, auch nicht mit Vorahnungen; Visionen und dem Zweiten Gesicht. Denn diese Erlebnisse und Zustände sind nicht mit dem Schlaf verbunden. Wir werden auch davon späterhin noch einiges berichten. Ebenso haben Gesichts- und Gehörshalluzinationen und krankhafter Wahn an sich mit dem echten Traum in unserem Sinne nichts zu tun.

Von besonderer Art ist das Zeitproblem im Traume. In Sekundenschnelle – wie bei der Zeitraffer-Vorführung eines Films – kann ein Traum unter Umständen ganz ausgedehnte Erlebnisfolgen abrollen lassen. Dafür gibt es als hübsches Beispiel eine Geschichte aus dem Orient:

Ein Sultan von Ägypten war ein Ungläubiger und pflegte einen im Koran erzählten Vorfall aus Mohammeds Leben als unmöglich

und absurd zu verlachen. Aber als er eines Tages mit einem großen Schriftgelehrten darüber sprach, der die Gabe besaß, Wunder zu verrichten, sagte dieser, der Sultan könne sich von der Wahrheit jener Begebenheit überzeugen, wenn er tun würde, was man von ihm verlange.

Darauf bat der Schriftgelehrte den Sultan, sich neben eine Tonne mit Wasser zu stellen, und als dieser einwilligte und, umgeben von seinen Großen, an die Tonne trat, ersuchte ihn der heilige Mann, den Kopf ins Wasser zu stecken und sogleich wieder herauszuziehen.

Der Sultan tauchte sein Haupt in die Tonne und sah sich im gleichen Augenblick an den Fuß eines Berges am Meeresstrand versetzt. Er wurde über diesen Verrat und die Zauberei des weisen Mannes sehr zornig, aber als er endlich sah, daß aller Grimm ihm nichts nützte, setzte er sich nieder, um darüber nachzudenken, auf welche Weise er sein Leben in diesem fremden Lande fristen solle. Dann wandte er sich an einige Leute, die er in einem benachbarten Gehölze arbeiten sah, und diese führten ihn nach einer in der Nähe liegenden Stadt, wo er nach verschiedenen Abenteuern eine Frau von großer Schönheit und großem Vermögen heiratete. Er lebte mit dieser Frau so lange, bis er sieben Söhne und sieben Töchter mit ihr hatte. Späterhin wurde er so arm, daß er daran denken mußte, als Lastträger zu arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Eines Tages, als er allein am Ufer des Meeres umherging, versunken in melancholische Betrachtungen über sein früheres und sein jetziges Schicksal, empfand er eine Regung der Frömmigkeit und legte seine Kleider ab, um sich nach mohammedanischem Gebrauch zu waschen, ehe er seine Gebete sagte. Kaum aber war er ins Wasser getaucht und hatte den Kopf wieder daraus erhoben, als er sich urplötzlich neben der Tonne inmitten seiner Großen stehen sah, den heiligen Mann an seiner Seite. Der Sultan begann sogleich diesen auszuschelten, daß er ihn in solche Abenteuer gestürzt und für so lange Zeit in Elend und Dienstbarkeit gelassen habe. Aber wie war er erstaunt, zu hören, daß die Zustände, von denen er sprach, nur Traum und Täuschung gewesen seien, daß er sich nicht vom Platze, auf dem er stand, bewegt, sondern nur den Kopf ins Wasser getaucht und sogleich wieder herausgezogen habe. –

Es ist an sich gleichgültig, ob diese kleine Geschichte erfunden ist oder ob ihr ein wahres Vorkommnis zugrunde liegt; man kann sich vorstellen, daß der weise Mann etwas von Hypnose verstand

und dem ungläubigen Sultan seine Traumerlebnisse suggeriert haben mochte. Wie dem aber auch sei, die Erzählung zeigt, daß wir in außerordentlichen Zuständen, zumal im Traum, in der Lage sind, in Sekundenschnelle Geschichten zu erleben, deren Ablauf in Wirklichkeit lange Zeiten beanspruchen würde. Ähnliches ist ja auch außerhalb des Traumes von Abstürzenden oder von Ertrinkenden, die nachher gerettet wurden, bekannt: daß nämlich in Sekundenschnelle ihr ganzes jahrzehntelanges Leben in rasendem Filmtempo und mit großer Deutlichkeit an ihnen vorbeizog.

Man hat schon versucht, experimentell zu kontrollieren, wie lange ein Traum dauert. Ein Schlafender wird beispielsweise durch einen starken Reiz (Wärme, Kälte, Geräusche usw.) zum Aufwachen gebracht und erlebt in der kurzen Zeit zwischen dem Eintreten der Schlafstörung und seinem richtigen Wachwerden einen langen Traum, der erst durch den betreffenden Reiz ausgelöst ist.

So berichtete der dänische Forscher Dr. Alfred Lehmann von dem Franzosen Mauchart, der krank zu Bette lag und schlief, während seine Mutter an seiner Seite saß. Plötzlich löste sich eine Stange des Himmelbetts und traf ihn im Nacken. In diesem Augenblick, in dem der Schläfer gleichzeitig auch erwachte, erlebte er einen Traum, der ihn in die Zeit der Französischen Revolution entführte. Nach längeren Erlebnissen wurde er schließlich vor das Revolutionstribunal gestellt, wo er mit Robespierre, Marat und anderen Machthabern diskutierte und schließlich zum Tode verurteilt wurde. Der Armsünderkarren führte ihn durch eine große Menschenmenge zum Revolutionsplatz, wo er das Schafott bestieg und die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung erlebte. Als das Beil fiel, fühlte er, wie sein Kopf vom Rumpf getrennt wurde – und erwachte in höchster Angst. Jetzt erst klärte sich, daß die fallende Stange des Himmelbetts, die ihn im Nacken traf und ihn aufweckte, den ganzen Traum ausgelöst hatte.

Wie hier ein körperlicher Reiz einen Traum auslöste, so geschieht dies in anderen Fällen durch seelische Erregungen und Erlebnisse. Starke Affekte, wie Angst, Sorge, Ekel, Abscheu, Ärger oder Aufregungen aller Art – aber auch gelegentlich heitere Erlebnisse –, können zu Träumen Anlaß geben oder ihre Gestaltung im einzelnen beeinflussen. Auch wenn Tageserlebnisse als Bausteine für das Traumgebilde mitverwendet werden, verbirgt sich darin doch häufig zugleich auch ein tieferer Sinn. Sowenig unsere Gedanken „Absonderungen des Gehirns“ sind, sowenig sind Träume lediglich auf

Körperreize zurückgehende unwichtige Schlafstörungen, wie einige Wissenschaftler früher lehrten. Und häufig haben Künstler mit sicherer Intuition klarer etwas Treffendes über Träume ausgesprochen als Fachmediziner.

Das Zustandekommen von Träumen hängt von den verschiedensten Ursachen ab, die sich vielleicht gar nicht immer eindeutig feststellen lassen. Jedenfalls aber können wir sehr verschiedene Traumarten unterscheiden. Georg Christoph Lichtenberg, jener satirisch begabte Darmstädter Physikprofessor, der u. a. auch die treffende Bezeichnung „positive“ und „negative“ Elektrizität einführte, sagte einmal: „Meine Hand im Schlaf auf eine Falte eines seidnen Vorhangs geschlagen – diese Empfindung kann zu einem Traum aufwachen und -blühen, dessen Beschreibung ein Buch erfordert.“ Und der Dichterarzt Carl Ludwig Schleich schrieb: „Ein hohler Zahn, ein Geschwür kann im Entstehen schon Traumotive erregen, ohne gleichzeitig Wachsensationen zu bewirken.“ Solche auf Körperreizen und physischen Veränderungen beruhenden Träume gehören nicht eigentlich zum Thema unseres Buches, das sich ja vor allem mit den Mysterien der Träume befassen will. Sie sind auch für die wissenschaftliche Forschung wohl am unergiebigsten, obwohl sich in einem so hervorgerufenen Traumgeschehen manchmal zugleich auch ein tieferer Traumsinn verbirgt.

Wesentlich reizvoller sind schon jene Träume, in welchen Tageserlebnisse – die je nachdem Stunden, Tage oder Jahre zurückliegen – verarbeitet werden und dann vorbildgetreu oder in verwandelter Gestalt während des Schlafs wiedererstehen. So schreibt z. B. Gerhart Hauptmann: „Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe und der mir jedesmal eine Schwermut in der Seele ließ, da er mir etwas wie eine unwiederbringliche arkadische Wonne schattenhaft vorgaukelte. Ich sah dann stets einen sonnigen, von alten Buchen bestandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die sich durch trockenes, goldbraunes Laub zum Licht hervorgedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieser Traum nichts weiter als die Erinnerung eines besonders schönen, wirklich durchlebten Frühlingmorgens war, aber es scheint, daß ein erstes Genießen der goldenen Lust, zu der sich die Sinne des Kindes erschlossen, das unvergeßliche Glück dieser Stunde gewesen ist.“

Atmet dieser Erinnerungstraum Hauptmanns heitere Ruhe und

ist der Eigenart dieses Romantikers und Realisten gemäß, so zeigt auf der anderen Seite ein Traum des in ewige Lebenskämpfe verstrickten Friedrich Hebbel – wie es übrigens öfter bei diesem begabten Träumer der Fall war – eine die Wirklichkeit fast surrealistisch umgestaltende Szene. Der Dichter notierte in Wien am 10. Januar 1847: „In der Nacht wüste Traumbilder. Unter anderem sollte der Wesselburener Turm wie ein Luftballon in die Höhe fliegen, er war gefüllt, und der Dampf quoll rings um ihn hervor. Ich war aber noch ein Knabe und wurde von meinem guten Platz von Erwachsenen, die Gefahr für mich befürchteten, vertrieben.“

Schon an diesen beiden Beispielen von Hauptmann und Hebbel wird deutlich, wie die Träumer durch das, was sie träumen, und durch die Art, wie sie es träumen, selbst charakterisiert werden, und daß sich darin ein bestimmter Traumstil ausspricht. So heißt es auch schon im Talmud: „Was und wie der Mensch ist, so träumt er.“ Die einen träumen bevorzugt von der mehr oder minder schönen Vergangenheit, die anderen von einer hoffnungsreichen Zukunft. Wunschträume sind oft nur die Fortsetzung von im Tageserleben unerfüllt gebliebenen Erwartungen und Gedankenspinnten.

Wunschträume – wir alle haben dies Wort schon mehr als einmal ausgesprochen. Und vielleicht sind unsere meisten Träume Wunschträume. Einen Schwank, der dem türkischen Eulenspiegel Nasreddin zugeschrieben wird (der sich hier mit dem Beinamen Buadem tarnt), einen Schwank, der es mit einem Wunschtraum zu tun hat, wollen wir dem Leser nicht vorenthalten. Er lautet in aller Kürze: „Buadem war kaum fünf Jahre alt, da erzählte er eines Morgens seinem Vater folgenden Traum: ‚Vater, heute nacht habe ich im Traume Kuchen gesehen.‘ – ‚Mein Sohn, das ist ein Traum von guter Vorbedeutung,‘ erklärte der Vater und fügte im Scherz hinzu: ‚Gib mir zehn Para, und ich will dir den Traum auslegen.‘ – Buadem aber erwiderte darauf: ‚Wenn ich zehn Para hätte, so würde ich nicht von Kuchen träumen.‘ –“

Mit gut erzählten Erinnerungs- und Erlebnisträumen ließe sich in anregender Weise ein ganzes Buch füllen, so zahlreich sind sie. Da könnte sich die köstliche Fabulierkunst, die künstlerische Gestaltungs- und Verwandlungskraft, die ganze Schönheit schöpferischer Traumphantasie, deren der Mensch fähig ist, ausbreiten. Doch Träume dieser Art erhellen im Grunde nicht das Mysterium der Träume, welches das Thema dieses Buches ist. „Daß im Traum uns oft Erinnerungen an Dinge kommen, die uns längst entschwun-

den waren, ist bekannt und wohl von jedem Menschen einmal selbst erlebt“, schreibt der berühmte Arzt August Bier, der stets den heiterklaren Blick für die Wirklichkeiten des Lebens besaß.

Aber auch auf Träume dieser Art können wir uns, wie der Leser verstehen wird, hier nicht weiter einlassen. Die bedeutsamste und rätselvollste Sprache spricht der Traum im allgemeinen erst da, wo er in tiefsinnigen Symbolen von schwer ausdrückbaren Dingen kündigt, wo er in die Ferne oder in die Zukunft zielt und Schleier von Geschehnissen und Vorgängen zieht, deren wir auf normalem Erkenntnisweg sonst nicht innwerden können. In solchen Fällen wird jeder von uns, auch du und ich, zum Dichter und Propheten.

Träume dieser Art, bei uns gewöhnlich „Wahrträume“ genannt – jede Sprache hat dafür ihre spezifische Ausdrucksweise –, waren seit vorgeschichtlichen, seit vorwissenschaftlichen Zeiten für die Völker stets voll geheimnisreicher Anziehungskraft. Mythen, Märchen, Sagen und Überlieferungen geben von solchen Träumen überall auf der Erde Kunde. Wahrträume – vor allem solche aus den letzten beiden Jahrhunderten und bis zur Gegenwart – sind das Hauptthema unseres Buches, und der Leser ist eingeladen, für spätere Auflagen aus eigenem Erleben auch selbst hierhergehörige Träume beizusteuern.

Jeder, der die Bibel liest – und das gilt gleichermaßen vom Alten wie vom Neuen Testament – erhält einen starken Eindruck von der Bedeutung und Wertschätzung der Träume bei den Völkern und in den Zeiten, mit denen es die Bibel zu tun hat. Schon im Buch „Hiob“ heißt es: „Zuweilen im nächtlichen Traum, wenn der Schlaf sich des Menschen auf seinem Lager bemächtigt hat, öffnet ihm Gott das Ohr.“ An anderen Stellen wiederum nimmt die Bibel manchmal auch eine zurückhaltende oder ablehnende Haltung Träumen gegenüber ein.

Sokrates äußert sich in Platos Werken wiederholt positiv über Wahrträume und Traumerfüllungen. Und nicht nur in Griechenland, sondern auch in Ägypten, Babylon, Rom und den anderen alten Mittelmeerländern findet sich eine gleich hohe Bewertung des Wahrgehalts von Träumen. Im mittelalterlichen Europa glaubten selbst Männer wie Albertus Magnus, Paracelsus und andere an Wahrträume.

Wohl bei jedem Volke finden sich Zeugnisse für die Hochschätzung der Träume an sich und vor allem jener ahnungsreichen und dabei oft symbolisch eingekleideten „Wahrträume“, die im

allgemeinen mehr als andere Träume eine Kunst der Traumdeutung erforderten, wie uns das beispielsweise aus der Bibel von Joseph, der die Träume des Pharao deutete, überliefert ist.

In dem babylonischen Keilschriftepos von „Gilgamesch“, das bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurückgeht, läßt Ea, der Gott der Wassertiefe, Gilgamesch Traumbilder sehen, so daß dieser den geheimen Plan der Götter errät. Alle Arten des Traums – der Traum als Kündiger des Kommenden, als Mahner und Warner, als Tröster und Helfer, als Hoffnungs- und Wunschtraum – sind dem unbekanntem Dichter des großartigen Epos bereits bekannt und spielen in dem Werk eine dichterische Rolle.

In China wird in dem im siebenten vorchristlichen Jahrhundert entstandenen „Dschou-Li“, dem Ritenbuche der Dynastie Dschou, von Träumen und von den Funktionen der Traumdeuter berichtet. Und nach J. Pfizmaier sagt das etwa fünfzehnhundert Jahre spätere, aus der Tang-Zeit stammende „Buch der Träume“ kennzeichnend: „Der Traum ist ein Bild.“ Im „Schi-King“ (dem Liederbuch um 1100 v. Chr.), heißt es: „Bären und Affen bedeuten Söhne, Schlangen und Nattern bedeuten Töchter.“ Traumdeutungen, Interpretationen von Traumsymbolen sind den Chinesen also schon damals geläufig.

In Indien werden Träume überliefert, welche mit der Geburt Buddhas (um 560 v. Chr.) und seiner Sendung zusammenhängen. Seine Mutter träumte einige Zeit vor seiner Geburt einen sehr feierlichen und wundersamen Traum von einem weißen Elefanten; und diesen Traum deuteten die kundigen Priester so: „Du wirst einen Sohn gebären, dem Ruhm von zwei Seiten her winkt: entweder wird er den Weg seiner Väter gehen und herrschen über alle Völker der Erde, oder er wird Haus und Reich verlassen, um als Mönch zu leben, und wird der Lehrer der Menschen werden, der die Nebel des Wahns und der Sünde von der Welt hinwegnimmt.“ – Ebenso wird berichtet, Buddha habe in der Nacht vor seiner Erweckung geträumt, er schliefe, auf dem Rücken liegend, über die ganze Erde gebreitet: das Haupt auf dem Himavat, die Füße am Weltberg im Süden, die Hände an den Weltbergen im Osten und Westen; und diesem Traum wurde die Deutung gegeben, er versinnbildliche, daß die erhabene Lehre des Buddha sich über die ganze Erde ausbreiten werde. – So haben wir in diesen Träumen und ihrer Deutung sehr alte Überlieferungen von symbolischem und prophetischem Gehalt.

Der sagenhafte Dichter der „Ilias“ und der „Odyssee“, Homer, verwendet den Traum wiederholt als poetisches Mittel. In der Ilias läßt er z. B. den Traumgott in Nestors Gestalt dem schlafenden Agamemnon erscheinen und ihn im Auftrag des Göttervaters Zeus auffordern, den Kampf gegen Troja zu beginnen. Als Patroklos gefallen ist, erscheint dieser im Traum seinem Freunde Achill und bittet ihn um Gewährung der Grabesruhe, da seine Seele umherirren müsse, solange sein Leichnam noch nicht feierlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt sei. Zugleich verkündet die Traumerscheinung dem Achill, daß auch er vor Troja fallen werde. – Dies ist wahrscheinlich der älteste Traum in der europäischen Literatur, in welchem ein Verstorbener erscheint.

In der „Odyssee“ erzählt die von den Freiern bedrängte Penelope ihrem Gast, in dem sie den eigenen Gatten, Odysseus, nicht erkennt, einen symbolischen Traum: Sie sah nämlich im Schlaf, wie den zwanzig Gänsen, welche sie auf ihrem Gang zog, von einem aus den Lüften herabstoßenden Adler der Hals gebrochen wurde. Doch obwohl der Adler im Traume ihr mit menschlicher Stimme die Auslegung gab, daß die Gänse die Freier bedeuteten und er selbst, der Adler, den heimkehrenden Gatten symbolisiere, der den prassenden und schmarotzenden Freiern ein schmähhliches Ende bereitete, traute Penelope ihrem Traume nicht recht. Denn es konnte sich ja um einen jener trügerischen Träume handeln, welche durch die „elfenbeinerne Pforte“ kommen, wie Homer sagt, und die Menschen täuschen sollen.

Auch in der altnordischen Literatur gibt es beziehungsvolle Träume. In der „Edda“ werden in der Geschichte von „Gisli, dem Geächteten“ Gislis Träume berichtet, in denen zwei „Traumfrauen“ vorkommen: die eine sagt nichts als Unglück vorher, die freundliche Traumfrau aber immer Gutes.

Natürlich kennen nicht nur Kulturvölker den Traum: Die sogenannten primitiven Völker haben ähnlich wie Kinder in Europa und Amerika auch heutzutage noch vielfach häufig ein merkwürdiges Verhältnis zum Traum. Obwohl man sich bewußt zu sein scheint, daß Traum und Wirklichkeit nicht gleichzusetzen sind, wird doch dem Traum ein besonderer Wahrheitsgehalt zugeschrieben, der den Unterschied zwischen Schein und Leben aufhebt.

So erzählte nach einem Bericht des Forschers Lucien Lévy-Bruhl ein Missionar, der unter den Lenguas am Gran Chaco lebte, wie ein Indianer von ihm Bezahlung für drei Kürbisse verlangte. Denn er

habe im Traum gesehen, wie der Missionar aus seinem Garten drei Kürbisse holte. Auf die Erwiderung des Missionars, er habe sich zu der fraglichen Zeit doch an einem hundertfünfzig Meilen entfernten Ort aufgehalten, beharrte der Indianer bei seinem Verlangen. Denn wenn auch nur „die Seele“ des Missionars in seinem Garten gewesen sei, so würde der Missionar doch sicherlich, falls er auch körperlich dagewesen wäre, die Kürbisse mit sich genommen haben!

Von einer ähnlichen Vorstellung ausgehend, wird bei den Kai auf Neuguinea ein Vergehen darin gesehen, wenn ein Mann im Traume Gunstbezeugungen von der Frau eines anderen annimmt. Mit einer Buße, die nach einem solchen Traum verhängt wird, soll offenbar ein strafbarer Wunsch gesühnt werden.

Auch die Antike kennt teilweise ein solches Verhältnis zum Traumgeschehen. Wie Plutarch berichtet, hatte Marsyas geträumt, er habe den Tyrannen Dionys ermordet. Marsyas wurde daraufhin mit der Begründung zum Tode verurteilt, er habe einen solchen Traum nur gehabt, weil er auch im Wachen von Mordgedanken erfüllt gewesen sei.

Hierbei denkt man unwillkürlich an Nietzsches Wort: „Für alles wollt ihr verantwortlich sein, nur nicht für eure Träume!“

Eine solche Verwischung des Unterschieds zwischen Traum und Wachzustand, wie sie in den eben gebrachten Beispielen erscheint, nimmt die kindliche Seele auch heute noch vor, ehe der Verstand seine volle Vorherrschaft im Leben angetreten hat. Ein von Carl Philipp Moritz, dem Autor des Romans „Anton Reiser“, im 18. Jahrhundert berichtetes Erlebnis mag das dem Leser erläutern. Moritz schreibt: „Als ich ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren war, überredete ich mich einige Tage lang fest, daß eine junge Kaufmannsfrau in unserer Nachbarschaft tot sei, bis ich sie einmal vor der Tür stehen sah und über ihren Anblick sehr erschrak. Nachdem ich aber etwas nachgedacht hatte, fiel es mir plötzlich ein, daß mir vor einigen Tagen vom Tode dieser Frau geträumt hatte, so daß ich sie in einem Sterbekleide im Sarge liegen sah. – Die Ideen vom Traume hatten sich nicht gehörig verdunkelt und sich daher mit den Ideen von der Wirklichkeit vermischt.“

Neben Wahrträumen zogen auch andere mit dem Traum verknüpfte Phänomene schon früh die Aufmerksamkeit der Völker auf sich. Insbesondere erschienen zwei Tatsachen auffällig: daß wir im Traume oft fliegen können und daß im Traume bisweilen Verstorbene erscheinen. Flugträume sind auch dir, lieber Leser, wahrschein-

lich aus eigenem Erleben bekannt. Um so mehr dürften dich die folgenden zwei Berichte interessieren. Jean Paul schreibt im Dezember 1807: „Ich träumte: jetzt kann ich im Traume überall hinfliegen, ohne aus dem Bett herauszugehen, und komme doch an und fliege nachts durch eine Stadt.“ Und Goethe äußerte etwa um dieselbe Zeit, sein Fliegen sei unsterblich, bald niedriger, bald höher und bis aufs Dach. – Dieses verbreitete Fliegerlebnis im Traum wurde schon in alter Zeit als ein wirkliches Geschehen aufgefaßt.

Seit jeher ist der Glaube weit verbreitet, daß die Seele während des Schlafs den Körper wie ein Schmetterling verlasse und abenteuernd umherstreife. In dem schon erwähnten alten chinesischen Buch der Träume heißt es: „Die Seele tritt aus und wandelt umher“, und der Birmese gebraucht noch heute das Sinnbild des Schmetterlings für Seele. Ebenso wird auch in Japan die Seele vielfach als Schmetterling abgebildet. Im alten Griechenland stellte man die Psyche mit Schmetterlingsflügeln dar, und auf unseren abendländischen Friedhöfen sieht man noch heute auf Grabsteinen hin und wieder das Symbol des Schmetterlings als Abbild der von der Erdschwere befreiten Seele. Da man glaubte, daß die Seele auch im Schlaf den Körper zu verlassen pflege, galt es seit alters als gefährlich, einen Schläfer plötzlich aufzuwecken. Und es gibt manchen sagenhaften Bericht, wie etwa ein böser Zauberer, während seine Seele „ausgefahren“ war, von seinen Feinden überwältigt wurde, d. h. man band oder verbrannte gar seinen leblos daliegenden Körper und machte so die Seele heimatlos. Daß wir bei plötzlichem Gewecktwerden häufig mit starkem Herzklopfen reagieren, ist wohl auch dem Leser bekannt. Aber welche Schlußfolgerungen man aus der Tatsache des Aufwachschrucks ziehen darf, ist eine Frage für sich.

Sehr charakteristisch sind Nietzsches Ansichten in seinem Werke „Menschliches, Allzumenschliches“. Dort heißt es: „Im Traume glaubte der Mensch in den Zeitaltern roher, uranfänglicher Kultur eine zweite reale Welt kennenzulernen. Hier ist der Ursprung aller Metaphysik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlaß zur Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der ältesten Auffassung des Traums zusammen, ebenso die Annahme eines Seelenscheinleibs, also die Herkunft allen Geisterglaubens und wahrscheinlich auch des Götterglaubens. ‚Der Tote lebt fort, denn er erscheint den Lebenden im Traume‘, so schloß man ehemals viele Jahrhunderte hindurch.“

Ähnlich schrieb Herbert Spencer, der bedeutende Verkündiger des Materialismus im 19. Jahrhundert, über die abergläubischen Vorstellungen, welche primitive Völker von Träumen haben, und auf welchen der allgemeine Glaube an die Geisterwelt und an das persönliche Weiterleben nach dem Tode beruhe. Alle diese Anschauungen seien auf Traumerlebnisse zurückzuführen, erklärte er; die Menschen stellten sich ein Geisterleben vor, weil sie im Schlaf eine Art zweites Bewußtsein hätten. An ein wirkliches Leben der Seele nach dem Tode glaubte Spencer nicht.

Ganz anders klingt, was Rudolf Steiner, der Begründer der Anthroposophie, als Geistesforscher sagt: „Der Traum enthält Prophetien zukünftiger Erlebnisse, die Astralleib und Ich im Schlafe erleben, gemischt mit Erinnerungen des gegenwärtigen Lebens im Ätherleib.“ Steiner ist nicht nur vom Fortleben der Seele nach dem Tode, sondern auch von deren Reinkarnation überzeugt. Er knüpft damit an sehr alte indische Vorstellungen an, die außerhalb des abendländisch-christlichen Kulturkreises gewachsen sind.

Die Kirchenväter übernahmen von den Juden und von der klassischen antiken Tradition viele Anschauungen über Träume. Tertullian z. B. glaubte, die Seele erhole sich während des Schlafs, so wie es der Körper tue, und diese Erholung bestehe in Träumen. Er war ebenso überzeugt, sie könne Offenbarungen geistiger Natur erhalten, so daß es möglich sei, verborgene Schätze oder gestohlenes Gut zu entdecken und die Zukunft vorherzusagen. Er fügte gleichzeitig hinzu, der Teufel könne unreine und häßliche Träume erzeugen.

Der Dichter des Nibelungenliedes verwendet mehrfach den Traum als Künder und Warner. Gleich zu Beginn, noch ehe Siegfried zu Worms in Erscheinung getreten ist, träumt Kriemhild, wie sie sich einen wilden Falken ziehe, den dann zu ihrem größten Schmerze zwei Adler ergreifen. Und ihre Mutter Ute, der sie den Traum erzählt, deutet ihn richtig auf den kühnen Recken, den Kriemhild gewinnen werde, der aber einen frühen und blutigen Tod finde.

Als später Siegfried mit Gunther, Hagen und den anderen zur Jagd in den Waschenwald reiten will, versucht Kriemhild – auf Grund eines Wahrtraums – unter Tränen, Siegfried zurückzuhalten. Aber der tapfere Recke läßt sich vom Ritt, der ihm zum Verderben werden soll, nicht zurückhalten.

Schließlich sucht Frau Ute die zur Fahrt ins Hunnenland bereiten Recken vor dem ihnen dort drohenden Unheil zu bewahren, indem

sie ihnen – wenn auch vergebens – einen warnenden Traum erzählt. Und so nimmt das Unheil seinen Lauf.

Erscheinungen Toter im Traume werden aus allen Zeiten berichtet. Sie stützten den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode, zumal sich Ratschläge solcher Traumgestalten vielfach als besonders trefflich und hilfreich erwiesen. Für den intensiv erlebenden Menschen, der entsprechend veranlagt ist, gewinnen solche Träume einen objektiven Wahrheitscharakter. Das kann vielleicht kein Beispiel besser bezeugen, als das des zu Goethes Zeit im elsässischen Steintal in den Vogesen vorbildlich wirkenden Pfarrers Friedrich Oberlin, dessen Tagebuch auszugsweise von G. H. Schubert veröffentlicht wurde.

Oberlins Frau starb 1785. In den neun folgenden Jahren erschien sie ihm in zahlreichen Träumen, in denen sie ihn ermahnte, warnte, belehrte, ermutigte und ihm zahlreiche gute Ratschläge gab, was er alles in seinem Tagebuch genau verzeichnet hat. Auch eine nicht mehr rein materialistisch eingestellte Wissenschaft sieht in solchen Träumen ein ausschließlich an den Träumer gebundenes Erleben und hütet sich vor zu weit gehenden Schlußfolgerungen. Aber es läßt sich kaum etwas einwenden gegen einen Gedanken wie den folgenden, welchen der keineswegs in Jenseitsfragen schwelgende Oberlin äußert: „Es dünkt mich nun, nach mehreren Erfahrungen, wahrscheinlich zu sein, daß manche Träume tiefer liegen und in einem tieferen Grunde oder Theater – (ich weiß nicht, wie ich's nennen soll) – aufgeführt oder gespielt werden, als wir's uns vorstellen.“

Träume von fernen und von abgeschiedenen Menschen, die uns als nah, gegenwärtig, lebend erscheinen, ohne daß uns dies während des Traumes absurd vorkommt, zeigen deutlich, daß das Traumbewußtsein von ganz anderer Beschaffenheit ist als das Wachbewußtsein. Der kritische Verstand ist ausgeschaltet, und ebenso ist der Träumende weder an Raum noch an Zeit gebunden. Darum überrascht es uns auch nicht, wenn gelegentlich unser Traum mit dem Traum anderer Menschen in Beziehung tritt.

Eigenarten der Träume und Traumbesonderheiten wie die eben berührten fanden immer da ein natürliches Verständnis, wo der Sinn für das Märchen sich erhalten hat. Das echte Märchen gehört ja zu den traumalten frühen Überlieferungen der Menschheit. Im unverfälschten Volksmärchen findet sich auch heute vielfach eine ähnliche Symbolik wie in unseren Träumen. Das rührt wohl daher,

daß Märchen ebenso wie Träume hellsichtig oft Zugang zu übersinnlichen Bereichen haben, von denen sich fast nur in Sinnbildern, in Symbolen etwas aussagen läßt.

Wenn wir unter Märchen keine Fabeln, keine leeren Erfindungen verstehen, sondern naturseelenhafte Einsichten, so hat der mit Märchensinn Begabte auch ein hohes Verständnis für seine eigenen Träume und für die der Nebenmenschen. Die Seelenhaltung, aus der heraus Volksmärchen entstanden sind, ist nicht rationalistisch, nicht verstandesmäßig (wie manche modernen Kunstmärchen es sind, die darum nicht zum Kindergemüt sprechen!), sondern sie darf eher magisch genannt werden: „Gemeinsam allen Märchen sind die Überreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht“, heißt es treffend bei den Brüdern Grimm. Und ganz ähnlich kann es sich bei vielen Träumen verhalten.

Daher ist es sehr begreiflich, daß die Dichter der Romantik – als der Gegenströmung gegen die voraufgegangene Zeit der Aufklärung und rationalistischen Skepsis – Traum und Märchen gleichzeitig hochschätzen lernten und von beiden Elementen auch als von willkommenen Kunstmitteln in ihren Dichtungswerken Gebrauch zu machen suchten. Jene Dichter und Künstler – und das gilt gleichermaßen für die Maler unter ihnen – erlebten den Traum als Quelle der Inspiration aus eigenen Seelentiefen und knüpften damit an eine uralte Menschheitsüberlieferung an.

Novalis hat von allen Romantikern wohl die wichtigsten Erkenntnisse über den Traum ausgesprochen. Man kann ihn vielleicht einen genialen Wiederentdecker des Traums nennen. Durch seinen Roman „Heinrich von Ofterdingen“ zieht die Sehnsucht nach der „blauen Blume“, die später zum Symbol der Romantik überhaupt wurde. Dieses Motiv der Traublume wird gleich im Anfang des ersten Teils des Romans, der den Titel „Die Erwartung“ trägt, angeschlagen, und Novalis spricht da durch den Mund Heinrichs seine eigenen Anschauungen aus. Es heißt: „Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum, eine sonderliche Erscheinung, die, auch ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutsamer Riß in den geheimnisvollen Vorhang ist, der mit tausend Fäden in unser Inneres hereinfällt?“ Und weiter: „Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Phantasie... Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum,

wenn auch nicht unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe betrachten.“

Vor allem anderen war der Traum für Novalis eine symbolische, eine bildhafte Ahnung des Kommenden. Und so sollte auch „Heinrich von Ofterdingen“ im zweiten Teil („Die Erfüllung“), der unvollendet geblieben ist, die blaue Blume finden. „Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt“, schreibt Novalis.

Das sind Gedanken, wie sie der Spanier Calderon in seinem Stück „Das Leben ein Traum“ ähnlich durch den Mund des gefangengehaltenen Königssohns Sigismund aussprechen läßt: „In den Räumen dieser Wunderwelt ist eben nur ein Traum das ganze Leben, und der Mensch, das sah ich nun, träumt sein ganzes Sein und Tun.“

Den Zweifel, ob das Leben und der Traum nicht vertauschte Rollen spielen, hat der Chinese Tschuang-Tse schon lange vor Calderon ausgesprochen. Es wird darüber berichtet: „Tschuang-Tse träumte, er sei ein Schmetterling und wüßte als solcher nichts mehr von sich als Mensch. Nach dem Erwachen fragte er sich: ‚War ich ein Mensch, der träumte, er sei ein Schmetterling, oder bin ich jetzt ein Schmetterling, der träumt, er sei ein Mensch?‘“

In der deutschen Romantik aber schreibt Novalis: „Unser Leben ist ein Traum heißt soviel als: unser Leben ist ein Gedanke.“

Es waren also die Künstler, nicht die Wissenschaftler, welche sich als erste bemühten, dem lange mißachteten Gebiet der Träume wieder den ihm zukommenden Platz einzuräumen. Und es ist wohl der Romantik in erster Linie zu danken, wenn bereits einzelne Ärzte der damaligen Zeit, wie der erst in unserem Jahrhundert wieder in seinem vollen Wert geschätzte C. G. Carus, sich mit dem Unterbewußtsein, dem Quellgrund vieler Träume, eingehend befaßt haben.

Aber diese von der offiziellen Wissenschaft so lange zu Unrecht mißachtete Welt der Träume wurde erst durch das Wirken des Wiener Nervenarztes Sigmund Freud – der manche Anregungen für seine psychoanalytischen Anschauungen dem eine halbe Generation älteren Josef Popper (Deckname: Lynkeus) und seinem zeitweiligen Mitarbeiter Josef Breuer verdankt – in den Bereich der Schulmedizin gerückt. Das war eine große Tat. Freud selbst gestand, nachdem er den Wert von Träumen eingesehen hatte, „daß hier wiederum einer jener seltenen Fälle vorliegt, in denen ein uralter, hartnäckig festgehaltener Volksglaube der Wahrheit der

Dinge nähergekommen zu sein scheint als das Urteil der heute geltenden Wissenschaft“.

Die Traumdeutungen der Freudschen psychoanalytischen Schule kamen vielfach zu anderen Ergebnissen als die Volksüberlieferungen. Die ziemlich einseitige Zurückführung der Träume auf sexuelle Ursachen durch Freud schuf ihm viele Gegner. So übt heute z. B. der skandinavische Forscher Poul Bjerre folgendermaßen Kritik: „Die Psychoanalyse hat durch ihre naiven Fehldeutungen eine Begriffsverwirrung ohnegleichen angerichtet. Sie hat nicht nur die Behandlungskunst gehemmt, sondern auch die Anwendung der Psychologie auf soziale, philosophische und allgemein-menschliche Probleme in schiefe Bahnen gelenkt.“

Dennoch muß man dem kühnen Forscher Freud Gerechtigkeit widerfahren lassen. So wendet sich z. B. Professor Hans Winterstein gegen Freuds Einseitigkeit, fügt jedoch hinzu: „Dies darf uns nicht hindern, das unvergängliche Verdienst anzuerkennen, das Freud sich durch seine Traumlehre erworben hat, die um so mehr unsere Bewunderung verdient, als sie in eine Zeit fällt, in der besonders der ärztlichen Wissenschaft über der Fülle von Detailerfolgen der Sinn für das Ganze weitgehend verlorengegangen war.“

Und auch ein Seelenforscher wie der englische Sexualpsychologe Havelock Ellis schreibt: „Selbst wenn man Freuds Methodik als unbefriedigend und seine Tatsachen als unerwiesen verwirft, muß man das Werk eines so kühnen und aufrichtigen Forschers in höchstem Grade anregend und förderlich nennen. Wenn es nicht die Wahrheit ist, wird es uns mindestens behilflich sein, die Wahrheit zu finden.“

Freuds Traumlehre hat in der Tat in der ganzen Welt Eingang gefunden. In Tokio gibt es heute einen Studienkreis, der sich mit seiner Lehre befaßt, und in Siam erschien schon 1929 das zweibändige Werk „Khuan Fan“ (Über den Traum), worin neben dem großen Traumspezialisten des Altertums Artemidoros aus Daldis der Pali-Autor Nandachariya und – Sigmund Freud zitiert werden.

Obwohl neben der schulmedizinischen Traumliteratur heute noch eine apokryphe Traumbüchel-Literatur ihr Dasein weiterfristet, deren Angaben teilweise der unverstandene Abklatsch und Nachklang altorientalischer Quellen oder Auszüge aus dem eben erwähnten Artemidoros sind, so ist doch in der Hauptsache heute das Gebiet des Traums der Legende, dem Aberglauben, dem Betrug

und der Selbsttäuschung entzogen und dem kalten, nüchternen Licht von Forschung, Beobachtung und Experiment ausgesetzt.

Nach Freud haben der große Schweizer C. G. Jung und andere tiefenpsychologische Forscher zur Klärung des dunklen Traumgebiets sehr viel beigetragen, und die moderne Tiefenpsychologie sieht im Traum heute den vorzüglichen Ausdruck des Unbewußten im normalen Seelenleben. Gegenüber Wahrträumen, denen unser Buch vorzugsweise gewidmet ist, versagt freilich auch heute noch weitgehend die exakt-wissenschaftliche Forschung und Betrachtungsweise.

Es ist wohl richtig, einmal zu sagen, daß der Traum, so wie wir ihn gewöhnlich erleben, visueller Natur ist, daß er ein Seh-Erlebnis im Schlafe darstellt. Gewiß hören wir manchmal im Traum auch Laute, führen hin und wieder Gespräche, vernehmen gelegentlich auch Musik, aber in erster Linie sehen wir unsere Träume. Daneben kommen – ziemlich selten – auch Geruchs-, Geschmacks- und Tast-Erlebnisse im Traume vor.

Ein Seh-Erlebnis im Traum sollte es für Blindgeborene oder in der frühen Kindheit Erblindete kaum geben können; deren Träume müßten eigentlich aus anderen Sinneseindrücken, vor allem solchen des Tastgefühls, bestehen. Aber gleichwohl spricht die Schriftstellerin Helen Keller, die durch Scharlach im Alter von neunzehn Monaten erblindete, in ihrer Autobiographie von Traumgesichten, von Landschaften so, als ob einige Kindheitserinnerungen in ihrem Unterbewußtsein schlummerten und im Schlafe zum Leben erwachten. „Manchmal“, so schreibt sie, „besucht mich ein wundervolles Licht während meines Schlafs. Solch ein Aufblitzen von Herrlichkeit ist das!“

An einer anderen Stelle ihres Buches „The World, I Live In“ heißt es: „Einmal hielt ich im Traume in meiner Hand eine Perle. Ich habe keine bewußte Erinnerung an eine Perle. Diejenige, die ich im Traume sah, muß also ein Erzeugnis meiner Einbildungskraft sein. Es war ein glatter, ausgesucht geformter Kristall. Als ich in seine schimmernden Tiefen starrte, ward meine Seele von einem Rausch von Zärtlichkeit überflutet. Ich wurde mit Verwunderung erfüllt wie jemand, der zum erstenmal in das kühle, süße Herz einer Rose schauen darf. Meine Perle war Tau und Feuer, das samtene Grün von Moos, die milde Lichtfarbe von Lilien und das Destillat der Farbe und Süße von tausend Rosen . . .“

Wer kann die bildhaften Vorstellungen von Formen und Farben

erklären, die ein seit der Kindheit erblindeter Mensch träumt? Zweifellos ist nach dem, was die des Sehens und Hörens beraubte Helen Keller angibt, ihre Traumwelt nicht begrenzt und unfruchtbar, vielmehr reich an Inhalt, weit über die normale Erfahrung hinaus.

„Ich glaube“, schließt die Autorin, „daß wir in unseren Träumen Lichtblicke eines Lebens erhaschen, das umfassender ist als unser eigenes. Wir sehen und erfahren dies Leben wie ein kleines Kind oder wie ein Wilder, der ein zivilisiertes Volk besucht. Gedanken, weit über unser gewöhnliches Denken hinaus, werden uns zuteil, Empfindungen, vornehmer und verständiger, als wir sie jemals, solange unser Herz schlägt, gehabt haben. Für eine flüchtige Nacht erfüllt uns eine fürstliche Natur, und wir werden so groß wie unser Sehnen.“ Solch ein Traumleben ist in der Tat außerordentlich be-
neidenswert.

Zum überwiegenden Teil – das sei nochmals deutlich gesagt, damit der Leser uns nicht mißversteht – sehen wir im normalen Traum mehr, als daß wir berühren, tasten, schmecken oder hören. Das Sehen ist meist undeutlich und farblos wie schlechte Photographien. Farbe ist verhältnismäßig selten zwischen der ewigen Graueit der Figuren, Räume und Außenszenen. Natürlich gibt es davon Ausnahmen. Und solltest du, lieber Leser und liebe Leserin, farbig träumen oder öfter andere als optische Sinneserlebnisse im Traume haben, so bittet der Autor um Nachricht. Denn solche Ausnahmen sind interessant und wertvoll.

Der vorhin schon genannte Forscher Professor Hans Winterstein sagt: „Die optischen Erlebnisse überwiegen an Häufigkeit und Umfang weitaus alle anderen. Das durch Gehörsreize ausgelöste Traumerlebnis ist meist wieder optischer Natur, und nur relativ selten treten sie selbst als akustische Phänomene in den Trauminhalt ein. Hörträume sind anscheinend schwierig zu bewerkstelligen. Selten geht die geträumte Pistole los, am häufigsten ist noch Musik zu hören oder – in matter und nur unbestimmt als Gehörsindruck imponierender Form – die Sprache. Alle anderen Arten von Empfindungen, Geruch, Geschmack, Wärme, Kälte, Druck, Schmerz sind höchst selten im Traum.“ Und der Arzt Carl Ludwig Schleich bemerkt: „Sehr bezeichnend ist das Abbrechen vieler Träume in dem Augenblick, in dem logischerweise eine Gehörs- oder Gefühlswahrnehmung stattfinden müßte.“

Als Beispiel für farbiges Träumen sei hier eine Mitteilung wie-

dergegeben, die Fräulein F. L. in Heidelberg dem ebenda wohnenden Autor Dr. Moufang vor einiger Zeit gemacht hat. Die Angabe lautet: „Farbige Träume sind bei mir nichts Seltenes. Unlängst träumte ich folgendes: Ich war allein und sah im Himmelsraum eine strahlende Sonne, um die ziemlich eng in wellenförmigen Bewegungen ein breiter Regenbogen in allen seinen Farben kreiste. Der Anblick war überwältigend schön. Der Glanz war jedoch so stark, daß ich meinen Blick immer wieder wegwenden mußte. Auf der Gegenseite des Himmels erblickte ich den Mond, um den sich ähnlich wie um die Sonne ein breites kornblumenblaues Band in flatternder wellenförmiger Bewegung drehte. Dieser Anblick war bedeutend milder und wohltuender für die Augen. Ich fühlte mich dabei von großer Harmonie erfüllt. Der Traum verlor sich allmählich, ohne daß ich darüber aufwachte, doch hatte ich ihn nach meinem Aufwachen sofort lebendig im Gedächtnis.“ Solche Träume wie dieser in seiner lockenden Farbigkeit sind verhältnismäßig selten.

Viele Träume sind absolut durchschnittlicher Art: man vermißt die Logik, findet sie albern, verschwommen, obszön, schrecklich oder sonst unerfreulich. Und oft hat man sie beim Aufwachen vergessen, und erst untertags fällt einem plötzlich dies oder das daraus ein, worin vielleicht ein Sinn oder eine symbolische Anspielung gefunden werden könnte. Wenn freilich alle Träume nur so alltäglich und hausbacken wären, hätten sie nur für Psychiater Interesse und natürlich für die Autoren und Herausgeber jener offenbar nicht aussterbenden Traumdeutungsbücher, in denen für alles und jedes, was in einem Traume vorkommt, eine Erklärung geboten wird.

Doch darum allein dreht es sich nicht, lieber Leser. Es gibt eine bestimmte Klasse von Träumen, für die und für deren Eigenart auch die fortgeschrittenste moderne Psychologie bis jetzt keine ausreichende Erklärung geben kann. Das sind die Wahrträume und prophetischen Träume. Sie haben nichts mit Aberglauben zu tun, sondern sind eine Gegebenheit, deren befriedigende Erklärung noch aussteht.

Es gibt auch heute nicht wenige Mediziner und andere Wissenschaftler, welche das Vorkommen solcher Träume leugnen möchten, sei es, weil sie selbst noch keinen dieser Art erlebt haben, weil solche Träume nicht in ihr Weltbild passen, weil sie ihnen unbehaglich sind oder aus welchen Gründen immer. Man kann als Wissenschaftler – aber ebenso auch als Laie – verstehen, wie durch

Überlastung des Magens oder durch Essen kurz vor dem Schlafengehen, durch eine ungeschickte Lage des Kopfes, durch Hitze oder Kälte eines Körperteils, infolge Störung eines Körperorgans, durch Wiederauftauchen von Fetzen aus Gesprächen oder aus halbvergessener Lektüre, aus Reiseerinnerungen oder aus bestimmten Affekten heraus, z. B. durch Ärger über ein berufliches oder familiäres Vorkommnis oder auch – um mit Freud zu sprechen – infolge eines „verdrängten Wunsches“, bestimmte Träume entstehen. Und es soll keineswegs bestritten werden, daß manche dieser Träume den Eindruck eines Vorherwissens von Zukünftigem machen, ohne daß dies bei näherer Prüfung immer zutrifft.

Lassen wir aber das alles beiseite, so können wir noch eine Gruppe von anderen Traumphänomenen bemerken, die zwar sicher seltener sind, jedoch noch häufig genug auftreten, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen. Äschylos bemerkt schon in seinen „Eumeniden“, daß „im Schlummer das Auge der Seele klarer wird, daß aber am Tage des Menschen Schicksal unvorhergesehen kommt“. Diese Auffassung des antiken Dichters setzt voraus, daß man im Schlaf eine ungewöhnliche Klarsicht haben kann, die während des Wachseins normalerweise nicht besteht. Aber offensichtlich erleben solche hellsichtige Blitze nur wenige, die dafür besonders begabt sind, und auch diese vielleicht nur ein einziges Mal im Leben. Solche Wahrgesichte bleiben gleich merkwürdig, sei es, daß es sich dabei um ein gleichzeitiges Geschehen in der Ferne handelt, das sich als wahr erweist, oder sei es, daß – an sich unerkennbare – zukünftige Vorgänge im Traume richtig vorhergesehen werden.

Nach altem Sprachgebrauch handelt es sich dabei um „Offenbarungen“ verschiedener Art. Man braucht dabei nicht immer gleich an eine Eingebung durch den Schöpfer unmittelbar zu denken, wie es in manchen biblischen Berichten vorausgesetzt wird. Manche der hier interessierenden Träume inspirieren ein Gedicht, eine Erzählung, ein Werk der bildenden Kunst, einige führen zur Entdeckung eines lange und vergeblich gesuchten Gegenstands. Manche dieser Traumerlebnisse lösen ein verwickeltes Problem oder verhelfen zu einer bedeutsamen Entdeckung. Wieder andere – und das sind eben die besonders interessanten – enthüllen ein fernes Geschehen oder deuten mehr oder minder klar und deutlich ein zukünftiges Ereignis an. Aber während der gewöhnliche Traum wie ein leichter Flaum schnell verfliegt, ist dieses seltenere Traumerleben scharf umrissen und prägt sich unvergeßlich ein.

Die psychoanalytisch Geschulten unter den Lesern werden bemerken, daß hier keine orthodoxen Schulauffassungen referiert werden. Der Autor Dr. Moufang sieht das Traumgeschehen historisch und tatsächlich unter anderem und zum Teil größerem Blickwinkel, als dies in den modernen psychologischen und psychoanalytischen Schulen und Lehren im allgemeinen üblich ist. Träume interessieren hier ja keineswegs in erster Linie, weil man durch ihre Kenntnis einem Kranken, der sich analysieren läßt, helfen kann. Die Träume von seelisch Gesunden verdienen eine gleiche oder noch größere Aufmerksamkeit. Vor allem aber erscheinen die Träume schöpferisch begabter Menschen bemerkenswert, die (wie die psychoanalytische Fachliteratur ausweist, die mehrfach Dichtertäume und Dichterwerke näher untersucht hat) sich oft genug eine gewaltsame Zurechtbiegung gefallen lassen müssen, um mit der Schulmeinung übereinzustimmen.

Das haben die großen schöpferischen Geister der Menschheit aber nicht unbedingt nötig. Jahrhundertlang hat sich die ärztliche Kunst und Wissenschaft um den Wahrheits- und Schönheitsgehalt der Träume begabter Menschen überhaupt nicht gekümmert, und es ist ein unbilliges Verlangen, daß die Wissenschaft nun auf einmal als oberste Zensur- und Bewertungsstelle für Träume angesehen werden solle. Der Horizont, der Erlebnisbereich vieler Künstler und Dichter, vor allem derer, die visionär und prophetisch in positivem und gesundem Sinne begabt sind, reicht weiter als der Gesichtskreis von vielen, die heute glauben, das Traum-Erfahrungsgut wissenschaftlich allein bewerten zu dürfen.

Dieser Sachverhalt wird offenkundig, wenn man einen großen Teil der psychoanalytischen Literatur zum Thema Traum kennenlernt, und er wird ebenso deutlich, wenn man medizinische Bücher von Autoren zur Hand nimmt, welche der psychoanalytischen Forschung neutral oder ablehnend gegenüberstehen.

Es ist hier keine Polemik beabsichtigt, die nicht in den Rahmen dieses Buches gehört, und die Autoren sind, wie man aus den Zitaten sehen kann, bemüht, der modernen psychologischen und ihr verwandten Forschung, die sich mit dem Traume befaßt, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Name eines Forschers wie Professors C. G. Jung in Zürich kann auch hier nur mit größter Verehrung und Hochachtung genannt werden.

Aber es geht nicht an, daß sich kleinere Geister, die nur eben einen Fachgebietsausschnitt übersehen, berufen fühlen, über grö-

ßere Geister – seien es nun Dichter, Maler, Erfinder oder andere schöpferisch begabte Menschen – und ihre Leistungen als Träumende mit ungeeigneten Maßstäben zu urteilen. Die schöpferisch begabten Menschen – sie, die unser Leben dauernd bereichern und verschönern helfen – haben es wirklich nicht nötig, ihr Traumleben nach einer dem Wandel unterworfenen zeitweiligen fachlichen Auffassung und Anschauung beurteilen zu lassen. Denn wenn eine Klasse von Menschen seit eh und je die Mysterien der Träume verwaltet und bewahrt und weiterüberliefert, so sind es in erster Linie die schöpferisch Begabten und nicht diejenigen, welche als Mediziner im Strom der gerade vorwaltenden Anschauungen über ein Gebiet mitschwimmen.

Die heutigen Traumkenner unter den Medizinern und Psychologen vermögen kaum befriedigend zu erklären, wie jemand etwas träumen kann, das sich meilenweit entfernt und über jedes normale Bewußtsein hinaus abspielt, oder wie jemand ein Ereignis im Traume vorhersehen kann, das sich in der Zukunft ereignen wird. Hier aber beginnt gerade das große Rätsel, das beunruhigende Mysterium der Träume. Die großen visionären, prophetischen, entdeckenden, erfinderischen Leistungen vollends, die von bedeutenden Geistern der Menschheit bis heute vollbracht worden sind und noch weiterhin vollbracht werden, entziehen sich überwiegend den Beurteilungsmöglichkeiten, welche die heute gültige Traumwissenschaft ihren Jüngern an die Hand gibt.

Die meisten Psychoanalytiker – das ist vermutlich keine Übertreibung – kennen den Niederschlag der Träume großer Geister in ihren künstlerischen Werken nur unvollkommen. Sie wissen auch kaum etwas von der Beschäftigung der Germanisten und anderer Literaturspezialisten mit den Träumen im Werke der Dichter. Die darüber existierende Literatur ist von psychoanalytischer Seite nur teilweise zur Kenntnis genommen worden – und das erscheint unverzeihlicher, als wenn nicht jeder Literaturwissenschaftler die psychoanalytischen Beiträge zum Thema der Dichtertäume usw. kennt. Denn die Psychoanalytiker und Psychologen fühlen sich – obwohl sie ihre Traumerfahrungen überwiegend nur an Patienten gewonnen haben – zu weitergehenden Urteilen befugt, als dies im allgemeinen bei den Literaturkennern im Hinblick auf einschlägige Fragen der Fall ist.

Das dürfte insbesondere für die Verhältnisse im heutigen Deutschland gelten. Und das ist um so bedauerlicher, als unsere Zeit gerade

auch von der Wissenschaft einen offenen und weiten Blick fordert, um eigenartigen Traumphänomenen, die heute wieder durchbrechen und die manche – möglicherweise völlig zu Unrecht – nur als Atavismen, als Rückfälle in überwundene Entwicklungsstadien ansehen, gerecht zu werden.

Zwei Meldungen, die 1949 durch die Presse gingen, seien, weil sie kennzeichnend erscheinen, hier angeführt. Die eine Nachricht bezieht sich auf den französischen Schäfer Lou Pantaisat in St. Etienne du Valdonnez. Dieser Schäfer ist nichts anderes als ein telepathischer Träumer von offenbar ungewöhnlicher Begabung. 1943 wurde ihm zum ersten Mal ein hilfreicher Wahrtraum zuteil, in dem er die Fundstelle eines vergrabenen Goldschatzes träumte, den er nachgehend ausgrub. In der Folgezeit half er vielen Menschen durch sein telepathisches Träumen im Entschleiern von Geheimnissen, Überführen von Dieben, Wiederfinden verlorener Gegenstände. Zur Zeit, als der Bericht erschien, wurde er täglich von Besuchern aus Marseille, Lyon, Bordeaux und Paris um Rat gefragt, hatte sich aber nicht von seinem eigentlichen Berufe als Schafhirt abbringen lassen.

Die andere Mitteilung berichtete, daß in der Nähe von St. Girons bei Carcassonne im Languedoc ein Professor Léon Peugeon eine „Schule zur Wiedererweckung des Ahnungsvermögens“ gegründet habe. Peugeon vertrete die Auffassung, daß in jedem Menschen das schlummernde Ahnungsvermögen wieder geweckt werden könne. Zuweilen offenbare sich das Ahnungsvermögen im Traume, dann ergäben sich Wahrträume.

Leider war es nicht möglich, die beiden Pressemeldungen auf ihre sachliche Richtigkeit hin zu prüfen. Ihre Bedeutung als Zeichen der Zeit haben sie jedoch auf jeden Fall auch so.

Es wäre ein großer Irrtum, wollte man glauben, die heute von der Wissenschaft vertretenen Auffassungen zum Thema Schlaf und Traum seien der Weisheit letzter Schluß, und es gäbe keine Weiterentwicklung in dieser Hinsicht. Vor so voreiliger Meinung sollte schon ein historischer Rückblick bewahren. Man vergegenwärtige sich nur z. B. folgende Tatsachen: Im Altertum stellte Heraklit die Theorie auf, daß die Seele sich im Schlaf gänzlich von der physischen Welt trenne. Plato schrieb im „Timaios“, daß man während des Schlafs in die Zukunft sehen könne. Der Kirchenvater Tertullian lehrte, daß die Seele sich während des Schlafs vorübergehend von den Fesseln des Körpers lösen könne – eine Meinung, die auch von

den deutschen Philosophen Fichte und Schelling vertreten wurde. Wer will es wissen, was etwa im Jahre 2000, das doch manche von uns erleben werden, die offizielle Ansicht über diese Dinge auf unseren Universitäten sein wird?!

Vielleicht behält auch hier wieder einmal der alte Volksglaube wie in vielen anderen Fällen recht. Die materialistische Wissenschaft der letzten hundert Jahre tat so, als ob alles naturwissenschaftlich-kausal erklärt werden könne, als ob alles zählbar, wägbar und meßbar sei. Heute stehen wir dagegen im Zeitalter der Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelationen. Es ist sehr primitiv, wenn denkende Wissenschaftler heute noch vermeinen, über Wahrträume und andere Phänomene, die man als psychisch, medial, okkult, übersinnlich oder parapsychologisch bezeichnet, wie über einen Aberglauben spotten zu dürfen.

Plinius überliefert, daß es zwei Arten von Träumen gebe: die gewöhnlichen, die vom Übermaß im Essen oder Trinken kommen oder aus anderen physischen Ursachen herrühren und die daher keine besondere Bedeutung besitzen, und „Träume, die von den Göttern gesandt werden“. Diese letzteren gelten ihm als bedeutsam und als Offenbarungen. Die Wendung „von den Göttern gesandt“ ist bei uns Kindern des 20. Jahrhunderts zu einer poetischen Floskel geworden – die Unterscheidung an sich ist aber noch zutreffend.

Wenn der moderne Intellektuelle – vielleicht gehört der eine oder andere Leser auch dazu – hier protestiert und sagt, Wahrträume und Zukunftsträume verdienen keinen Glauben, so ist das durchaus zu verstehen. Aber Lord Alfred Whitehead versichert, daß „alle Dinge in der Natur gleichermaßen unglaubwürdig sind“. Denn jede bis zum äußersten durchgeführte Untersuchung führe zum Unglaublichen, zum Unglaubwürdigen, zu Tatsachen, die mit dem Menschenverstand gar nicht oder nur unvollkommen zu erfassen seien. So gesehen, sei der Schlaf vielleicht ein fast noch größeres Mysterium als die Träume.

Zunächst sollte natürlich die Frage geklärt werden, ob es in der Tat Wahrträume, telepathische Träume, prophetische Träume gibt. Läßt sich das irgendwie beweisen? Unser Buch bringt mancherlei Material zu dieser Frage. Viele der in den folgenden Kapiteln angeführten Fälle sind so gut beglaubigt, wie es bei so schwer glaubhaften Phänomenen überhaupt möglich ist. Ernsthaftige Forscher, die sich unvoreingenommen mit dem Problem befaßt haben, lehnen die Bejahung der Frage heute keineswegs mehr ab. So sagt z. B. Camille

Flammarion in seinem Buch „Rätsel des Seelenlebens“: „Nun existieren Träume, die ein zukünftiges Ereignis genau und präzise vorherbestimmen, als unumstößliche Tatsache. Sie sind durchaus kein Märchen, und kein Zufall kann ihr Vorkommen erklären.“

Damit soll natürlich nicht behauptet werden, daß ein jeder Traum, der ein Wahrtraum oder ein Warntraum zu sein scheint, auch wirklich ein solcher ist; erst das Eintreffen oder Nichteintreffen des im Traum Erlebten entscheidet darüber, ob der Traum Zutreffendes ferngesehen oder vorhergesehen hat. Ein Traum kann auch täuschen oder irreführen, ohne daß man deswegen verallgemeinernd Träume als Schäume bezeichnen dürfte.

Als Kaiser Wilhelm I. z. B. im Sommer 1863 zur Kur in Karlsbad weilte – so erzählt sein Flügeladjutant Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen – ging er allmorgendlich zum Sprudel, um kurgemäß seinen Becher Wasser zu trinken. Stets überreichte ihm ein hübsches junges Mädchen mit einem Strauß Blumen den Becher. Aber an einem Morgen stand statt des Mädchens ein alter Mann da und schenkte das Wasser aus. Der König stutzte und fragte nach dem jungen Mädchen; es wurde ihm erwidert, sie sei krank. Ruhig nahm darauf der König seinen Becher und trank das Wasser aus. Dann sagte er jedoch zu seinem Adjutanten, er habe in der Nacht geträumt, das junge Mädchen fehle, und an seiner Stelle reiche ihm ein alter Mann einen Becher Wasser, das aber vergiftet sei. Er habe sich vor sich selber geschämt, daß er gestutzt habe, als statt des Mädchens der alte Mann ihm den Becher reichte. Das Wasser war natürlich nicht vergiftet – aber der Traum hatte richtig die Ersetzung des Mädchens durch einen alten Mann vorhergesehen.

Viele der nachfolgend angeführten Fälle sind Protokollen der seit sechs Jahrzehnten bestehenden Britischen und Amerikanischen Gesellschaft für psychische Forschung (S.P.R. = Society for Psychical Research, A.S.P.R. = American S.P.R.) entnommen; sie sind glaubwürdig, da die Gesellschaften strenge Richtlinien für ihre Untersuchungen aufgestellt haben. Es ist erstaunlich, wieviel Material in diesen umfangreichen Protokollen geprüft und dargestellt worden ist; doch ist dieses Material dem gewöhnlichen Leser nicht zugänglich. In den öffentlichen Bibliotheken sind diese Bände nicht zu finden, verschiedene davon sind schon lange vergriffen. Wenn manche der hier aus diesen Protokollen gebrachten Beispiele auch schon Jahrzehnte alt sind, so werden sie für den Leser von heute doch neu sein.

Auch die anderen Quellen – Zeitschriften, der Tagespresse, Briefen und Mitteilungen an William Oliver Stevens oder an Wilhelm Moufang – entnommenen Beispiele können den Lesern nur zum allerkleinsten Teile bekannt sein. Wenn manche der in den folgenden Kapiteln gebrachten Berichte vielleicht etwas naiv klingen, so möge sich der Leser nicht gestört fühlen. Es wäre nicht schwer gewesen, die Berichte literarisch zu überarbeiten – aber sie wären damit verfälscht worden, und eben das sollte nach Möglichkeit vermieden werden. Gerade gut formulierte Traumerzählungen, denen man manchmal begegnet, sind meist von den Erlebenden oder von Nacherzählern stilistisch frisiert und verlieren damit an Unmittelbarkeit und Wahrheit. Berichte von Männern und Frauen dagegen, die – vielleicht zum ersten und einzigen Male – einen von dem Gewohnten abweichenden bedeutsamen Traum hatten und ihn unmittelbar danach niederschrieben, sind manchmal etwas unbeholfen in der Form, aber gerade das kann Zeichen einer besonderen Zuverlässigkeit der Darstellung sein.

So kann man zwei Arten von Traumberichten unterscheiden: unmittelbare Traum-Niederschriften, die trotz mancher Unzulänglichkeit der Ausdrucksweise doch oft glaubwürdiger sind als durch eine geschliffene sprachliche Form packende Berichte, welche möglicherweise durch eine Überarbeitung an objektiver Wahrheit etwas verloren haben.

Soweit tunlich, ist jedem der in diesem Buch gebrachten Fälle ein Nachweis der Quelle angeschlossen, so daß jeder, der danach Verlangen spürt – vielleicht gehörst du selbst, lieber Leser, auch zu diesen Eifrigen – den Originalberichten nachgehen kann. Neben Fällen, die aus gedruckten Quellen stammen, stehen solche von Freunden und persönlich Bekannten, deren Wort ohne weiteres zu trauen ist, auch ohne daß immer eine schriftliche Erklärung an Eides Statt vorliegt. Eine besondere Verteidigungsrede wird nicht dazu gehalten; es besteht ja auch kein Grund anzunehmen, daß sie falsch sind; gelegentliche subjektive Irrtümer lassen sich sowieso nicht ganz ausschließen.

Sodann teilten auch den Autoren persönlich nicht bekannte Menschen in verschiedenen Ländern weitere Fälle mit. Hierbei bleibt es dem Leser völlig überlassen, inwieweit er diesen Berichten Glauben schenken will und inwieweit nicht. Noch andere Berichte entstammen Biographien, Tagebüchern und dergleichen, also verschiedenen ans Tageslicht gezogenen Unterlagen. Sie alle ergänzen

einander, und sie nehmen durch den Ton von Aufrichtigkeit, den sie haben, für sich ein.

„Von den Göttern gesandte Träume“ – um nochmals diese alte Ausdrucksweise zu gebrauchen – finden sich in den schriftlichen Aufzeichnungen und sagenhaften Überlieferungen wohl eines jeden Jahrhunderts und eines jeden Volkes. Aber da Zeugnisse, die unseren eigenen Tagen näher stehen, im allgemeinen mehr Überzeugungskraft haben als zweitausend Jahre alte, werden ältere Berichte hier nur leise gestreift. Von Alexander dem Großen heißt es z. B., daß er mehr als einen prophetischen Traum gehabt habe; aber manches von dem ihm angeblich Widerfahrenen wurde als legendär weggelassen. Eine andere Sache ist es, wenn ein ganz gleichartiger prophetischer Traum einem Mitglied der eigenen Familie oder einem guten Freund begegnet. Solche Vorfälle berühren unser eigenes Leben; wir kennen da besser den Charakter der Träumenden und den Wert ihrer Bezeugungen, und darum erregen solche Fälle ernsthafter unsere Aufmerksamkeit.

Da die Hauptabsicht dieser Sammlung darin besteht, Beispiele offensichtlich bedeutsamer Träume vorzulegen, die eintrafen, die wahr wurden, ist es nicht nötig, sogleich alle möglichen Erklärungsversuche zur Debatte zu stellen, die auf mehr oder weniger bekannten Gesetzen – sei es der Wahrscheinlichkeitsrechnung oder der Psychologie – basieren. Jeder Leser und jede Leserin sei vielmehr freundlichst eingeladen, zum Zwecke der Erklärung auch den eigenen Kopf anzustrengen. Unser Material wird hier vor allem als Zeugnissammlung zu einem auffallenden Phänomen im menschlichen Erlebnisbereich vorgelegt; und dieses Phänomen kann nicht als Aberglaube abgetan werden, sondern ruft uns auf zu ernsthaftem Studium. Das Rätsel des Menschenwesens erfährt im Mysterium der Träume wohl eine schärfere Beleuchtung.

2. KAPITEL

DAS SYMBOL IM TRAUME

Von der Antike zur Gegenwart

Wie schon im vorigen Kapitel bemerkt, legten die Alten – ebenso wie dies bei den primitiven Völkern auch heute noch der Fall ist – dem Traum eine wichtige Bedeutung bei. Als beispielsweise das griechische Heer vor Troja von der Pest heimgesucht wurde, riet Achill, auf Träume achtzugeben, „weil die Träume von Zeus gesandt werden“. Doch die Erfahrung zeigte meist, daß solche Träume albern, verworren, unlogisch und sinnlos waren und keine Botschaft vom Vater der Götter brachten. Offensichtlich hatten viele Träume ihre Ursache nur im reichlichen Essen und Trinken, und so war für einen der weisen Griechen die Feststellung leicht, daß die Götter den Unmäßigen keine Botschaften schickten. Daher konnten viele Träume ohne weiteres als bedeutungslos gelten.

Nichtsdestoweniger kamen Träume vor, die – und zwar vermutlich wegen ihrer größeren Intensität und ihres sinnvollen Inhalts – als wichtig und bedeutsam erschienen. Nur diese waren offenbar von den Göttern eingegeben. Indes konnte man auch diesen bedeutungsvollen Träumen nicht immer trauen. Homer zufolge sandten die Götter nämlich auch, wenn sie ein Unheil planten, einen täuschenden Traum. In der Odyssee sagt der Dichter:

„Denn es sind zwei Pforten der schwankenden Träume:
Eine von Elfenbein gemacht, von Horn ist die andre;
Welche nun durch die elfenbeinerne Pforte hervorgehn,
Das sind Täuschungen nur und trügerische Gebilde;
Die aber aus der glatten und hornenen Pforte hervorgehn,
Die erfüllen sich wirklich dem Sterblichen, der sie geschaut hat.“

Jedoch konnten die bedauernswerten Griechen jeweils leider erst, wenn nichts mehr zu ändern war, erkennen, um welche Traumart es sich handelte.

Die Traumdeutung war um so weniger aussichtsvoll, als die von den Göttern gesandten Träume in zwei Kategorien zerfielen: die einen waren wörtlich, die anderen symbolisch zu verstehen. Die Idee vom sinnbildlichen Charakter der Träume existiert wohl beinahe überall auf der Welt. Sie geht zurück auf frühgeschichtliche Zeiten und findet sich bei allen Völkern. Auf diesen Glauben an den Symbolcharakter der Träume geht die berufsmäßige Traumdeutung zurück. Diese Art der sogenannten Oneiromantie (d. h. Traumdeutung) war bei den Arzneykundigen und Magiern, bei den Auguren und Astrologen im Schwange, die daraus ein Geschäft machten. Um den Sinn der Träume auszulegen, bedurfte es einer besonderen Gabe sowie der Übung und Erfahrung, und darin waren die alten Wahrsagespezialisten manchem modernen Psychiater ähnlich.

Das beste Beispiel für eine Traumdeutung in früher Zeit ist die Geschichte von Joseph aus der „Genesis“; es genügt, hier daran zu erinnern. Auch die klassische Literatur des Altertums enthält wie die Bibel mehrfach Symbolträume; z. B. träumte Hekuba, bevor sie mit ihrem Sohn Paris niederkam, sie gebäre an Stelle eines Kindes eine brennende Fackel, und Priamus bat voll Sorge Apollo um Aufschluß über den Sinn dieses Traums. Sicherlich irrten die klassischen Wahrsager bei manchen Traumdeutungen und mußten solche Fehldeutungen bisweilen mit dem Kopfe bezahlen. Doch die Geschichte überliefert nicht die falschen, sondern nur die zutreffenden Traumauslegungen.

Heute gibt es viele Bücher über Traumsymbolik. Aber warum und wie es zu den einzelnen Traumbedeutungen kam, ist schwer zu enträtseln, und natürlich gibt es dabei mannigfache Widersprüche. Ein neueres traumpsychologisches Buch von E. Weilenmann stellt die Auslegungen der ägyptischen Traumbücher und der modernen wissenschaftlichen Traumforschung nebeneinander, und dabei wirken die altüberlieferten Aussagen manchmal überzeugender als die neueren. Vielleicht enthalten sie mehr weise Erfahrung. Die Bedeutung der Symbole ist manchmal von Land zu Land verschieden. In englischen Volkssagen z. B. gilt es als glückbringend, von einem Eichbaum zu träumen, in skandinavischen Landen verheißt es Unglück. Es ist damit ähnlich wie mit dem Freitag: in den meisten

Ländern englischer Zunge gilt er als Unglückstag, in Schottland jedoch als Glückstag.

Eine alte und weitverbreitete Auffassung will, daß das Gegenteil des Geträumten Geltung habe. So sage z. B. der Traum von einer Hochzeit einen Todesfall voraus, oder eine Beerdigung bedeute ein langes Leben des Träumers. Was einer auch träume – das Gegenteil davon solle wahr werden; das war immer eine tröstliche Ausflucht für den, der Träume von Mißgeschick oder traurigen Dingen hatte.

Zum ersten Mal taucht diese Auffassung vielleicht in einer berühmten tragikomischen Erzählung aus dem 2. Jahrhundert auf, dem „Goldenen Esel“ des Apulejus. Dort wird erzählt, wie eines Nachts eine junge Frau träumt, ihr Mann sei ermordet worden, und sie nach dem Erwachen untröstlich ist. Eine alte erfahrene Frau aber sagt ihr: „Seid guten Muts und fürchtet euch nicht vor räusenden und seltsamen Gesichtern oder Träumen. Denn wie Taggesichte oft als irreführend und falsch gelten müssen, so bedeuten Nachtgesichte häufig das Gegenteil dessen, was geschieht. So ist es in der Tat ein Zeichen von Gedeihen und bevorstehendem Glück, wenn man von Schlägen, Weinen und Töten träumt. Ein Traum von Lachen, von gutem Essen und Trinken und Liebesfreuden bedeutet Herzenskummer, Krankheit oder anderes Ungemach.“ Um sie aufzuheitern und ihr die böse Bedeutung des Traums auszureden, erzählt die alte Frau der Träumerin dann noch die köstliche Geschichte von Cupido und Psyche... Die Vorstellung, ein Traum bedeute das Gegenteil des Geträumten, ist auch heute noch ein weitverbreiteter Volksglauben.

So kann man in populären Traumbüchern lesen, daß ein Traum vom Gefängnis auf Ehre und Emporkommen deute, Unrat und Schmutz in entsprechender Weise auf großes Glück in allen Dingen. Gelächter andererseits soll auf Enttäuschung, Kummer und Trauer hinweisen, ein Traum vom Paradies auf schlechte Verhältnisse und Turteltauben auf einen Todesfall. Eine Scheidung wiederum soll treue Liebe anzeigen. Nach dem siamesischen Werk über den Traum des Luong Vichivathkan, das 1929 erschienen ist, bedeutet in analoger Weise Weinen im Traum, daß man in den Besitz einer geliebten Sache gelangen werde.

Man könnte eine beträchtliche Zahl von klugen und weisen Männern aus Griechenland und Rom anführen, die Träume gerade in ihrem Symbolgehalt ernst genommen haben. Als großer Skeptiker aber zeigte sich Cicero in seiner umfangreichen Schrift „De

divinatione“ (d. h. „Über die Weissagung“), worin er alle von seinem Bruder Quintus zugunsten der Prophetie, der Wahrträume usw. vorgebrachten Argumente zu widerlegen sucht.

Bedeutsamer für die Geschichte der Traumdeutung und für die im Traum zum Ausdruck kommende Symbolik ist das fünfbändige Traumwerk „Oneirokritika“ des Artemidoros aus Daldis – eines Zeitgenossen Kaiser Mark Aurels – das Quelle und Ursprung zahlreicher, bis zur Gegenwart fortlebender Traum-Bücher geworden ist. Artemidoros sammelte bereits in geradezu modern anmutender Weise Tausende von Träumen und deutete systematisch ihre Symbolik, wie es ein paar kleine Beispiele zeigen können.

Einer träumte, er sei mit einer Kette an das Postament des Poseidon am Isthmos angefesselt. Später wurde er Priester des Poseidon: als solcher war er mit dem Ort des Heiligtums untrennbar verbunden.

Eine Frau hatte einen Traum, in dem sie all ihr Garn zu Ende webte, so daß nichts mehr übrigblieb. Tags darauf starb sie. Mit anderen Worten: ihr Lebensfaden war zu Ende gewebt.

Ein Mann träumte, wie er am Monde eine Fackel entzündete. Bald darauf wurde er blind. Er hatte im Traum ja von dort Licht genommen, von wo er keines nehmen konnte, vom fernen Mond, der selbst nur von geborgtem Lichte lebt.

Das sind bezeichnende Beispiele der Traumauslegungskunst des Artemidoros.

Aber neben diesem umfangreichen Werk existiert kein zweites aus dem Altertum, das man mit ihm vergleichen könnte. Ja, auch in den nächsten Jahrhunderten nach Artemidoros brachten nur hin und wieder einzelne erleuchtete Köpfe Verständnis auf für die Symbolkraft oder überhaupt für Wert und Bedeutung von Träumen. So kann man aus dem Mittelalter die gelehrte Äbtissin Hildegard von Bingen, Albertus Magnus und Thomas von Aquin nennen. Das einfache und naive Volk aber deutete sich zu allen Zeiten ohne wissenschaftlichen Ballast den Sinngehalt seiner Träume, so gut es ihn eben verstand, wie es stets auch den Symbolcharakter der dem Traum so verwandten Märchen erfaßte und auf seine Art auslegte. Nicht ohne Grund hat man die Märchen einen wachen Traum des naiven Menschen genannt. In Träumen und Märchen wurde ein verborgener Reichtum an Sinnbildern, ein großer seelischer Schatz durch die Zeiten getragen und von Generation auf Generation überliefert.

Erst die Romantik erschloß auch bei den Gelehrten und Zweiflern wieder den Sinn für die in den Traumbildern steckenden Werte und wandte sich mit Begeisterung dem ganzen Gebiet der Träume zu. Ricarda Huch bezeichnete die Romantiker als die eigentlichen Entdecker des Unbewußten; und sie hatte recht. Diese Wendung zur Bilder-, Symbiol- und Innenwelt, wie sie die Romantik vollzog, war geistig vorbereitet durch den „Magus des Nordens“, J. G. Hamann, der von einer Höllenfahrt des Selbstbewußtseins sprach, und durch J. G. Herder, der in seiner „Adrastea“ die Bildhaftigkeit der Traumsprache rühmte und in der zauberischen Kraft des Traums dessen Verwandtschaft mit dem Märchen erkannte. Im dichterischen Werk von Novalis, E. T. A. Hoffmann, Tieck, Kleist, Eichendorff, Jean Paul und anderen spielt der Traum und seine Symbolkraft eine bedeutsame Rolle. Viele Romantiker neigten dazu, das Traumerleben als dichterischer und ursprünglicher über das Erleben des Tagesbewußtseins zu stellen. Der Traum wurde weitgehend als das eigentliche Leben, als Quell der Kunst angesehen. Auf jeden Fall entsprach die Welt des Traums sehr dem romantischen Lebensgefühl.

Seitens der Wissenschaft befaßte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Arzt Carl Gustav Carus in seiner „Psyche“ mit den Problemen von Schlaf und Traum. Man hat ihn einen Vorläufer der Psychoanalyse genannt, zumal er lange vor Freud die umfassende Bedeutung des Unbewußten erkannte. Carus sah in den Traumsymbolen alle Regungen der Welt gestaltet: Fernes und Nahes, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges.

Etwas später schrieb G. H. Schubert seine „Symbolik des Traums“ und äußert darin den Gedanken: wenn wir träumen, sei das höchste Prinzip in uns tätig. Die Traumsprache gilt ihm als Geistersprache des Gefühls. Er befaßt sich in seinem Buch vor allem mit den vorahnenden Träumen, an deren Existenz er nicht zweifelt. Doch seit Artemidoros wagte kein einziger Forscher je eine regelrechte Traumdeutungs- und Traumsymbollehre aufzustellen.

Ein solcher Versuch wurde allerdings wieder leichter denkbar, seitdem der Schweizer Gelehrte J. J. Bachofen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Wert und Gehalt des Symbols wiederentdeckt und ausgesprochen hatte: „Das Symbol erweckt Ahnung. Die Sprache kann nur erklären. Das Symbol schlägt alle Saiten des menschlichen Geistes zugleich an. Die Sprache ist genötigt, sich immer nur einem einzigen Gedanken hinzugeben. Bis in die

geheimsten Tiefen der Seele treibt das Symbol Wurzeln. Die Sprache berührt wie ein leichter Windhauch die Oberfläche des Verständnisses. Jenes ist nach innen, diese nach außen gerichtet. Nur dem Symbol gelingt es, das Verschiedenste zu einem einheitlichen Gesamteindruck zu verbinden . . . Die Sprache reiht einzelnes aneinander und bringt immer nur stückweise zum Bewußtsein, was, um allgemein zu ergreifen, notwendig mit einem Blicke der Seele vorgeführt werden muß. Worte machen das Unendliche endlich. Symbole entführen den Geist über die Grenzen der endlichen, werdenden in das Reich der unendlichen, seienden Welt.“

Diese Worte beziehen sich zwar nicht speziell auf die Traum-symbolik, gelten aber auch für diese. Als Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, zu wirken begann, kannte er die Werke von Bachofen („Antike Gräbersymbolik“ usw.) nicht. Aber dieser Wiener Nervenarzt hatte als erster wissenschaftlicher Forscher nach langen Jahrhunderten eines gelehrten Hinwegsehens über die Welt der Träume den Mut, den Traum und seine Symbolik ernst zu nehmen, jene Welt, die ihm in den Träumen seiner Patienten entgegentrat. Daß er in seinen Auffassungen und Lehren einseitig blieb, tritt zurück hinter seiner bahnbrechenden Tat an sich. Denn er rückte grundsätzlich ab von dem langgehegten Vorurteil, daß Träume nur Schäume seien und daß man aus ihnen nichts Belangvolles und nichts Hilfreiches erfahren könne. Im Gegenteil, Freud begann mit den Träumen einen größeren Kult als je ein Gelehrter des Altertums.

Jedoch sein Anliegen war nicht das Erkunden von Vorhersagen der Zukunft, wie es antike Auguren erstrebten. Ihm ging es vor allem darum, die seelischen Schäden neurotischer Menschen zu diagnostizieren. Man kann wohl sagen, daß es der Traumforschung von Artemidoros bis Freud fast nur darum ging, den unter der Traumsymbolik verborgenen prophetischen Gehalt der Träume durch ihre Auslegung und Deutung ans Licht zu heben. Freud aber hatte andere Ziele im Auge.

Das naturwissenschaftlich-exakte Denken des 19. Jahrhunderts hatte keine Psychologie entwickeln können, die im eigentlichen Sinne etwas von der Seele wußte. In den Träumen aber trat Freud ein unmittelbares seelisches Geschehen entgegen. Auf Grund seiner Forschungen und Erfahrungen gelangte Freud, dessen Hauptwirkungszeit bereits in unser Jahrhundert fällt, zu einigen grundlegend wichtigen Schlüssen. Er war überzeugt, daß alles psychische Ge-

schehen sinnvoll und zugleich auch kausal bestimmt sei und daß es neben dem bewußten ein unbewußtes Seelenleben gebe. Insbesondere galt ihm der Traum als sinnvoll und als aufschlußreich für den Träumer. Von der Auffassung ausgehend, daß im Traum, so wie wir ihn uns in der Erinnerung vergegenwärtigen können, der Sinn meist nicht klar zutage liege, suchte er diesen verborgenen Sinn durch eine wohlüberlegte psychologische Befragung seiner Kranken zu erschließen. Wesentlich an diesem Freudschen Verfahren ist, daß er dieses psychoanalytische Bewußtmachen des Unbewußten nicht etwa in Hypnose, sondern unter tätiger Beihilfe des Patienten unternahm, der eingehend befragt wurde. Vielleicht verfahren auch schon traumdeutende Priester in den Tempeln der Antike in ähnlicher Weise, um aus Träumen Ratsuchender Klarheit zu gewinnen.

Freud sah im Traume den entstellten Ersatz für etwas Unbewußtes. Insbesondere glaubte er darin Wünsche eines individuellen schrankenlosen Egoismus und weitzielende Lustbestrebungen (= Libido), frei von allen ethischen Fesseln, zu erkennen. Diese aus dem Bewußtsein verdrängten Wünsche sollten nach ihm fast immer sexuellen und erotischen Gehalt haben, es sollten Wünsche sein, die im Alltagsleben durch moralische und gesellschaftliche Anschauungen behindert werden. Der Wiener Forscher meinte, der Träumer denke in „archaischen“, altertümlichen Formen der Urahrenzeit, er gebrauche im Traume eine symbolische Sprache aus der menschlichen Frühzeit. Inwieweit diese Auffassungen im einzelnen zutreffend sind, ist eine Frage für sich. Es wurde von Fachseite manches dagegen vorgebracht.

Aber ohne Zweifel ist es ein ganz großes Verdienst von Freud, daß er in geradezu genialer Weise in das dunkle Traumgeschehen Licht gebracht und dieses ganze wichtige Gebiet mit wissenschaftlicher Systematik zu untersuchen begonnen hat. Indes haben die Einseitigkeit seiner Auffassung, eine gewisse Schematisierung des vielgestaltigen Seelengeschehens, insbesondere auch seine vorwiegend sexuelle Deutung der Traumsprache Widerspruch und Gegnerschaft herausgefordert. Man wies z. B. darauf hin, daß ein und dasselbe Symbol in verschiedenen Zusammenhängen und bei verschiedenen Menschen auch ganz abweichende Bedeutungen haben könne, so daß ein schematisches Lexikon der Traumsprache nicht aufgestellt werden dürfe.

Wenn man auch verstehen kann, daß Freud in dem international

so gemischten Wien bei seinen Patienten Anlaß genug fand, in der geschlechtlichen „Libido“ den allbewegenden Trieb zu erblicken, so gibt es sicherlich noch andere „Verdrängungsmechanismen“ als das von Freud mit dogmatischer Starrheit betonte Sexuelle. Darum ist seine Symboldeutung, die fast in jedem Sinnbild in erster Linie etwas Erotisches sehen will, viel zu einseitig und ist von späteren Forschern nicht mehr beibehalten worden. Ebenso wurde auch die rein schematische Gleichsetzung von Traummotiven mit stets wiederkehrenden bestimmten Bedeutungen als Fehler erkannt. Freuds Wörterbuch der Traumbildersprache ist zwar nicht umfassend genug. Aber verdienstvoll bleibt es dennoch, daß er als erster und unwiderlegt in einer modernen wissenschaftlichen Form den Nachweis für den Sinngehalt der Träume überhaupt erbracht hat.

Die zu große Enge der Freudschen Auffassungen kann aus einigen Beispielen deutlich werden. So gibt es Träume, die recht harmlos zu sein scheinen, die nach Freud aber unter der Voraussetzung des blutschänderischen Ödipus-Komplexes ausgelegt werden müssen. Der verstorbene Chirurg August Bier meinte dazu einmal in einem medizinischen Fachaufsatz, ein Siegfried- oder ein Demosthenes-Komplex sei hier oft näherliegend für das gesunde Empfinden. Havelock Ellis, der selbst eine Autorität für Phänomene geschlechtlicher Verirrungen ist, macht darauf aufmerksam, daß „das große von Freud und seiner Schule gesammelte Material aus den Träumen von Neurotikern stammt. Deshalb“, so sagt er, „bedeuten Freuds Anschauungen eine voreilige und engherzige Verallgemeinerung.“

Ein Beispiel solcher „voreiliger“ Traumauslegung in sexuellen Bildern stellt ein im April 1948 in einer Vierteljahrschrift für Psychiatrie („Psychiatric Quarterly“) veröffentlichter Beitrag dar. Eine unter Beobachtung stehende Frau träumte, sie sei eine unter einer Glasglocke krabbelnde Fliege. Der Autor des Artikels erklärt, dies sei „ein ausgezeichnetes Beispiel für die Gebärmutter“. Und alles übrige in der Traumszenarie (Felsenspalte, Wasser und ferner Himmel) „passe in eine Uterusphantasie“. In einem anderen Traum, so erzählt diese Patientin, bot ihr später ein Schubkarrenmann Früchte in zwei Tüten an. Das erklärt der Psychiater so: „Die Früchte und die Papiertüten (Symbole für den Hodensack) weisen auf die Rückkehr der Fruchtbarkeit hin.“

Ein Laie würde vielleicht denken, daß der Traum, in einer Glasglocke eingeschlossen zu sein, durch den Besuch eines Gewächshau-

ses hervorgerufen sei oder die Früchte und die Tüten durch einen Gang zum Markt. Aber eine solche Annahme wäre ein Verrat an den Lehrsätzen von Freud. Denn nach seinem Dogma stellen ein Regenschirm, ein Frauenhut, ein Messer, ein Schlüssel und eine Menge anderer Dinge das männliche Geschlechtssymbol dar. Eine Höhle, ein Ofen, eine Handtasche, eine Juwelenschatulle, ein Kasten und eine weitere Anzahl Dinge sind bei ihm weibliche Geschlechtssymbole. Wie komisch dies alles auf einfache Menschen wirkt, wird von Franklin P. Adams in einem kleinen Gedicht niedlich parodiert. Es beginnt mit den Worten:

„Was letzte Nacht dein Traum gewesen –
Sag's nicht – ich habe Freud gelesen“ –

und hat „Die sexuelle Bedeutung des Schnitzmessers“ zum Thema.

Reverend Albert E. Baker, Kanonikus von York, der ein Buch über moderne Psychoanalyse schrieb, kommt zu dem Schluß: „Viele psychoanalytische Bücher machen am Ende den Eindruck, als seien sie von einem Haufen sexualbesessener Irrer geschrieben. Jeder träumt einmal von Hüten und Mänteln oder wie er Treppen hinauf und herunter eilt, er träumt vom Fliegen, von Zimmern und Läden oder wie er zum Zahnarzt geht, er träumt von Regenschirmen, von Türen und Toren, von Landschaften und Mechanismen, vom Klavierspielen oder davon, wie ihn ein Mann mit einem Gewehr verfolgt. Man wird erstaunt sein, zu erfahren, daß das Vorkommen von irgendeinem dieser Objekte in einem Traum – Freud zufolge – immer und ausnahmslos beweisen soll, es handle sich um einen Traum sexueller Natur.“ Das geht in der Tat entschieden zu weit, und man versteht, wenn der deutsche Psychiater Dr. Hans Prinzhorn in seinem „Gespräch über Psychoanalyse“ die Psychoanalyse das Zeitscheusal genannt hat.

Es dreht sich hier auch nicht um die gewöhnlichen sexuellen Gesichtspunkte. Die Freudianer sind Spezialisten für homosexuelle Symbolik und Blutschande. Man höre z. B. was Dr. Ernest Jones, ein englischer Vorkämpfer für Freud, über Alpdrücken zu sagen weiß. Wahrscheinlich gibt es keinen Menschen, einschließlich des Lesers dieser Zeilen, der nicht hin und wieder in seinem Leben einen Alptraum gehabt hat. Beim Erwachen mag man geglaubt haben, der schwere Traum komme von einem reichlichen und spät genossenen Mahl oder von einer ungeschickten Lage des Kopfes auf dem Kissen. Aber eine solche Erklärung kann ein dogmatischer Freudianer nicht annehmen. Dr. Jones sagt dazu:

„Der als Alpdrücken bekannte Zustand ist immer der Ausdruck eines starken Konflikts, dessen Ursache irgendein unterdrücktes sexuelles Verlangen ist. Es besteht kein Zweifel, daß dies die blutschänderische Seite des Sexuallebens betrifft. Wir können daher die eben ausgesprochene Formulierung erweitern und sagen: das Auftreten eines Alptraums ist der Ausdruck eines seelischen Konflikts, der auf ein blutschänderisches Verlangen zurückzuführen ist“ (American Journal of Psychology, April 1910). Ein Alpdrücken bedeutet also nach diesem Autor, daß man an einem unterdrückten blutschänderischen Verlangen leidet! Wie erfreulich naiv ist doch demgegenüber der alte Volksglaube, nach dem ein Alp oder Nachtmahr, d. h. ein böser Geist, im Schlaf sich auf den Träumer lege und ihn drücke!

Wohin Freuds Schüler wie dieser Dr. Jones in ihrer Ergebenheit für des Meisters Grundsätze sich verirren, ersieht man daraus, wie sie den großen schwedischen Mystiker Swedenborg behandeln. Signe Toksvig führt in ihrem Buch „Emanuel Swedenborg, Wissenschaftler und Mystiker“ auf Seite 163 einige ihrer Analysen an. Der tiefreligiöse Swedenborg mit seinen häufigen Träumen und Visionen ist natürlich ein gefundenes Fressen für orthodoxe Freudianer. Einer von diesen, Winterstein, erklärte, Swedenborg habe in Bezug auf seinen Vater einen ungelösten Ödipuskomplex gehabt. Der Beweis für diese Verbindung von Inzest und Homosexualität bei diesem religiösen Genie soll darin zu finden sein, daß der prunkliebende alte Bischof und sein Sohn wegen Geldangelegenheiten Streit miteinander hatten! Ein anderer Freuds Schüler, Hirschmann, erklärte: „Swedenborg war Paranoiker. Es waren homosexuelle Komponenten in Swedenborgs Liebe zu Gott vorhanden!“ Wahrlich! Tiefer, als es in diesen Zeilen zum Ausdruck kommt, kann der menschliche Geist wohl kaum sinken.

Es scheint danach fast, daß ein Traum niemals anders als sexuell ausgelegt werden kann. Solchen Einseitigkeiten gegenüber ist es erfrischend, festzustellen, daß Dr. C. G. Jung, der Gründer der Schweizer psychoanalytischen Schule, eine internationale Berühmtheit, die rein sexuelle Deutung der Träume verwirft. „Eine willkürliche Auslegung der Träume“, so erklärt er, „ist absolut unrat-sam. Dies wäre angewandter Aberglaube, der auf der Annahme feststehender Symboldeutungen beruhte. Aber es gibt keine festliegenden Symboldeutungen.“ Der Traum ist für Jung eine normale psychische Funktion, ein sinnvoller und daher diagnostisch verwert-

barer Ausdruck der Seele. Die Bildsprache des Traums ist für ihn nicht wie für Freud die Folge einer verdrängenden Zensur, sondern eine adäquate Äußerungsform jener tiefen Schichten der Seele, die im Traum ihre Boten, die Symbole, ins Bewußtsein senden. Das Unbewußte gilt nicht mehr wie bei Freud lediglich als Kerker für verdrängte Wünsche, und Jung sieht darin auch nicht mehr ausschließlich animalische Triebe sich austoben.

Ein anderer hervorragender Psychologe, Dr. Lyddard H. Horton, steuert folgenden Kommentar über die Freudsche Schule bei: „Der wissenschaftliche Glaube an das Deutungsverfahren bei der Traum-symbolik ist bei den Psychoanalytikern in wissenschaftliche Leichtgläubigkeit ausgeartet.“ Sieht ein Dienstmädchen ein Rotkehlchen auf ihrem Fenstersims und hält das für ein Glückszeichen, so ist sie eben abergläubisch. Erklärt aber ein Freudscher Psychoanalytiker, das Rotkehlchen bedeute einen unaussprechlichen sexuellen Trieb, so gilt das als wissenschaftlich! Auf jeden Fall ist es bemerkenswert, daß die oft willkürlich anmutende symbolische Traumdeutung, welche Cicero vor zweitausend Jahren verspottet hat, in unserer Zeit zum Eckstein einer Wissenschaft werden konnte, die Sigmund Freud als ihren Propheten verehrt. Wir wollen aber der Psychoanalyse nicht ewig ihre Kinderkrankheiten vorwerfen, sondern uns an das Wort von Havelock Ellis erinnern, der in seinem Buch „Die Welt der Träume“ sagt: „Selbst wenn man Freuds Methode als unbefriedigend und seine Tatsachen als unerwiesen verwirft, muß man das Werk eines so kühnen und aufrichtigen Forschers im höchsten Grad anregend und förderlich nennen. Wenn es nicht die Wahrheit ist, wird es uns mindestens behilflich sein, die Wahrheit zu finden.“

Professor Jung hat bei seinen Forschungen viele Mängel der Freudschen Traumdeutung erkannt und sie zu überwinden gesucht. So wurde ihm z. B. klar, daß die körperlichen Reize, die den Traum mitbestimmen, meist völlig in den symbolischen Ausdruck des unbewußten Traum inhalts eingehen und als Ausdrucksmittel des Traums mitbenutzt werden. Er glaubt auch nicht, daß der Traum nur eine den wirklichen Sinn verdeckende Fassade und Kulisse sei, sondern bemüht sich, im offenkundigen Traumbild den Traum selbst mit seinem ganzen Sinn zu erkennen. Weiter sagt er: „Eine relative Sicherheit erreicht die Deutung erst in der Traumserie, wobei die nachfolgenden Träume die Irrtümer in der Deutung der vorangehenden berichtigen.“

Aber gerade dagegen wurden von fachkundiger Seite wieder Bedenken geäußert. Denn es sei ein wesentlicher Fehler, anzunehmen, die ganze Traumserie bilde einen einheitlichen Prozeß des Unbewußten. Nicht nur könnten Einzelbilder eines Traums aus Erlebnistrümmern der letzten Zeit stammen, sondern auch ein Einzeltraum in einer Serie spiegle öfter nur eine bestehende augenblickliche Spannung. In solchen Fällen sei ein Zurückgehen auf urchtümliche Bewußtseinsschichten, wie es Jung fordert, überflüssig, ja irreführend.

Wenn auch anerkannt wird, daß Jung zum Verstehen der großen Sinnzusammenhänge, die sich in den Traumsymbolen aussprechen, Wesentliches und Förderliches beigetragen habe, so wird doch von seinen Kritikern auf die Gefahren eines zu großen Phantasiespielraums in der Deutung hingewiesen. Das ganz eigene Gesicht, das ein jedes Traumbild hat, könne auch mit der unleugbaren Erfahrung eines Jung nicht schematisch gedeutet werden. Der Irrweg aber sei durch Freuds Methode der Traumdeutung begonnen worden.

So spricht denn ein neuerer Fachautor, der Schwede Dr. Poul Bjerre, in seinem Buch „Das Träumen als Heilungsweg der Seele“, von den naiven Fehldeutungen, durch welche die Psychoanalyse eine Begriffsverwirrung ohnegleichen angerichtet und die Anwendung der Psychologie in schiefe Bahnen gelenkt habe. Und der Jungschüler Ernst Aeppli zeigt in seinem Buch „Der Traum und seine Deutung“ an fünfhundert Traumsymbolen, die er bespricht, daß ein einfaches Symbol-Übersetzungs-Lexikon nicht möglich ist. Der führende Kopf auf dem Gebiet der Traumdeutung im heutigen Deutschland, Dr. Harald Schultz-Henke in Berlin, legt in seinem großen „Lehrbuch der Traum-Analyse“ Wert auf die Feststellung, daß die menschlichen Träume sowohl individuellen wie mehrdimensionalen Charakter haben.

All das zeigt, wie die Wissenschaft gerade mit wachsender Erfahrung in der Deutung und Wertung der Traumsymbole immer vorsichtiger und zurückhaltender geworden ist, wenn auch solche Einsicht sich selbst bei den Therapeuten noch nicht allgemein durchsetzen konnte. Auf jeden Fall ist klar, daß die Traumbilder den ihnen innewohnenden Sinn nur dem wirklich Erfahrenen erschließen, sei der Traum durch seine Symbolik nun Ausdruck der gegenwärtigen Situation des Träumers, oder spiegle er seine Befürchtungen, Hoffnungen, Erwartungen und Ahnungen. Absolut feststehende Symbole, allgemeingültige Symbolbedeutungen gibt

es dabei nicht, und das macht jede Deutung schwierig und verantwortungsvoll. Starke intuitive Fähigkeit und ebenso starke Kritik des Deutenden ist gleichermaßen nützlich und notwendig.

Etwas von Traumregeln

Vielleicht ist kein Mensch ganz frei von irgendeiner Art von Aberglauben. Klopfen nicht auch wir modernen Kulturmenschen, wengleich lächelnd, auf Holz und sagen dabei: „Unberufen toi, toi, toi“? Hängen wir nicht ein Maskottchen in unser Auto? Beunruhigt uns nicht eine schwarze Katze, die über unseren Weg läuft? Freuen wir uns nicht, wenn wir einem Schornsteinfeger begegnen?

Sind wir uns dabei aber bewußt, daß wir diesen Symbolen bei solchem Verhalten denselben Sinn zuschreiben, den ihnen schon die Völker des Mittelmeerraums und des vorderen Orients vor langen Zeiten gaben, wenn es sich um die Auslegung ihrer Träume handelte? Wenn in unseren Träumen eine Katze oder ein Kaminkehrer vorkommt, so brauchen wir um die Deutung nicht verlegen zu sein. Denn auch die moderne psychoanalytische Traumdeutung hält das Katzensymbol für schlecht und den Schornsteinfeger für einen Liebeskünder. Aber so einfach ist die Sinngebung nicht bei allen Träumen. Und zwischen den ägyptisch-chaldäischen Traumbüchern und der modernen wissenschaftlichen Traumliteratur gehen die Meinungen oft auseinander.

So bedeuten z. B. Bohnen nach der ägyptischen Auslegung Zank und Streit, nach der psychoanalytischen Lehre aber handelt es sich dabei – ebenso wie bei vielen anderen Gemüsen – lediglich um ein Sexualsymbol. Dem Freudjünger bedeutet ein Radieschen eine keimende Sexualaffäre, während die ägyptische Deutung in diesem Falle ein „überraschendes Vergnügen“ erwartet.

Wer möchte nicht Glück haben! Die volkstümlichen alten Traumbücher geben dafür mancherlei Hinweise, wie z. B. bei den Träumen von Minze oder von Immergrün, auch von Äpfeln oder von einer weißen Taube. Der heutige Psychoanalytiker möchte im Apfel jedoch eher ein Liebessymbol sehen und im Immergrün ein Zeichen treuer Freundschaft.

Auf Liebe deuten traditionell langes Haar, schöne Hühner, eine

Frauenbrust, ein Blumenkorb, während Diamanten, ein Walfisch, eine Axt oder blaue Trauben Unglück ankündigen sollen. Andererseits verheißen nach denselben, etwas obskuren alten Quellen das Besteigen eines Pferds oder das Besiegen eines Löwen Erfolg, ein weißes Pferd oder das Finden eines Löwenfells sogar Reichtum, während Flöhe, graues Haar, Zwiebeln oder rote Trauben auf Kummer und Sorge hinweisen.

Der moderne Traumforscher hat es da in seinen Entscheidungen nicht so leicht. Denn teils sind ihm nicht alle die genannten Symbole geläufig, teils liegen ihre Bedeutungen für ihn nicht eindeutig fest.

Träumte man von Butterkaufen, so war das in den Zeiten vor der Psychoanalyse ziemlich sicher das Zeichen einer Wunscherfüllung; heute interessiert sich der moderne wissenschaftliche Traumdeuter nicht fürs Butterkaufen, belehrt uns aber, daß Butteressen Gesundheit bringe. Früher bedeutete, wenn man im Traum einen toten Freund sah, daß man unerwartete Neuigkeiten erwarten dürfe; der Psychoanalytiker sagt heute zunächst nur, daß der Tod die Befreiung von einer Last ankündige. Andererseits besteht aber zwischen früherer und heutiger Traumdeutung Einigkeit darüber, daß Seifenblasen eben nur Seifenblasen seien, d. h. ein Sinnbild für Illusionen und Enttäuschungen.

Von Zahlen im Traum weiß uns der heutige Traumwissenschaftler weniger zu sagen als die alten Traumbücher. Dabei waren und sind aber Ziffern für das Spielen in Lotterie und Toto immer von Wichtigkeit und werden bis zur Gegenwart viel beachtet. Jede der zwölf ersten Zahlen kann nach moderner Auffassung eine eigene Symbolbedeutung haben, aber geträumte Zahlen als zuverlässige Glücksbringer anzusehen, wird ein Mann der Wissenschaft weit von sich weisen.

Es gibt eine schier unendliche Reihe von Symbolen, die im Traume auftreten können. Da erscheinen bestimmte Gestalten, wie der Alte, der Gärtner, der Fischer, der Schmied, der Polizist; Landschaften und ihre Teile, wie Wald, Meer, Kreuzweg, Brücke; wir können beziehungsweise vom Haus träumen, das oft das Haus unseres Körpers meint: vom Keller oder vom Speicher bzw. Oberstübchen, von der Küche, vom Wohn- oder Schlafzimmer oder von der Treppe. Teile unseres Körpers können eine gewichtige Rolle spielen, wie Augen, Haare, Hand und vor allem die Zähne, bei denen es nach alter Überlieferung auch darauf ankommt, ob es sich um Ober- oder Unterzähne, rechte oder linke Schneide-

zähne usw. handelt. Auch die Kleider, die wir im Traum anhaben oder nicht anhaben, sind wichtig.

Viele dieser Sinnbilder sind leicht zu durchschauen, und man wird sich manchmal selbst seinen Vers aus ihrem Auftreten machen. Auch ohne Traumbuch und ohne Psychoanalyse kann man mit einiger Phantasie erraten, was Brot und Wein, Eier oder Süßigkeiten meinen.

Je nach unserer inneren Verfassung träumen wir von Krieg oder Frieden, von Sonne oder Mond, von Feuer oder Wasser. Wir sitzen entweder im Gefängnis oder wir fahren mit Schiff, Fahrrad, Auto, Eisenbahn. Wir gehen auf den Bahnhof, lösen eine Fahrkarte, beschäftigen uns mit unserem Gepäck oder den Mitreisenden. Es ist für uns im Traum Frühling oder Winter, wir gehen in die Schule und müssen eine Prüfung ablegen, oder wir stehen vor Gericht und erwarten unser Urteil.

Wir können vom Geld träumen, das wir besitzen oder verloren haben, von Büchern, von Photos, von einem Spiegel, in den wir schauen. Bestimmte Farben gewinnen im Traum unter Umständen eine Bedeutung, wie Grün oder Rot, ein andermal Formen wie der Kreis oder das Quadrat. Tiere, die vielleicht wie im Märchen sprechen können, kommen in unseren Träumen vor, z. B. Pferd, Schwein, Affe, Hund, Katze, aber auch Löwe, Bär und Elefant, oder Mäuse, Hasen, Schlangen und Fische, Vögel, wie Adler, Raben, Tauben. Dann wieder erfreuen uns im Traume Blumen und Früchte. Der Sinn dieser Symbole ist oft nicht so schwer zu erschließen.

Ob es Steine, Tiere und Pflanzen sind, Körperteile, Lebensmittel, Werkzeuge oder Industrieprodukte: alles kann im Traume eine aufschlußreiche Bedeutung bekommen. An die Stelle des Pferdewagens unserer Vorfahren ist in den Träumen heute vielfach das Auto getreten, und statt von einem Segelschiff träumen wir vielleicht von einem Flugzeug. Aber blühende Blumen haben heute wie seit Urzeiten einen positiven Sinn, wie z. B. rote Rosen = heiße Liebe.

Es ist nicht möglich, im Rahmen unseres andere Absichten verfolgenden Buchs auch ein Traum- und Symbol-Lexikon zu geben. Aber der Leser möge beachten, daß viele Symbole, je nach dem Zusammenhang, in welchem sie auftreten, ganz verschiedene Bedeutung erhalten können, und daß nicht jedes Symbol für jedermann stets dasselbe bedeutet. Hier spielen Alter, Geschlecht, Tätig-

keit, Interessengebiet usw. eine so große Rolle, daß ein im Traum auftretendes Symbol dadurch einen ganz speziellen Sinn erhalten kann. Auch die Volks- und Kulturzugehörigkeit ist wichtig. So deutet nach der Ansicht der Chinesen Schnee im Traum auf einen Trauerfall: Weiß ist ja in China die Farbe der Trauer, nicht Schwarz wie bei uns.

Genau so wenig wie ein Häkchen oder ein Schnörkel bei jeder Handschrift immer ganz genau dasselbe bedeuten muß, genau so wenig ist bei Traumsymbolen eine immer völlig gleichbleibende Deutung richtig. Das gilt vor allem von so umfassenden Symbolen wie etwa dem Schiff, dem Fisch oder der Schlange, welche der Traum seit jeher kennt.

Ihre Bedeutung läßt sich daher in Kürze nur in einer gewissen Allgemein Formulierung umschreiben, und so sagt z. B. Professor Jung mit Recht: „Das Erscheinen des Schlangensymbols ist stets ein Zeichen dafür, daß etwas Bedeutsames im Unterbewußtsein konstelliert ist.“ Es wäre im einzelnen Fall dann jeweils etwa zu prüfen, welche Farbe die Schlange hat, ob sie groß oder klein ist und wie sie sich im Traum verhält; auch ist es wichtig, ob ein Mann oder eine Frau von der Schlange träumt.

Ohne Zweifel steht die Traumdeutung nicht immer auf festen Füßen. Und auch ein moderner Traumdeuter müßte kein Mensch sein, wenn er sich nicht irren könnte. Man darf ruhig an Kants Wort denken: „Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, man muß aber auch nicht glauben, daß sie es ohne Grund sagen.“

Beispiele von Symbolträumen

Die psychoanalytische Forschung interessiert sich begreiflicherweise vorwiegend aus therapeutischen Gründen für die Traumsymbolik: sie will aus den Traumbildern, soweit möglich, Klarheit gewinnen über die seelische und körperliche Verfassung eines Patienten. Aber Symbolträume beanspruchen nicht nur ein ärztliches Interesse; sie haben mit dem momentanen Gesundheitszustand des Träumenden nicht immer etwas zu tun. Viele Träume weisen einfach hin auf ein künftiges Geschehen, das durch keine psychologische Deutung der Symbole des Traums geändert werden kann.

Andere Träume sind in erster Linie künstlerisch schön gestaltet, und das Ästhetische eines solchen Traumbilds weiß ein dafür empfänglicher Mensch als einen Eigenwert zu schätzen. Psychoanalytiker gewahren und beachten häufig gar nicht die Kunstform eines Traums, oder sie vernichten durch ihre Analyse seinen Zauber, ohne etwas gleich Wertvolles an die Stelle zu setzen, so wie man auch seinen Mitmenschen den Genuß eines Gemäldes, einer musikalischen Schöpfung usw. durch zu vieles Darüberreden zerstören und damit Zorn und Ärger entfesseln kann. Symbolische Träume gehören eben vielfach gar nicht vor den Richterstuhl der Psychoanalyse, sie bedürfen nicht immer einer ärztlichen Entschlüsselung. Das wird man vielleicht nach und nach einsehen.

Das Kind in der Badewanne

Aus der unendlichen Fülle interessanter Symbolträume sei zunächst ein Fall aus England als Beispiel herausgegriffen. Der Traum wurde von Frau Burton aus Longner Hall (Shrewsbury) berichtet und in einem Monumentalwerk veröffentlicht, aus dem später noch weitere Beispiele gebracht werden. Das Werk heißt „Erscheinungen Lebender“ („Phantasms of the Living“) und umfaßt zwei dicke Bände. Es wurde herausgegeben von den Gründern der englischen „Society for Psychical Research“ (S.P.R. = Gesellschaft für psychische Forschung) Edmund Gurney, Frederic W. H. Myers und Frank Podmore, alle von der Universität Cambridge. Der Hauptteil der Sammlung ist Edmund Gurney zu verdanken. Das Werk erschien 1886. Es wurden dafür Fälle aus dem Bereich des Übersinnlichen von Mitgliedern der Gesellschaft zusammengetragen und geprüft. Frau Burtons Zeugnis folgt hier mit ihren eigenen Worten (Band II, Seite 427).

„Seit meinem einundzwanzigsten Jahr habe ich mit bestimmten Abweichungen folgenden Traum: Im Schlafe sehe ich plötzlich, übergossen von strahlendem Licht, ein kleines nacktes Kind, das in einer Badewanne liegt oder in sie hineinfällt. Manchmal sehe ich neben der Wanne eine mir bekannte Person stehen. Das ist für mich nach dem Erwachen aufschlußreich: ich weiß dann nämlich, in welcher Familie ein Todesfall eintreten wird. Zu anderen Malen sehe ich nur das Kind und die Wanne. Dann weiß ich: binnen zwölf Stunden werde ich von einem Todesfall hören, und ich leide unter

banger Ungewißheit, bis die Nachricht mich erreicht. Es würde zu weit führen, alle Erfüllungen dieser Träume aufzuzählen, aber ich sende gern ein paar Beispiele mit Daten ein, wenn Sie wollen.“

Die von Frau Burton eingesandten Beispiele folgen hier kurz zusammengefaßt. Am 29. Januar 1873 träumte sie von dem kleinen Kind in der Badewanne; und sie sagte ihrem Mann, bei der Post dieses Tages werde eine Todesnachricht sein. Dieser lachte nur darüber; doch die Post brachte an diesem Tag wirklich die Nachricht vom Tod des einzigen Sohnes eines lieben Freundes. Zu dieser Zeit war von einer Krankheit des Sohnes nichts bekannt.

Am 24. April 1877 träumte sie wieder von dem kleinen Kind. Der nächste Tag brachte die Botschaft, ein Vetter sei am 24. gestorben. Auch in diesem Fall hatte Frau Burton von einer Krankheit nichts gewußt.

Am 11. Juni 1877 schlief sie in ihrem Sessel und sah im Traum, wie die Tante ihres Mannes das Kind im Bad betrachtete. Die Tante war weiß gekleidet und von einem hellen Licht umflossen. Wenige Stunden später kam die Nachricht, die Tante sei am Abend jenes Tages gestorben. Diesemal hatte Frau Burton jedoch gewußt, daß die Tante krank war.

Vor dem Tod von Herrn Burton am 17. November 1880 hatte seine Frau wieder ihren symbolischen Warntraum. Dabei gab es eine Abwandlung. Denn sie selbst stand im Traum, in tiefe Trauer gekleidet, an der Badewanne und betrachtete das kleine Kind. Der Traum ging laut ihrer Angabe dem Tod ihres Mannes um etwas mehr als einen Tag voraus. Ihr Mann war lange Zeit krank gewesen, doch kam sein Tod unerwartet.

Durch Überprüfung sowohl der Todesanzeigen in den „Times“ wie des Sterberegisters wurde die Genauigkeit der angegebenen Todesdaten festgestellt.

Im Laufe einer gründlichen Befragung zur Ermittlung aller möglichen Einzelheiten sagte Frau Burton aus, sie erinnere sich nur an einen einzigen Fall, wo die Todesnachricht ihrem Symboltraum erst nach elf Tagen nachfolgte. In der Regel lasse die Nachricht nur zwölf Stunden und fast nie mehr als zwei Tage auf sich warten. Außerdem erwähnte sie noch einige nichtsymbolische Träume, welche sich auf Unfälle bezogen, die indes niemals eintrafen. Aber dieser seltsame Symboltraum vom nackten Kind und der Badewanne zeigte immer den Tod eines nahestehenden und lieben Menschen an.

Herr Gurney fügt diesem Fall eine warnende Bemerkung bei. „Obwohl hier ein Traum besonderer Art, der in seinem Symbol nicht auf einen Todesfall hinwies, in einer Reihe von Fällen mit Todesereignissen zusammentraf – und zwar mit solchen, welche die Träumerin angingen – sei festgestellt: es besteht allgemein die Neigung, die wenigen Treffer zu bemerken und aufzuzeichnen, dagegen nicht die Tausende von Versagern.“ Diese Bemerkung ist grundsätzlich notwendig. In Frau Burtons Fall freilich gab es in der Traumreihe, von der sie nur vier aus zahlreichen Beispielen anführte, nicht eine einzige Niete. Wollte man diese Träume – vor allem auch, wenn man die den einzelnen betroffenen Personen angepaßten Abweichungen berücksichtigt – als ein nur zufälliges Zusammentreffen erklären, so verlangte das wahrhaftig einen starken Glauben.

Der Zahn als Todessymbol

Es kommt gelegentlich vor, daß Symbole, die noch seltsamer sind als das Kind in der Badewanne, die Ankündigung eines Todesfalls bedeuten. Hierher gehört u. a. der Traum von Zähnen als Vorbote von Todesnachrichten, welche sich auf Familienangehörige beziehen. Ein solches Beispiel wurde der S. P. R. berichtet und von ihr veröffentlicht. Zwei weitere erhielt der Autor Stevens von zwei verschiedenen Briefschreibern. Das Folgende ist der Auszug aus dem Brief einer in Irland geborenen und aufgewachsenen Dame, die Stevens persönlich bekannt ist und jetzt in einem Vorort von New York lebt. Sie schreibt:

„Meine Traumgabe ist ein Erbstück, und ich habe meine prophetischen Träume immer gehaßt und gefürchtet, weil ich nichts gegen ihr Wahrwerden tun kann. Wenn ich einen solchen Traum hatte, ging er immer in Erfüllung. Ich betete um Befreiung von diesen Träumen, allein es war vergebens. Wie ich mich erinnere, ermahnte mich meine Mutter schon als Kind, nie einen meiner Träume am Frühstückstisch zu erzählen. Denn falls es ein Todestraum war, bedrückte er die ganze Familie.

Mein todkundender Traum war sehr einfach, und er blieb sich stets gleich. Ich träumte nämlich, ich ginge zu meinem Toilettenstisch, öffnete meinen Mund und prüfte meine Zähne im Spiegel. Immer fand ich dabei einen verfaulten Zahn – und ich hatte zu

jener Zeit in Wirklichkeit sehr schöne Zähne – den ich herausnahm und auf den Toilettentisch legte. Floß ein Blutstrom aus der Zahn-
lücke, so wußte ich beim Erwachen, daß mich der kommende Todes-
fall sehr treffen werde. Blutete der Zahn nicht, so war die Person,
die sterben sollte, jemand außerhalb der eigenen Familie, jedoch
aus der Verwandtschaft. Das wußte ich ganz gewiß. War der Zahn
in meinem Traum ein Vorderzahn, so war es eine junge Person,
deren Tod mein Traum ankündigte. War er ein Backenzahn, so
handelte es sich um einen älteren Menschen.

Meine Mutter erzählte mir, daß eine meiner Urgroßmütter ge-
nau die gleichen Träume mit den gleichen Bedeutungen hatte. Aber
dies erfuhr ich erst mit neunzehn Jahren, als mein Traum den Tod
einer jüngeren Schwester verkündete, die zur Zeit des Traums
völlig gesund war. Nach einem solchen Traum wußte ich nie, wer
sterben sollte, da der Traum immer schon einer Krankheit voraus-
ging. Ich dachte, irgendein böser Geist wolle mich quälen und er
wähle dazu diesen Weg.“

Solche Zahnträume, denen Todesfälle nachfolgten, kehrten bei
der jungen Irländerin oft wieder. Außerdem erfuhr sie aber ein-
mal die Heimsuchung durch einen anderen Traum mit einer ganz
eigenen, aber unmißverständlichen Symbolik. In den Jahren, wäh-
rend er sich erfüllte, hatte sie ihren Zahntraum dreimal ganz kurz
hintereinander. Wir lassen diesen ungewöhnlichen Traum hier
folgen.

Der seltsame Ausflugswagen

Die Träumende war eines von zwölf Kindern. Vorwegzuträu-
men, wie ein Familienmitglied nach dem anderen wegstarb, muß
für sie eine furchtbare seelische Belastung gewesen sein. Sie berichtet:

„Einen schrecklichen Traum hatte ich im Backfischalter. Ich
träumte, ich blicke aus dem Wohnzimmerfenster, als ein ‚Long
car‘ herauffuhr und vor unserem Tor hielt. Ein solcher Long car
ist wie ein Ausflugswagen, doch faßt er viel mehr Menschen. Auf
diesem Wagen nun befanden sich mehrere meiner Verwandten. Ich
ging hinunter und bestieg den letzten Sitz. Der Wagen fuhr weiter
und durch eine öde, von Pappeln gesäumte Straße. Dann hielt
er vor einer Kirche, die in einem Friedhof lag. Meine nächstjüngere
Schwester stieg ab und ging in den Friedhof hinein. Sie ging den
halben Pfad hinauf, dann wandte sie sich um und sah zurück. Der

Ausdruck ihres Gesichts war kläglich und hilflos, so daß mein
Herz von Qual zerrissen wurde; doch im Traum konnte ich mich
nicht von der Stelle bewegen.

Dann fuhr der Wagen weiter und hielt vor einem anderen
Friedhof. Jetzt stieg meine Tante Margarete aus. Jedesmal, wenn
der Wagen an einem Friedhof hielt, stieg ein Mitglied meiner
Familie ab und tat dasselbe, was meine Schwester getan hatte.

Dieser Symboltraum war eine grausame Entschleierung der Zu-
kunft. Nichts konnte man tun, um die Todesfälle zu verhindern,
und ich litt unendlich – viele Jahre, bevor es nötig war.“

Auf Rückfrage gab die Träumende an, die Todesfälle in der
Familie – beginnend mit dem Traum in ihren frühen Mädchen-
jahren – seien genau in der Reihenfolge des Absteigens vom Wagen
erfolgt, so, wie sie es im Traum gesehen hatte. Dieser Symboltraum
betraf den Vater, die Mutter, zehn Brüder und Schwestern und
außerdem verschiedene Onkel und Tanten, Vettern und Basen. Alle
starben nach und nach vor ihr dahin.

In diesem Traum begegnen wir einer anderen Art von Symbolik.
An sich erscheinen ein Kind im Bad oder ein lockerer Zahn als
Todeskündiger unangemessen oder fast lächerlich. Dieser Traum je-
doch von dem mit allen Verwandten beladenen Wagen, der von
Zeit zu Zeit an einem Friedhof hält, um ein Familienmitglied zu
entlassen, wobei der jeweils betroffene Verwandte den Kirchhof
betritt und dann noch einmal anhält, um zu den Weiterfahrenden
zurückzuschauen – dieser Traum bringt ein außerordentlich passen-
des Sinnbild.

Der gegenwärtige Stand unseres Wissens bietet uns keine Antwort
auf die Frage nach dem Warum? und Wieso? solcher symbolischer
Träume mit prophetischem Gehalt. Wie kommt es dazu, daß ein
Kind in der Badewanne oder ein ausfallender Zahn einen bevor-
stehenden Todesfall bedeutet? Und was für einen Sinn haben solche
Träume, da es doch offenbar nicht möglich ist, die durch sie ange-
kündigten traurigen Ereignisse abzuwenden? Vergebens stellt der
menschliche Geist, wie es scheint, solche Fragen.

Neben Symbolträumen, die etwas Trauriges und Unabwendbares
ankündigen und die darum bedrückend wirken, gibt es aber auch
andere, die eine erfreuliche und hoffnunggebende Bedeutung haben,
die für kürzere Zeit oder für längere Jahre dem Leben eine Richt-
linie geben, ja unter Umständen ein Leben umstellen können. Auch
dafür fehlt es nicht an Beispielen.

Traum einer Mystikerin

Madame de la Motte-Guyon war eine fromme Mystikerin des 17. Jahrhunderts. Sie hing der Lehre des Quietismus an, die mit dem deutschen Pietismus verwandt ist.

Einst sah sie nun im Traume eine schöne, von einem ruhigen Meer umgebene Insel. Über dem Schauplatz lag ein Hauch von unendlichem Frieden und großer Schönheit. In der Mitte der Insel erhob sich ein hoher Berg, auf dem sie die Gestalt des Heilands erblickte. Sie gewahrte eine Menge Menschen, die mit den Wogen kämpften, als ob sie zur Insel und zu dem heiligen Berg zu gelangen suchten. Dann vernahm sie im Traum eine Stimme, die ihr verkündete, es sei ihre Pflicht, mit all ihrer Liebeskraft und ihrem ganzen Wissen den ringenden Seelen zu helfen, das Ziel zu erreichen.

Was ein orthodoxer Freudianer mit diesem Traum angefangen hätte, kann man sich nur mit Schauern vorstellen. Für die reine Seele aber, welche diese Szene träumte, war der Traum nur als Mahnung zu verstehen: ein Leben in heiliger Abgeschiedenheit genüge nicht, es gebe noch Seelen, die einer helfenden Hand bedürften.

Dieser kurze Symboltraum und seine Wirkung spricht für sich selbst und bedarf weiter keines Kommentars.

Ein Kind träumt seine Lebensaufgabe (Don Bosco)

Ein zweites ausführliches Beispiel aus dem religiösen Bereich sei hier angeschlossen. Zu den neueren Heiligen gehört Don Johannes Bosco, der im 19. Jahrhundert in Italien durch Schulgründungen und Vorbeugungsmaßnahmen ein segensreiches soziales Erziehungswerk zum Schutze der gefährdeten Jugend durchführte.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß dieser ungewöhnliche Mensch von Kindesbeinen an durch Träume geleitet wurde, die weitgehend seinen Lebensweg bestimmten. In dem auf Grund der Akten und Quellen verfaßten biographischen Werk über Don Bosco von J. B. Lemoyne findet sich der nachfolgende Traum des damals neunjährigen Johannes Bosco, den wir hier in der Übersetzung von Hans Weimert wiedergeben. Don Bosco schreibt:

„Im Alter von etwa neun Jahren hatte ich einen Traum, der sich mir für das ganze Leben tief einprägte. Es schien mir im Schlafe, als befände ich mich in der Nähe unseres Hauses in einem sehr

geräumigen Hofe, wo eine Schar von Kindern versammelt war, die sich mit Spielen die Zeit vertrieben. Einige lachten, andere scherzten, nicht wenige fluchten. Als ich ihre Flüche vernahm, stürzte ich sofort mitten unter sie und suchte sie mit Faustschlägen und mit Worten zum Schweigen zu bringen.

Da erschien ein ehrwürdiger Mensch im männlichen Alter. Er war vornehm gekleidet. Ein weißes Gewand bedeckte die ganze Gestalt. Sein Angesicht leuchtete so sehr, daß ich es nicht anzuschauen vermochte. Er rief mich beim Namen, hieß mich die Kinder führen und setzte hinzu: „Nicht mit Schlägen, sondern in Sanftmut und Liebe mußt du deine Freunde gewinnen. Erkläre ihnen sogleich die Häßlichkeit der Sünde und den hohen Wert der Tugend!“

Verwirrt und erschrocken entgegnete ich, ich sei ein armer unwissender Junge und wüßte diesen Kindern nichts von Religion zu sagen. Da hörten die Jungen auf, sich zu balgen, sie lärmten und fluchten nicht mehr und scharten sich alle um mich. Fast ohne zu wissen, was ich sprach, fuhr ich fort: „Wer bist du, der mir Unmögliches aufträgt?“

„Gerade weil es dir unmöglich erscheint, mußt du es möglich machen, indem du gehorsam bist und dir Wissen erwirbst.“ – „Wo und wie soll ich Wissen erwerben?“ – „Ich werde dir die Lehrmeisterin geben, unter deren Händen du weise werden kannst, und ohne die jegliche Weisheit zur Torheit wird.“ – „Aber wer bist du denn, der du so sprichst?“ – „Ich bin der Sohn derer, die deine Mutter dich dreimal am Tage zu grüßen lehrte.“ – „Meine Mutter sagt, ich solle mich nicht zu Menschen gesellen, die ich nicht kenne. Darum nenne mir deinen Namen.“ – „Nach meinem Namen frage meine Mutter.“

Da erblickte ich an seiner Seite die hoheitsvolle Erscheinung einer Frau. Sie war in einen weiten Mantel gekleidet, der über und über leuchtete, als sei er mit lauter strahlenden Sternen besetzt. Als sie bemerkte, wie meine Fragen und Antworten immer verwirrter klangen, bedeutete sie mir, näher zu treten. Sie nahm mich liebevoll bei der Hand und sprach: „Sieh da!“ Ich sah mich um. Da waren die Kinder alle weggelaufen, und an ihrer Stelle gewahrte ich eine Menge Ziegenböcke, Hunde, Katzen, Bären und verschiedene andere Tiere.

„Hier ist dein Feld, hier mußt du arbeiten!“ fuhr die Frau fort. „Werde demütig, fest und stark! Und was du jetzt mit diesen Tieren geschehen siehst, das sollst du an meinen Kindern tun.“

Ich wandte den Blick, und siehe, an Stelle der wilden Tiere

erschieden in gleicher Zahl sanfte Lämmer, die alle blöckend und hüpfend umherliefen, als wollten sie dem Manne und der Frau huldigen.

Hier begann ich – noch immer im Schläfe – zu weinen und bat die Frau, verständlich zu sprechen, weil ich nicht wußte, was ihre Worte bedeuteten. Da legte sie ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: ‚Zur rechten Zeit wirst du alles begreifen.‘

Nach diesen Worten weckte mich ein Geräusch auf, und alles verschwand. Ich war bestürzt. Es schien mir, als spürte ich an meinen Händen die Schläge, die ich versetzt hatte – als schmerzte mein Gesicht von den Ohrfeigen, die ich von den Jungen erhielt. Dann füllten die Gestalten des Mannes und der Frau, die gesprochenen und die vernommenen Dinge meinen Geist so stark aus, daß ich die ganze Nacht hindurch keinen Schlaf mehr finden konnte.

Am frühen Morgen beeilte ich mich, den Traum zuerst meinen Brüdern (die in Gelächter ausbrachen), hierauf meiner Mutter und der Großmutter zu erzählen. Jeder gab seine Deutung dazu. Mein Bruder Josef meinte: ‚Du wirst einmal Ziegen und Schafe und andere Tiere hüten.‘ Meine Mutter: ‚Wer weiß, ob du nicht Priester werden sollst.‘ Anton bemerkte trocken: ‚Vielleicht wirst du ein Räuberhauptmann.‘ Die Großmutter aber, die viel von Gott und den Menschen wußte und weder lesen noch schreiben konnte, gab das endgültige Urteil ab mit den Worten: ‚Man soll nicht auf Träume achten.‘ Ich teilte die Ansicht meiner Großmutter. Trotzdem konnte ich den Traum nie vergessen.“

Dieser grundlegend wichtige Traum in seiner geradezu biblischen Wucht und dichterischen Schönheit, der keiner psychoanalytischen Zergliederung bedarf, wurde in späteren Jahren von Don Bosco, der sich zum Priesterberuf entschlossen hatte, wieder und wieder geträumt. Er erkannte nach und nach im tiefen Sinn dieses Traums seine Lebensaufgabe als Erzieher und Bildner der Jugend und führte sie dann als religiöser Mensch mit sozialem Gefühl in der großartigsten Weise durch.

Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß ein Symboltraum wie dieser eine ahnende Einsicht unbewußter Seelenschichten in Wesen, Richtung und Gewicht von Lebenszusammenhängen, in die mögliche und durchführbare, ja am besten passende Lebensaufgabe beweist. Ein solcher Traum darf als seltener Großtraum gelten und sollte nicht durch vernünftelnendes Herumdeuten verkleinert werden.

Erstaunlich ist dabei, daß bereits ein unmündiges Kind von einem so gewaltigen Traumgesicht, dessen Einzelheiten zunächst die Fassungskraft des jugendlichen Verstandes überschreiten, heimgesucht wird, von einem Traumbild, das zudem so drängend ist, daß der junge Träumer sofort am Morgen davon sprechen muß. Ein so erhabener Symboltraum mit hohem ethischem Gehalt und Impuls gehört zu den erlesenen Seltenheiten des Traumgeschehens.

Goethes Fasanentraum

Auch Goethe, der schon als Kind viel und lebhaft träumte, der aber als Reifender alles träumerische Wesen zurückschob und sich überwiegend im wachen Wirken zu bewähren suchte, hat aus einer entscheidenden Lebensphase einen wichtigen, vordeutenden, symbolischen Traum berichtet. Wie sehr Goethe auch sonst auf Wesen und Bedeutung der Träume verständnisvoll einging, zeigen mehrere Stellen aus seinen Werken und aus seinen Gesprächen.

Der in unserem Zusammenhang interessierende Fasanentraum steht in der „Italienischen Reise“, und Goethe hat ihn auch Freunden erzählt. Um seine symbolische Bedeutung recht zu verstehen, muß man sich klarlegen, daß Goethe, der damals sechsunddreißig oder siebenunddreißig Jahre alt war, in einer menschlichen und dichterischen Krise stand und sich aus dem einförmigen Weimar heraus und nach Italien sehnte, denn davon erwartete er sich neue und starke Eindrücke. Der Traum folgt hier mit Goethes eigenen Worten:

„Ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reichbewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß da selbst die schönsten Fasanen zu haben seien. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich, häufig getötet, herbeibrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann, und zwar so reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir

die ruhige Flut, und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mitteilen wollte. Zuletzt, in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinem kleinen Kahn einen sicheren Landungsplatz zu suchen.“

An diesen poetisch-schönen Symboltraum, den Goethe im Oktober 1785 hatte und der ihm damals gleich „bedeutend genug“ erschien, erinnerte er sich wieder auf seiner ein Jahr später begonnenen Italienreise, die ihm seine Sehnsucht nach neuen reichen Sinnesindrücken erfüllte, wie er sie im Traum in dem Sinnbild des köstlich bunten Fasanengefeders vorgeahnt hatte. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Der Fasanentraum fängt an, in Erfüllung zu gehen. Denn wahrlich, was ich auflade, kann ich wohl mit dem köstlichen Geflügel vergleichen, und die Entwicklung ahnd' ich auch.“ Und vor seinem Eintreffen in Rom notierte er, er wünsche sich nichts, „als daß ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge“. „Iphigenie“ und „Tasso“ und über tausend Landschaftsbilder, die Goethe in Italien zeichnete, können neben anderen Gaben als köstliche Fracht des Fasanenkahns betrachtet werden. Goethe, der es so gut verstand, der Natur Geheimnisse abzulauschen, hatte von Anbeginn an mit künstlerischer Sicherheit den Sinngehalt dieses Symboltraums erfaßt, der ihm eine befreiende Zeit glücklichen Einerntens und innerlichen Neuwerdens vor das seherische Auge gerückt hatte, wie sie ihm denn auch in den Jahren 1786 bis 1788 beschieden wurde. Verjüngt kehrte er nach Weimar zurück.

Diese wenigen Beispiele können zeigen, welche Wichtigkeit symbolische Träume zu gewinnen vermögen. Sie steigen auf aus unbewußten psychischen Schichten und Bezirken, sie sagen nicht nur etwas Gegenwärtiges aus, sondern greifen auch über auf zukünftige Situationen und Geschehnisse. Dabei muß es sich nicht unbedingt um eine Warnung handeln, wie manche irrigerweise glauben; das zeigen die symbolischen Todesträume, die Unvermeidbares lange vor seinem Wahrwerden heraufholen. In anderen Fällen kann eine kleine oder große Hilfe daraus erwachsen, wenn ein symbolischer Traum eine fruchtbare Zeit des Daseins und eine bedeutsame Lebensgestaltung aufzeigt, wie es der Träumer durch ein tätiges Leben selbst verwirklichen kann; das zeigen die beiden letzten Träume, welche, wie andere ihrer Art, Kraft, Ruhe und Sicherheit spenden konnten. Keineswegs aber läßt sich behaupten,

daß alle Symbolträume einer psychoanalytischen Kontrolle und Zergliederung bedürften. Gerade als unzerstörtes, ungedeutetes Leitbild können sie dem Träumer zur erfolgreichen Erfüllung einer großen Aufgabe vielfach eine wichtige Hilfe bedeuten.

3. KAPITEL

ARBEIT IM TRAUM

Während bei symbolischen Träumen dem Träumenden unwillkürlich Bilder vor das Auge treten, denen im Augenblick keine Wirklichkeit entspricht, die aber häufig in ihrer Symbolik eine künftige Entwicklung, ein späteres Glück oder Unheil anzeigen, gibt es zahlreiche andere Träume, in deren Ablauf der Träumende selbst etwas so positiv leistet, daß sich nachher im Wachzustand das Resultat feststellen läßt. Die Tatsache, daß es solche Träume gibt, ist unbestritten, doch ist ihr Zustandekommen darum nicht weniger geheimnisvoll. Derartige Leistungsträume sind eine Durchbrechung der Regel, nach welcher der Schlaf der Erholung dient und auch Träume während des Schlafs nur passiv erlebt werden. Hier aber erscheint als das Wesentliche gerade eine geistige oder künstlerische Aktivität, die während des Schlafs ausgeübt wird, eine Traumarbeit.

In einem französischen Buche von Max Simon „Le Monde des Rêves“ (Die Welt der Träume) wird gesagt: „Es gibt keinen geistig arbeitenden Menschen, der nicht schon erlebt hätte, daß die geistige Arbeit ohne sein Wissen im Schlaf weitergeht. Dafür gibt es allenthalben Beweise. Viele Schüler lernen ihre Aufgaben mit Vorliebe des Abends; denn sie wissen, daß sie am kommenden Morgen das abends Gelernte am besten können. Menschen, denen die Erlernung einer fremden Sprache Schwierigkeit bereitet, machen oft folgende Beobachtung: Waren sie durch ihre täglichen Beschäftigungen, durch Pflichten oder Verhältnisse gezwungen, das Studium dieser Sprachen zu unterbrechen, und beginnen sie später wieder von neuem damit, so bemerken sie mit Erstaunen, daß ihre Kennt-

nisse seither gewachsen sind. Auch bei wissenschaftlichen oder künstlerischen Arbeiten kann man diese Beobachtung machen. Wenn irgendein Hindernis die Arbeit unterbricht, und wir nehmen sie erst nach einigen Tagen wieder auf, so besiegt der Geist, der während dieser Zeit sozusagen selbständig gearbeitet hat, das früher unüberwindliche Hindernis wie spielend. In diesen Fällen einer unbewußten Gehirntätigkeit war den Gedanken meist eine Richtung gewiesen, und auf diesem gegebenen Weg geht die Gehirntätigkeit im Schlaf dann selbständig weiter.“

In gleichem Sinne schreibt auch Carl Ludwig Schleich in seinem Buche „Von der Seele“: „Welche Erquickung bringt ein tiefer, gesunder Schlaf! Wieviel Heilung und Abwehr von Gefahr und Krankheit unter dem Zelt Dach seines Friedens in einer Nacht, welche sanfte Glättung der erregten Flut des Tages unter dem Bann seines schwebenden Dunkels! Er vermag Rätsel der Lösung näherzuführen in wenigen Stunden, und oft steht die befreiende Idee am Morgen beim Aufwachen vor unserem Bette wie ein Kind mit einem Geburtstagsstrauß. Weinend legt der Knabe sich nieder, weil er die Lektion nicht bewältigen konnte, und morgens sagt er sie her, erstaunt und verblüfft ob der Heinzelmännchenarbeit, die über Nacht in seinem eigenen Kopf geleistet ward. Man kann die Möglichkeit nicht bestreiten, daß manche Menschen Verse, Lösungen von Rätseln, Pläne usw. unmittelbar so niedergeschrieben haben, wie sie es im Traume geschaut zu haben glaubten; denn es ist ja keine Frage, daß der Traum Erinnerungen hinterläßt.“ Daß manche Menschen im Traum geradezu arbeiten, darf als feststehend angesehen werden. Aber nicht alles, was da geschieht, verdient ein gleich starkes Interesse. Sehen wir uns zunächst einmal Träume von künstlerischen Menschen an!

Träume von Künstlern

Es gibt mehr als ein Zeugnis von Dichtern und anderen schöpferischen Menschen über die Förderung, die sie dem Schlaf und Traum verdanken. Wir wollen jedoch nur Beispiele bringen, die nicht lange Jahrhunderte zurückliegen.

Dichter träumen

Es ist begreiflich, daß ein künstlerischer Mensch, der sich tagsüber mit Problemen der Kunst und Dichtung befaßt, auch schlafend und träumend den Nachhall davon erfährt. Wenn aber im Traum eine wichtige Arbeit vollbracht wird, so daß schließlich abgerundete künstlerische Leistungen vorliegen, so ist das bemerkenswert.

Wir besitzen z. B. das unverfängliche Zeugnis von Goethe, der im August 1815 Sulpiz Boisserée in Wiesbaden erzählte, er habe in Träumen öfter Gedichte gemacht, aber sich im Wachen an die Verse meist nicht mehr erinnern können. Jedoch schrieb er mehr als einmal ein Gedicht, das ihm im Halbschlummer durch den Kopf gegangen war, erwachend schnell auf das nächste Blatt Papier. „In solch nachtwandlerischem Zustand geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand.“

Im gleichen Sinne äußerte er sich 1821 zu Eckermann: „Mein produzierendes Talent verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend, am Tag, gewahr wurde, bildete sich öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen auftat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Teil eines solchen Vorhandenen.“

Man sieht aus diesen Selbstzeugnissen, welche Auftriebskraft die unbewußten tiefen Seelenschichten bei Goethe hatten, und er war sich darüber auch klar, wie sein Brief an Schiller vom 6. April 1801 zeigt, in dem er schreibt: „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tue, unbewußt geschehe.“ Und im nämlichen Geiste heißt es in einem Gedicht von ihm: „All unser redlichstes Bemühn glückt nur im unbewußten Momente.“ Auch im Wachen muß das Unbewußte in Goethe stark wirksam gewesen sein; denn er schreibt z. B. im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit“, daß er seinen „Wilhelm Meister“ ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben habe, und er sagt dasselbe in einem Brief an Knebel 1814 auch von seinen „übrigen Sachen“. Es läßt sich danach nicht bestreiten, daß ihm gleichsam im Schlaf Dichtungen geschenkt wurden, daß er im Traume Verse machte. Aber Goethe blieb dabei völlig in der Richtung seines geistigen und künstlerischen Arbeitens, die er auch im Wachzustand verfolgte. Und im Schlaf und Traum produzierte er nichts wesenhaft anderes als Dichtungen, wie er sie

im Wachen gestaltete. Eine entsprechende Erfahrung gilt eben für beide Bereiche.

Aus dem 19. Jahrhundert gibt es noch einige andere Zeugnisse von Dichtern und Schriftstellern über von ihnen im Traum vollbrachte Leistungen. So bezeugte Peter Rosegger in einem Brief an den Wiener Psychologen Dr. Wilhelm Stekel, den dieser in seiner Untersuchung über „Die Träume der Dichter“ abdruckte: „Ich träume zumeist ruhig und idyllisch. Mancher Einfall ist mir im Traume gekommen, den ich nachher literarisch genützt habe. Besonders klar träumte mir vor mehr als zwanzig Jahren eine Gerichtssaalszene, die nachher mein Volksdrama ‚Am Tage des Gerichts‘ zur Folge hatte, in dem die geträumte Szene im vierten Akt als Hauptszene des Stückes vorkommt.“ Erläuternd schrieb Rosegger im Vorwort zur Buchausgabe des genannten Stückes: „In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gugel-Blas hätte den Kreuzjäger erschossen, er stehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erschossenen als Hauptzeugin, sagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was diesen so tief rührt, daß er sich nun selbst als Täter bekennt. – Nach diesem Traum“, schreibt Rosegger, „erwachte ich, der Herzschlag ging mir lebhaft, ich war von der Erscheinung ganz und gar erfüllt.“ Hier haben wir also den Fall, daß eine Bühnenszene im Traum genau so vollendet vor das Auge tritt, wie sie nachher für die Bühnenaufführung niedergeschrieben werden kann.

Daß so, wie hier bei Rosegger, eine ganze dramatische Situation oder, wie in anderen Fällen, eine vollständige epische Handlung, so wie sie geträumt wurde, dem Erwachten nachher deutlich vor Augen steht und niedergeschrieben werden kann, kommt nicht so häufig vor. Ein bezeichnendes Beispiel für unsere Frage steuert Paul Heyse bei, der in seinen „Jugenderinnerungen“ folgenden Traum berichtet:

„Mir war, als wandelte ich mit meinem Freunde Ludwig Schneegans durch die Hauptstraße von Sestri Levante. Wir traten in die Kirche ein und fanden dort einen Katafalk, auf dem die Leiche einer schönen, stattlichen Frau von etwa vierzig Jahren aufgebahrt lag. Der Küster erzählte uns ihre Lebensgeschichte, die so merkwürdig war, daß Schneegans ausrief: ‚Das ist ja eine richtige Novelle und eine ganz famose!‘ Das verdroß mich nicht wenig. ‚Nun hat er‘, dachte ich im Traume, ‚seine Hand auf den Stoff gelegt und ist doch gar kein Novellist.‘

Als ich erwachte, war mir alles noch höchst gegenwärtig; ich besuchte desselben Tags meinen Freund und erzählte ihm, was ich geträumt. ‚Wenn du darauf bestehst‘, sagte ich, ‚muß ich dir die Geschichte überlassen, nach dem Recht des *primi occupantis*.‘

Er verzichtete, und nach vierzehn Tagen hatte ich ‚Die Frau Marchesa‘ geschrieben, in allen Hauptzügen durchaus nach dem geträumten Bericht des Küsters, aus dem mir sogar einige Namen im Gedächtnis geblieben waren.“

So wie im vorigen Beispiel Rosegger eine dramatische Szene, hat also hier Paul Heyse eine Novelle ganz genau nach dem gehaltenen Traum gestaltet. Die wesentliche Arbeit ist absolut im Traum geleistet worden.

Ein in dieser Hinsicht ganz besonders begabter Träumer war Robert Louis Stevenson. Seine schon im Wachen lebhaft Phantasie war auch im Schlaf schier unerschöpflich. Stevenson besaß die hin und wieder anzutreffende Fähigkeit, auch in Fortsetzungen träumen zu können. So wurden ihm schlafend ausgiebige schöpferische Inspirationen zuteil, die entweder schon einen vollständigen Erzählungsstoff darstellten oder ihn wenigstens thematisch anregten. Über seine Erfahrungen in dieser Hinsicht spricht er in einem Kapitel seines Essaybands „Across the Plains“.

Zu den traumhaften Begebenheiten, die Stevenson im Schlafe eingegeben wurden, gehört der Stoff seiner Novelle „Ollala“ sowie die besonders berühmte phantastische Geschichte von „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“, die ja auch verfilmt worden ist. Nach des Dichters eigenem Bericht hatte er sich zwei Tage lang vergebens den Kopf zerbrochen, um eine neue Idee für eine Geschichte zu finden – da träumte er drei Szenen von „Dr. Jekyll“, darunter den Hauptgedanken, daß die freiwillige Verwandlung des Helden in sein anderes böses Ich zu einer unfreiwilligen wird.

Wie lebendig Stevenson träumte, hat er selbst erzählt. In einer geträumten Geschichte hatte er einen Mord begangen. Eine Frau, die von dem Mord erfährt, verrät ihn nicht. Als Mörder lebt er im Traume voller Angst, die Frau könne ihn verraten, und fühlt sich gequält und auf die Folter gespannt. Ständig erwartet er, sie werde ihn bei Gericht anzeigen. Durch die ganze Traumgeschichte hindurch bleibt die Spannung erhalten, da das Verhalten der Frau geheimnisvoll ist. Erst ganz zum Schlusse löst sich das Geheimnis, als die Frau auf die Knie fällt und ihm gesteht: „Verstehen Sie mich denn nicht – ich liebe Sie!“

Besonders interessant ist, wie Stevenson seine ungewöhnliche Fähigkeit, sein lebhaftes und inspirierendes Träumen selbst beurteilte. Er konnte sich nicht vorstellen, daß nur sein eigenes Unterbewußtsein – aufgeteilt in soundsoviel Traumfiguren – die vielfältigen Traumgeschichten produziere, sondern glaubte an einen mysteriösen Eingriff in sein Seelenleben von außen. Folgen wir den Gedanken, die er in dem erwähnten Traumessay aussprach, so verdankte er seine Inspirationen dem, was er „das kleine Volk“ oder die „Heinzelmännchen“ nannte, die ihm in seinen Träumen Szenen, Handlungen und Charaktere vor Augen stellten. Ging es ihm schlecht, und war er auf der Suche nach einer Geschichte – siehe: sofort traten die kleinen Männlein in Aktion und spielten ihm die Nacht hindurch auf ihrer erleuchteten Miniaturbühne eine ganze Geschichte vor.

Während sein Traumbewußtsein den Ablauf dieser Geschichten beobachtete, hatte Stevenson nach seiner eigenen Aussage keine Ahnung davon, wie sie ausgehen werde. Er führt als Beispiel die oben berichtete Geschichte an, bei der er nicht erriet, was die weibliche Hauptfigur überhaupt bezweckte, bis sich dies am Schluß der Handlung in einer dramatischen Rede und Liebeserklärung herausstellte.

„Was sind das für Heinzelmännchen?“ fragte Stevenson. „Sie müssen mit dem Träumer in enger Verbindung stehen, aber sie sind, glaube ich, begabter. Sie können ihm eine Geschichte erzählen, Teil um Teil, wie einen Roman in Fortsetzungen, und ihn dabei dauernd im unklaren lassen, worauf sie hinaus wollen. Doch wer sind sie? Ich weiß nicht, was ich von ihnen halten soll. Ich kann nur sagen, daß meine Heinzelmännchen gute Geisterchen sind – Gott segne sie. Sie vollbringen die Hälfte meiner Arbeit, während ich fest schlafe. Und sehr wahrscheinlich machen sie auch die andere Hälfte, wenn ich wach bin und vermessenweise glaube, ich schaffe selber. Was während meines Schlafes entsteht, ist ohne Zweifel das Werk der Heinzelmännchen. Doch das, was entsteht, während ich wach bin, stammt keineswegs mit Sicherheit von mir selbst. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß auch hier die Heinzelmännchen ihre Hand im Spiele haben.“ Trotz dieser etwas romantischen Auffassungen von Stevenson wird der moderne Psychologe in des Dichters „Heinzelmännchen“ wohl nur Teile von des Autors regem Unterbewußtsein erblicken.

Wie man am Beispiel von Stevenson sieht, kann ein schöpferischer

Traum auch groteske und phantastische Geschichten produzieren, nicht nur ernste dramatische oder epische Begebenheiten. Es kommt eben völlig auf die Veranlagung des betreffenden Autors und auf seine seelische Verfassung an. Heitere und witzige Leistungen im Traum sind indes relativ selten – vielleicht darum, weil auch beim wachen Menschen spaßhafter Humor nicht so häufig vorkommt. Ein paar Beispiele zur Illustrierung der heiteren Seite des Unterbewußtseins dürfen hier jedoch nicht fehlen.

Franziska Gräfin Reventlow, die wegen ihrer Originalität bekannt war, träumte als 35jährige bei einem Fasching in München den Vers:

„Recken und blecken ist starr und stamm,
Ich bin der König von Carlikam.“

Ganz Schwabing lachte damals – es war 1906 – schallend über diese Poesie. Auch sonst hatte die Gräfin, wie sie selbst sagt, manchmal „blödsinnige Träume“, von denen sie einige in ihren Tagebüchern wiedergibt.

Gleichfalls in München träumte Isolde Kurz, wie in ihrem Buch „Traumland“ zu lesen ist, sie gehe zum Briefkasten. Auf dem Wege dahin mußte sie durch einen halbdunklen und beklemmenden Torweg. „Da beugte sich mit einem Male eine grinsende Teufelsfratze über mich und sagte:

„Hauzli, Bauzli,
Gelt, der Kauzli?
Siehst das Schnauzli,
O du Mauzli?“

Als ich in wilder Angst erwachte, fand ich, daß mir das federgefüllte Kopfkissen, woran ich nicht gewöhnt war, ins Gesicht hing.“

Auch der meist ernst gestimmte Richard Dehmel hat einmal im Traum etwas Lustiges produziert. In einem Brief aus dem Jahre 1913 an den Graphiker Walter Tiemann, der die Einbände seiner Bücher gestaltet hat, erzählt er: „Vor ein paar Tagen hab ich von Ihnen geträumt. Ihre Stirn war höher als sonst, und oben drauf saß eine große, entzückend smaragdgrüne, aber schauderhaft giftig aussehende Fliege. Ich wollte sie wegzagen, aber da sagten Sie ganz gemütlich:

„Ach, lassen Sie doch das Tierchen;
Das putzt mir meine Nierchen.“

Das kam mir im Traum als ein so ungeheurer Witz vor, daß ich laut lachen mußte und davon aufwachte.“

Die drei letzten Beispiele behandeln freilich nur Kleinigkeiten, aber sie sind für die Leistungskraft des Traumbewußtseins dennoch sehr bezeichnend. Der Sinn für Reim und Gleichklang verbindet sich hier mit der für viele Träume charakteristischen Unlogik, und das Ergebnis wirkt durchaus humoristisch.

Im ganzen kann man sagen, daß Träume für viele Dichter – und nicht nur für diese – mindestens eine anregende Wirkung haben. So schreibt z. B. Wilhelm v. Scholz in dem oben erwähnten Buch von Dr. Stekel: „Mir kommen sowohl neue Pläne aus Träumen, wie auch während der Arbeit (z. B. an einem Drama) direkt fehlende Situationen im Traume oder Halbtraume zu Bewußtsein. Ich werde ferner von den Beziehungen zwischen der Wirksamkeit des Traumes und der des Tages vielfach zu lyrischem Schaffen angeregt.“

Noch weiter ging Gerhart Hauptmann, der in seinen Gesprächen, wie Rosa Chapiro aufzeichnete, einmal sagte: „Für mich sind die Stunden des Traums die wahrhaft schöpferischen.“

Maler und Musiker träumen

Die meisten unserer Träume gleichen einem grauen Filmstreifen, wir sehen also unsere Träume; man nennt den Traum ja auch hin und wieder ein Nachtgesicht. Daß unser Gehör oder unser Tastgefühl im Traum angesprochen wird, kommt seltener vor. Zu farbigen Träumen neigen zwar manche Menschen, aber durchaus nicht in erster Linie die Maler. Es ist auch nicht so, daß Komponisten bis in den Schlaf hinein immer von Melodien verfolgt würden.

Übersieht man die vorliegenden Berichte, so gibt es entschieden mehr Zeugnisse von Dichtern über Dichten im Traum als solche von Musikern über im Traum verfaßte Kompositionen. Und eine von van Gogh mitgeteilte Bekundung wie die des Malers Corot aus dem Jahre 1875: „Ich habe diese Nacht im Traum Landschaften gesehen mit ganz rosafarbenem Himmel“, gehört zu den Seltenheiten. Indes hat z. B. auch Raffael bezeugt, daß er sich nicht nur im Wachen, sondern auch im Schlaf und Traum ständig mit seinen

Madonnenbildern beschäftigt und im Geist an ihnen gemalt habe. Und von Albrecht Dürer befindet sich in Wien die Aquarellskizze eines Sintfluttraums, den er im Juni 1525 hatte und gleich nach dem Erwachen skizzierte. Doch im allgemeinen scheinen auch die Träume von Malern keine vorweggeträumten Gemälde zu sein, sondern eher einen alltäglichen Charakter zu tragen.

Auch von Komponisten sind verhältnismäßig wenig musikalische Leistungen im Traum bekannt. Als Georg Friedrich Händel sein Oratorium „Der Messias“ schrieb, verließ ihn die Inspiration. Doch im Schlaf und Traum wurde ihm der Schlußchor gleichsam ins Ohr gesungen, und zwar so deutlich und lebhaft, daß er ihn sofort nach dem Erwachen niederschreiben konnte. Ähnlich ging es Mozart, der ein sehr gutes Gedächtnis hatte. Darum konnte er viele seiner Werke, die er tatsächlich geträumt hatte, am Morgen nach dem Erwachen sogleich niederschreiben.

Ganz besonders eindrucksvoll ist, was der Violinvirtuose Giuseppe Tartini dem Astronomen Lalande erzählt hat. Der von Lalande in seiner „Italienreise“ wiedergegebene Bericht lautet:

„Im Jahre 1713 träumte ich in einer Nacht, daß ich einen Pakt geschlossen hätte und der Teufel in meinen Diensten stände. Alles gelang mir nach Wunsch; alles, was ich begehrte, ging im vorhinein in Erfüllung; meine Wünsche wurden durch die Dienste meines neuen Bedienten stets übertroffen. Ich hatte den Einfall, ihm meine Geige zu geben, um mich zu überzeugen, ob er es fertigbringen würde, mir schöne Melodien vorzuspielen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich ihn eine so merkwürdige und so schöne Sonate mit solcher Meisterschaft und so viel Geist vortragen hörte, daß nichts, was ich geschaffen hatte, damit verglichen werden konnte. Ich war darüber so verwundert, entzückt und begeistert, daß mir der Atem verging. Ich erwachte durch diese heftige Erregung, nahm sofort meine Geige und hoffte, etwas von dem, was ich soeben gehört hatte, wiederzufinden. Doch es war vergeblich. Das Stück, welches ich dann komponierte, ist in Wahrheit das beste, was ich je gemacht habe, und ich nannte es auch ‚Die Teufelssonate‘; doch blieb es weit hinter dem zurück, was ich im Traum gehört hatte, so daß ich meine Geige zerbrochen und für immer der Musik entsagt haben würde, wenn ich imstande gewesen wäre, von ihr zu lassen.“

Das ist das ausführlichste Selbstzeugnis, das über eine kompositorische Leistung im Zusammenhang mit einem Gehörtraum bekannt ist. Aber sonst sind Mitteilungen dieser Art von bekannten

Komponisten recht knapp. So berichtet Richard Wagner, wie ihm beim Ausruhen nach einem großen Fußmarsch im Jahre 1853 in einer Art von somnambulem Zustand in einem Gasthof in La Spezia das Orchestervorspiel zu „Rheingold“ aufgegangen sei. Der Psychiater Alfred Hodge nimmt in seinem Buch „Das träumende Ich“ an, daß Franz Schubert neue Melodien geträumt habe. – Auch Robert Schumann hat einmal im Traum ein Lied gehört, das ihm der damals schon tote Felix Mendelssohn († 1847) vorspielte. Schumann stand auf und schrieb das Lied nieder.

Bei all diesen schöpferischen Vorgängen handelt es sich wohl um nichts anderes als um ein Weiterarbeiten der unbewußten Kräfte im Schlaf und im Traum, um einen Durchbruch aus tiefen Seelenschichten, aus denen auch beim wachbewußten Schaffen großenteils die schöpferische Leistung emporquillt. Im übrigen besteht ein ganz großer Unterschied zwischen dem schöpferischen Arbeiten im Wachen und im Traum. Während diesem die Folgerichtigkeit und Motivierung völlig fehlt, weil die normalen Begriffe von Raum, Zeit und Kausalität bei ihm aufgehoben erscheinen, erfordert ein bewußt gestaltetes Kunstwerk sinnvolle Ordnung, sowie Harmonie und Klarheit des Aufbaus. Dessen aber ist der Traum nur selten fähig. Sonst gäbe es sicher mehr künstlerische und schöpferische Leistungen im Traum.

Von einer allgemeinen Überlegenheit des Traumschaffens über das wache Arbeiten kann man also nicht sprechen. Trotzdem läßt sich nicht bestreiten, daß auch während des Schlafs und Traums unerkennbare psychische Prozesse vor sich gehen. Aber es mag sein, daß von Wissenschaftlern und Männern der Praxis mehr und bedeutsamere Leistungen im Schlaf und im Traum bekannt sind als von Künstlern.

Träume von Gelehrten und Männern der Praxis

Seit langer Zeit ist es den Psychologen bekannt, daß beunruhigende Aufgaben, die das Wachbewußtsein nicht bewältigen konnte, öfter während des Schlafs gelöst wurden. Der sehr kritische Dr. Alfred Lehmann, Direktor des „Psychophysischen Laboratoriums“ der Universität Kopenhagen, schreibt in seinem Buche „Aberglauben und Zauberei“: „Mir sind Beispiele mitgeteilt worden, daß Leute

im Schlaf geometrische Aufgaben und Rätsel gelöst haben, an denen sie sich im wachen Zustand vergebens abmühten.“ Diese Tatsache mögen ein paar Beispiele erläutern.

Lösung mathematischer Aufgaben

Der glänzende französische Philosoph und Mathematiker Antoine Condorcet, im 18. Jahrhundert eine Berühmtheit, fand im Traum die Lösung einer mathematischen Aufgabe, mit der er sich lange ohne Erfolg abgemüht hatte. Marie Arnold-Forster berichtet in ihrem Buche „Traumstudien“ („Studies in Dreams“), wie ihr Vater mitten in einer Arbeit über Kristallographie durch ein mathematisches Problem aufgehalten wurde. Wie Condorcet quälte er sich damit tagelang, ohne der Lösung auch nur ein wenig näher zu kommen. Eines Nachts gab er es auf und legte sich nieder – und in dieser Nacht hatte er einen Traum und sah darin die langgesuchte Antwort. Früh morgens erwachte er, sprang sofort aus dem Bett und schrieb die Lösung nieder, um sie nicht zu vergessen.

Auch Nichtwissenschaftler können natürlich das Glück haben, im Traum wissenschaftliche Aufgaben zu lösen. Das widerfuhr z. B. Richard Dehmel. In einem Brief an Carl du Prel, der als naturphilosophisch-okkultistischer Schriftsteller bekannt geworden ist, schrieb er im Jahre 1891: „Als Achtzehnjähriger träumte ich die ganz eigentümliche Lösung einer geometrischen Konstruktionsaufgabe auf goniometrischem Wege. – Ungefähr um dieselbe Zeit verfiel ich im Traum darauf, eine Formel für die Brechung solcher Lichtstrahlen zu finden, die von unten her durch ein Prisma fallen, also in der Neigung nicht zur Kante, sondern zur Basis. Und mein physikalischer Lehrer sagte mir damals, daß die betreffende Berechnung zwar naheliege, aber – soviel ihm bekannt – sonst noch nicht angestellt worden sei.“ Auch in einem Brief an Alfred Mombert von 1894 bezieht sich Dehmel auf diese Träume.

Ein besonders interessanter Fall ist der von Professor William A. Lamberton, den sein Freund von der Pennsylvania-Universität, Professor Romaine Newbold, in einem Beitrag über „Unterbewußte Denkleistungen“ (S. P. R. Band 12) veröffentlicht hat. Obwohl Lamberton Professor für Griechisch war, hatte er ein für humanistische Gelehrte ungewöhnliches Steckenpferd: er befaßte sich mit höherer Mathematik und widmete dieser Liebhaberei den

größten Teil seiner Mußestunden. Damals lernte er nach seinen eigenen Worten zum ersten Mal die Freuden der beschreibenden Geometrie kennen, aber abgesehen von dieser erholsamen Mathematik ging er ganz in der Algebra und Analyse auf.

Eines Tages stellte er sich selbst eine Aufgabe: „Gegeben eine Ellipse, zu finden der Fußpunkt einer Senkrechten, die von einem der beiden Brennpunkte auf eine Tangente dieser Ellipse an irgendeinem Punkte gezogen ist.“ Er versuchte, wie er sagte, diese Aufgabe analytisch zu lösen. „Ich kam überhaupt nicht auf den Gedanken, eine geometrische Lösung zu versuchen.“ Nachdem er sich zwei Wochen mit dem Problem vergeblich herumgeschlagen hatte, stand für ihn fest, daß er hoffnungslos festgefahren sei, und gab es auf.

Ungefähr eine Woche, nachdem er resigniert hatte, kam ihm die Lösung im Traum, und überraschenderweise war sie völlig geometrisch. Das Erstaunlichste war jedoch, daß die Lösung in einer geometrischen Figur vor seinen Augen an der seinem Bett gegenüberliegenden Zimmerwand erschien. Der Raum war früher ein Schulzimmer gewesen, und auf der bewußten Wand hatte sich eine seither übermalte Tafel befunden.

Am meisten wunderte sich Professor Lamberton darüber, daß er beim Augenöffnen die Zeichnung immer noch an der Wand sah! „Auf die Tafelfläche sah ich eine vollständige Figur projiziert, welche nicht nur die durch die Aufgabe gegebenen Linien enthielt, sondern auch eine Anzahl Hilfslinien, welche die Aufgabe – ohne die Notwendigkeit weiteren Nachdenkens – mit einem Schlage lösten. Ich sprang aus dem Bett und zeichnete die Figur nach. Unnötig zu bemerken, daß wenige Minuten genühten, nachdem die geometrische Lösung gegeben war, nun auch die analytische zu finden.“

Daß ein Traumbild nach dem Erwachen noch bleibt und klar gesehen werden kann, ist etwas ungewöhnlich, aber nicht ganz einzigartig. Lamberton hatte jedoch vorher nie die geometrischen Figuren, mit denen er im Geiste arbeitete, nach außen projiziert. In diesem Fall jedoch ging der Traum zum Schluß offenbar in eine Wachhalluzination über.

Der Schluß liegt, daß die im Traum geleistete Arbeit der im Wachen vollzogenen geistigen Leistung verwandt ist; ja, daß die Abschaltung der oft ablenkenden Sinneseindrücke des Wachzustands in Schlaf und Traum den Kern eines Problems oder einer Aufgabe oft klarer hervortreten läßt, mag ganz natürlich erscheinen. So kann es kommen, daß ein im Wachen vergebens gesuchtes Resultat, wenn der Denkmechanismus im Schlaf unbewußt noch weiterläuft, unter Umständen schnell und deutlich hervortritt. Aber leider erinnert sich nicht jeder nach dem Erwachen immer an den Inhalt seiner Träume. Der Stimmungsgehalt eines Traums wird von den meisten Menschen leichter behalten als sein konkreter Inhalt. Wer sich aber an den Inhalt im einzelnen erinnert, kann daraus manchmal großen Vorteil ziehen. Wir bringen hier zwei Beispiele aus dem kaufmännischen Leben.

Ein Direktor R. erfand, wie der Psychoanalytiker Dr. Herbert Silberer in seiner „Einführung in die Traumpsychologie“ berichtet, im Traum ein neues System zum Evidenthalten der Mahntermine. Es war ein so gut ausgedachtes Verfahren, daß er es in seinem Betrieb einführte, und es bewährte sich vortrefflich. – Auch hier sieht man, wie das Traumbewußtsein die im Wachen erworbenen und angehäuften Kenntnisse benutzt, um eine Lösung für eine Aufgabe zu finden, die der Träumende eventuell auch im Wachen hätte meistern können. Es ist mehr ungewohnt als erstaunlich, wenn ein Mann des praktischen Lebens aus dem verfügbaren Schatz seiner Berufserfahrungen heraus Folgerungen zieht, wie es hier Direktor R. im Traum gelungen ist. Man darf darum noch nicht von einer Erhöhung der geistigen Fähigkeiten im Schlaf sprechen. Davon könnte erst dann die Rede sein, wenn auf einem völlig berufsfremden Gebiete, mit dem sich der Träumer wachend gar nicht beschäftigt hat, auf einmal etwas Besonderes geleistet würde. Die Einzelheiten des von Direktor R. erfundenen Systems werden übrigens von Dr. Silberer leider nicht angegeben.

Ein anderer ungewöhnlicher Fall, der etwas ausführlicher dargestellt ist, bezieht sich auf die Auffindung eines Fehlers in der Buchhaltung im Traum. Die Geschichte ist genau und sorgfältig geprüft und wurde in F. W. H. Myers Buch „Human Personality“ veröffentlicht. Ein nicht näher genannter Mann erzählt dort, wie er von einem nicht auffindbaren Fehler in seiner Buchhaltung beun-

ruhigt wurde. Die Sache quälte ihn sehr, doch konnte er einfach keine Klarheit bekommen; nachdem er viele Stunden sich damit abgemüht hatte, gab er schließlich weitere Nachforschungen auf. Als einziges hatte er herausgefunden, daß der Fehler irgendwo in den Septemberbuchungen stecken mußte.

Schon lange hatte er aufgehört, über das Problem nachzudenken, da mußte er eines Nachts im Dezember lebhaft träumen. In diesem Traum war er eingehend mit seinen Kassen-, Lager-, Bankbüchern usw. beschäftigt. Und dabei enthüllte sich der Fehler fast sofort von selbst. Er war durch eine verwickelte Umbuchung hervorgerufen worden. Der Mann nahm im Traum einen Zettel und schrieb eine Notiz darauf, um den Fehler in einer ruhigen Stunde berichtigen zu können. Gleich darauf zerfloß der Traum in ein Nichts.

Am nächsten Morgen erinnerte er sich gar nicht mehr an den Traum der letzten Nacht. Auch tagsüber, während er im Büro mit seinen Büchern beschäftigt war, dachte er mit keinem Gedanken daran. Nachmittags kam er nach Hause, um sich umzuziehen, und begann sich zu rasieren. Als er ein auf dem Waschtisch liegendes Stück Papier aufhob, um sein Rasiermesser daran abzuwischen, erblickte er darauf zu seiner Verblüffung die Notiz, die er letzte Nacht im Traum geschrieben hatte. Erst jetzt fiel ihm sein Traum wieder ein. „Die Wirkung auf mich war so“, schreibt er, „daß ich sofort zu unserem Büro zurückkehrte und das Kassabuch durchsah. Ich stellte fest, daß ich tatsächlich im Schlaf den im Wachen vergebens gesuchten Fehler entdeckt und auch die Notiz im Schlaf gemacht hatte.“

Später teilte er auf Anfrage mit: „Ich hatte keine Erinnerung daran, wo ich das Schreibmaterial, Papier und Feder her bekommen hatte, um die bewußte Notiz zu machen. Sie ist von mir sicher in der Dunkelheit und in meinem Schlafzimmer geschrieben worden. Denn dort fand ich am folgenden Nachmittag Papier und Bleistift. Dieser war übrigens keiner von der Art, wie ich sie gewöhnlich bei mir habe. Nach meinem Eindruck habe ich ihn zufällig im Zimmer gefunden oder eigens von unten geholt!“

Dieser verwickelte Buchführungsfall, der bis zu seiner Klärung den betroffenen Angestellten monatelang beunruhigt hatte, fand seine Lösung also in einem Traum, in welchem die Augen des Buchhalters die Seiten der Kontobücher durchforschten. Das Außerordentlichste an der ganzen Angelegenheit ist wohl der Umstand,

daß der Angestellte im Traume aufstand, im Dunkeln Papier und Bleistift fand – den er wahrscheinlich erst aus dem unteren Stockwerk holen mußte – und daß er aufschrieb, an welcher Stelle der Fehler steckt. Am anderen Tage hatte er, wie gesagt, überhaupt keine Erinnerung mehr an den Traum, bis ihm auf seinem Waschtisch das beschriebene Stück Papier in die Hände kam.

Im großen und ganzen gibt es eine erstaunliche Menge von Zeugnissen, welche die seltsame Macht des Unterbewußtseins bestätigen, das im Traum manchmal erfolgreicher arbeitet, als es das Bewußtsein im hellwachen Zustand und bei intensiver Konzentration auf eine Aufgabe vermag. Wir müssen uns hier jedoch mit einzelnen Fällen aus verschiedenen Gebieten begnügen.

Lösung von Inschriftproblemen

Die Entzifferung der alten Schriften des Mittelmeerraums und des Vorderen Orients hat den Gelehrten schon viel zu schaffen gemacht. Die zwei folgenden Beispiele berichten von einer unbeabsichtigten Traumarbeit auch auf diesem Gebiete.

Das alte Ägypten kannte drei Schriftarten: die hieroglyphische, die hieratische und schließlich die demotische Schrift; jede nachfolgende ist eine Vereinfachung der vorhergehenden. Am meisten abgekürzt ist die demotische Schrift, und daher bedarf es gerade zu ihrem Verständnis besonderen Scharfsinns. Der aus Berlin stammende große Ägyptologe Heinrich Brugsch-Pascha widmete seine Lebensarbeit der Erforschung dieser Schrift, worüber er in seinen Lebenserinnerungen „Mein Leben und mein Wandern“ berichtet.

„In der Arbeit“, heißt es dort, „empfand ich die höchste Lust, und jede neue Entdeckung auf dem Gebiete der altägyptischen Entzifferungen, für welche mir meine Reisen ein außerordentlich reiches Material zu Gebote gestellt hatten, konnte mich in einen wahren Freudentaumel versetzen. Tatsächlich lebte ich bisweilen in einem Zustand wirklicher Verzückung, die mein ganzes Nervensystem in Beschlag nahm und die merkwürdigsten Erscheinungen an mir hervorrief.“

Die folgende erwähne ich ausdrücklich, weil sie sich im Laufe der Zeit mehrfach wiederholte, so daß ich anfangs, mich vor mir selber zu fürchten.

Bis tief in die Nacht hinein saß ich eifrig vor meinen ägyptischen

Inschriften, um beispielsweise die Aussprache und die grammatikalische Bedeutung eines Zeichens oder einer Wortgruppe festzustellen. Ich fand aber trotz allen Grübelns und Nachdenkens die Lösung nicht, legte mich übermüdet in mein Bett, das sich in meinem Arbeitszimmer befand, nachdem ich vorher die Lampe ausgedreht hatte, um in einen tiefen Schlaf zu verfallen.

Im Traum setzte ich die unerledigt gebliebene Untersuchung fort, fand plötzlich die Lösung, verließ sofort meine Lagerstätte, setzte mich wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen an den Tisch und schrieb das Ergebnis mit Bleistift auf ein Stück Papier. Ich erhob mich, kehrte nach meiner Schlafstätte zurück und schlief von neuem weiter.

Nach meinem Erwachen am Morgen war ich jedesmal erstaunt, die Lösung des Rätsels in deutlichen Schriftzügen vor mir zu sehen. Ich erinnerte mich wohl des Traums, aber fragte mich vergebens, wie ich imstande gewesen war, in der dicksten Finsternis deutlich lesbare ganze Zeilen niederzuschreiben.“

In äußerer Hinsicht hat dieses Verhalten Brugschs im Traume manche Ähnlichkeit mit dem im Vorhergehenden berichteten Traum des Buchhalters. Nur bleibt es bei Brugsch nicht bei einem einzigen Traum, sondern er träumt wiederholt, und er schreibt jedesmal Angaben nieder, die sich als richtig erweisen. Für ihn selbst ist der ganze Vorgang nach seinen eigenen Worten so verblüffend, daß er Furcht vor sich selber zu bekommen anfängt. Der ganze Bericht trägt den Stempel vollster Glaubwürdigkeit an sich.

Der zweite hierhergehörige und ausführlicher berichtete Fall, bei dem es sich diesmal um eine assyrische Inschrift handelt, ist gleichfalls von starker Beweiskraft; zudem ist er durch die besondere bildhafte Einkleidung des Traums ungewöhnlich fesselnd. Er wurde von Professor Romaine Newbold von der Pennsylvania-Universität (ebenso wie der weiter oben berichtete Fall der Lösung eines mathematischen Problems von Professor Lamberton) in seinem Beitrag „Unterbewußte Denkleistungen“ veröffentlicht. Das Vorkommnis selbst wurde Professor Newbold von einem Kollegen, der es selbst erlebt hatte, berichtet, nämlich von dem Professor für assyrische Archäologie Dr. Hermann V. Hilprecht. Dieser hatte kurze Zeit, nachdem er den Traum gehabt hatte, etwa Mitte März 1893, Newbold davon erzählt und schrieb ihn dann für Newbolds Zeitschrift am 8. August 1893 nieder. Das geschah, noch bevor er die Richtigkeit der im Traum gefundenen Kombination durch einen

Besuch in Konstantinopel bestätigt fand. Dies war der Vorgang:

Wie Professor Hilprecht erzählte, grübelte er über einem Problem und hatte schon Wochen fruchtloser Arbeit an seine Lösung verschwendet. Es handelte sich um die Entzifferung und Identifizierung der Keilschrifttexte auf zwei kleinen Achatbruchstücken; Archäologen der Pennsylvania-Universität hatten sie bei Ausgrabungen auf dem Platz des Bel-Tempels in Nippur gefunden. Hilprecht hatte jedoch bei seiner Arbeit nicht die Fragmente selbst in Händen, die der Türkei gehörten. Er mußte sich vielmehr an sorgfältige Zeichnungen und Beschreibungen halten, die von Mitgliedern der Expedition gemacht worden waren. Man vermutete, es seien Bruchstücke aus den Fingerringen eines Babyloniers, doch hatte es sich als unmöglich herausgestellt, die Inschriften zu entziffern, denn sie wiesen nur abgebrochene Schriftzeichen und Linien auf. Dutzende von ähnlichen Fragmenten hatte man in den Ruinen des Tempels gefunden, aber nichts davon war identifiziert worden.

Nachdem er sich so viele Wochen mit diesen Inschriften abgequält hatte, glaubte Dr. Hilprecht, die beiden Achatstückchen mit ihren Keilschriftzeichen zu den unentzifferbaren Fragmenten rechnen zu müssen. Doch schloß er aus den allgemeinen Kennzeichen dieser Keilschriftlettern, daß sie zur chassidischen Periode der babylonischen Geschichte, die man etwa von 1700 bis 1140 v. Chr. rechnet, gehörten. Auf einem dieser Steine fand er ein Zeichen, das auf König Kurigalzu hinwies. Demgemäß verzeichnete er in seinem Buch über die Expeditionsfunde das Stück als zur Regierungszeit dieses Herrschers gehörig, die etwa um 1300 v. Chr. liegt, doch setzte er ein Fragezeichen hinter diese Angabe, um zu zeigen, es handle sich nur um eine Annahme. Das andere Achatbruchstück tat er als nicht identifizierbar ab. Sein Bericht war abgeschlossen, er hatte bereits Korrekturbögen in Händen, doch war er unzufrieden, weil es ihm nicht gelungen war, das Problem der zwei beschrifteten Steine zu lösen.

Eines Nachts nun legte er nach Prüfung der letzten Korrekturbogen seinen Bleistift nieder und ging ungefähr um Mitternacht zu Bett. Er schlief bald ein. Was er dann erlebte, bezeichnet er in löblicher Bescheidenheit als einen „bemerkenswerten Traum“. Hilprecht schreibt:

„Ein hochgewachsener, schlanker Priester des alten vorchristlichen Nippur, im Alter von etwa vierzig Jahren, mit einem einfachen Abba bekleidet, führte mich in die an der Südostseite des

Tempels gelegene Schatzkammer. Er ging mit mir in einen kleinen fensterlosen Raum mit niedriger Decke. Dort stand eine lange hölzerne Truhe. Bruchstücke von Achat und Lapislazuli lagen auf dem Fußboden umher. Hier wandte sich der Priester an mich mit folgenden Worten:

„Die beiden Bruchstücke, die du in deiner Veröffentlichung auf den Seiten 22 und 26 getrennt behandelt hast, gehören zusammen. Sie sind keine Fingerringe, und ihre Geschichte ist folgende: Einst sandte König Kurigalzu zum Bel-Tempel zugleich mit anderen Gegenständen aus Achat und Lapislazuli einen Votivzylinder aus Achat, der eine Inschrift trug. Dann wurde uns Priestern plötzlich befohlen, für die Statue des Gottes Ninib ein paar Ohrringe aus Achat anzufertigen.

Wir gerieten in große Verlegenheit, denn es war kein Achat als Rohmaterial vorhanden. Um den Befehl ausführen zu können, mußten wir den Votivzylinder in drei Teile schneiden. So entstanden drei Ringe, von denen jeder einen Teil der ursprünglichen Inschrift enthielt. Die ersten beiden Ringe dienten als Ohrringe für die Statue des Gottes; die beiden Bruchstücke, die dir soviel Mühe gemacht haben, sind Teile davon. Wenn du sie beide zusammenhältst, wirst du meine Worte bestätigt finden. Doch den dritten Ring habt ihr bei euren Ausgrabungen nicht gefunden, und ihr werdet ihn auch nicht finden.“

Mit diesen Worten verschwand der Priester. Zu gleicher Zeit wachte ich auf und erzählte den Traum, um ihn nicht zu vergessen, sofort meiner Frau.“ Dies wurde von Frau Hilprecht bestätigt.

Als Professor Hilprecht gefragt wurde, in welcher Sprache der Priester mit ihm gesprochen habe, war er seltsamerweise unsicher. Nach seinen Worten war er absolut gewiß, daß es nicht Assyrisch gewesen sei; er glaubte, es könne Englisch oder Deutsch gewesen sein. Anscheinend wurde ihm diese „Botschaft“ in einem Denkvorgang zuteil, bei dem nicht der Eindruck einer bestimmten Sprache entstand. Die Aufklärungen, welche der Priester gab, stempeln den Traum mindestens teilweise zu einem Gehörtraum. Das Zustandekommen des Traumgesichts läßt sich jedenfalls aus der vorangegangenen Beschäftigung Professor Hilprechts auch in seiner eigenartigen Form weitgehend erklären. Doch das wollen wir hier auf sich beruhen lassen.

Am nächsten Morgen hatte es Dr. Hilprecht sehr eilig, die Zeichnungen der Achatfragmente noch einmal zu untersuchen, und zwar

unter dem Gesichtspunkt, auf den ihn der Priester im Traum hingewiesen hatte. Er war erstaunt, „alle Einzelheiten des Traums genau bewahrheitet zu finden, soweit ich eine Möglichkeit zur Identifizierung in der Hand hatte“. Er fügte die beiden Steinstücke aneinander – und siehe da: die Inschrift war geklärt.

Somit war das beunruhigende Problem der Inschrift gelöst. Hilprechts Buch war zu dieser Zeit schon zu nahe vor der Veröffentlichung, als daß er im Text noch Veränderungen hätte vornehmen können, wie sie diese Entdeckung verlangte. Doch konnte er das Inhaltsverzeichnis noch ändern und eine verweisende Anmerkung hinzufügen. Er erklärte auch im Vorwort, die Lösung sei zu spät gefunden worden, um im Text noch aufgenommen zu werden.

Als er die Angelegenheit mit seinem Freund Newbold erörterte, bekannte er, wie ihn noch immer ein ernsthafter Widerspruch bekümmere. Die beiden Fragmente, die, zusammengefügt, die Inschrift sinnvoll machten, waren von den Archäologen als verschiedenfarbig beschrieben worden. Wenn sie aber Teile einunddesselben Achatstücks waren, konnten sie doch nur die nämliche Farbe haben. Unglücklicherweise befanden sich die beiden Bruchstücke jedoch in einem Museum in Konstantinopel.

Zum Glück für seinen Seelenfrieden wurde Professor Hilprecht sehr bald darauf von der Pennsylvania-Universität beauftragt, die Stücke, die sich im Kaiserlichen Museum in Konstantinopel befanden, zu untersuchen und zu katalogisieren. Dies bot ihm die so heiß ersehnte Möglichkeit, mit seinen eigenen Augen und Händen die beiden Achatstücke zu untersuchen und endgültig zu entscheiden, ob sie wirklich zueinander gehörten. Kurz, er wollte sicher sein, daß der Priester in seinem Traum ihm die Wahrheit gesagt hatte.

Kaum in Konstantinopel angekommen, ging er zum Museum und erzählte dem Direktor ohne Umschweife von seinem Traum sowie von seinem Wunsch, die einzige noch bestehende Unklarheit zu beseitigen: ob nämlich die beiden Fragmente als Teile eines ursprünglichen Motivzylinders wirklich zusammengehörten. Anstatt über Professor Hilprechts Geschichte zu lachen, zeigte der Direktor großes Interesse daran und gab ihm völlig freie Hand in der Assyrischen Abteilung. Als Hilprecht seine Untersuchung begann, erwies es sich, daß diese beiden Achatstückchen in weit voneinander entfernten Schaukästen untergebracht waren. Dem französischen Archäologen, der die Fundstücke klassifiziert hatte, war die Zusammengehörigkeit der beiden Fragmente entgangen.

Endlich wurden sie gefunden; und im nämlichen Augenblick, in dem Professor Hilprecht sie zusammenfügte, erkannte er, daß die Mitteilung des ihm im Traum erschienenen Priesters – einerlei ob er eine Ausgeburt seines eigenen Unterbewußtseins war oder nicht – ohne jeden Zweifel wahr sei. Auch die infolge der abweichenden Farbe der beiden Steine bestehende Unklarheit war sofort beseitigt. Als der Steinschneider nämlich – so erkannte Professor Hilprecht – den schön geäderten Achat zerschnitt, blieb auf der einen Hälfte zufällig eine weiße Ader und auf der anderen ein grauer Flecken. Aber ohne Zweifel waren beide Teile aus demselben Stück geschnitten. Und somit fand das seltsame Traumgesicht seine endgültige Bestätigung.

Professor Newbold stellte in seinem Beitrag eine Liste von „sechs offensichtlich neuen Informationspunkten“ auf, die der Traum von Professor Hilprecht enthüllte:

1. daß die beiden Achatbruchstücke zusammengehörten,
2. daß sie Fragmente eines Motivzylinders waren,
3. daß der Zylinder von König Kurigalzu gestiftet war,
4. daß er dem Gotte Ninib geweiht war,
5. daß er zu einem Paar Ohringe verarbeitet worden war,
6. daß die Schatzkammer auf der Südostseite des Tempels lag.

Man wird sich erinnern, daß der Beitrag von Professor Newbold den Titel „Unterbewußte Denkleistungen“ trug. Nach Aufzählung dieser sechs Punkte, auf die Hilprecht wachend nicht gekommen war, spricht Newbold aus, daß nicht einer dieser Punkte „außerhalb der täglich von Professor Hilprecht vollzogenen assoziativen Denkleistungen liege“. Er bringt eine lange, sorgfältig ausgearbeitete Darlegung, um zu beweisen, daß dieser Traum nicht „übersinnlich“ sei, sondern nur eine Form darstelle, in welcher der Archäologe sein Problem im Unterbewußtsein verfolgt habe.

Solch eine Beweisführung gehört jedoch zu einem anderen Erklärungsgebiet, das hier nicht berührt zu werden braucht. Für unseren Zweck genügt zunächst die Aufzeigung der Tatsache, daß ein hervorragender Archäologe mit Hilfe eines Traums zur Lösung eines schwierigen Inschriftproblems gelangt ist; weiter, daß die Gestalt eines Priesters ihm im Traum sechs besondere und bis dahin unbekannt Tatsachen mitteilte. Für die von dem Priester im Traum berichteten Umstände, die angeblich vor dreizehn Jahrhunderten zur Anfertigung dieser Ohringe führten, konnte natürlich kein Beweis erbracht werden. Aber soweit Einzelheiten nachprüfbar

waren, erwiesen sich die im Traum erhaltenen Aufschlüsse als durchaus zutreffend. Damit können wir den Bericht über diesen sicher ungewöhnlichen Fall einer Traumarbeit beschließen.

Lösung chemischer und anderer Probleme

Wie bereits früher bemerkt, liegen über wissenschaftliche Denkleistungen im Traum mehr Berichte vor als über künstlerische Traumarbeit. So erwähnt z. B. Hermann von Helmholtz, der als bahnbrechender Naturwissenschaftler berühmt ist – wie Alfred Hoche in seinem Buch „Das träumende Ich“ verzeichnet – die Notiz von Karl Friedrich Gauß: „Das Induktionsgesetz gefunden, 1835, am 23. Januar, morgens um 7 Uhr, vor dem Aufstehen.“ Hoche fügt hinzu: „Entsprechende Beobachtungen, wenn auch nicht im geistigen Niveau von Helmholtz und Gauß, macht wohl jeder geistig produzierende Arbeiter, wenn er sich selbst beobachtet, daß nämlich die Nacht auf herumliegendes Denkmaterialeinen ordnenden Einfluß ausübt.“ Das darf auch von dem Fall Hilprechts mit seiner Entzifferung der assyrischen Inschrift gelten.

Der Nobelpreisträger Paul Ehrlich ist vor allem als Erfinder des Salvarsans bekannt. Sein Assistent Liebig, der mehrere Jahre mit ihm zusammen gearbeitet hat, schreibt u. a. von der Ehrlich'schen „Seitenkettentheorie, d. h. der Erklärung der Art und Weise, wie Zellen sich der in die Organismen eingedrungenen Gifte erwehren, sie erfassen, ablenken, töten und verdauen“. Diese Theorie nun, welche in Fachkreisen als Ehrlich's bedeutendste Arbeit gilt, hat der berühmte Forscher, wie er Liebig erzählte, einem Traumbild zu verdanken. Ehrlich hatte sich mit seinem Problem sehr beschäftigt, er hatte gründlich und tief darüber nachgedacht. Da seien ihm im Traume merkwürdige Fangarme und Rezeptoren erschienen, welche die Lösung des gesuchten Problems anschaulich darstellten. Weitere Mitteilungen und Angaben von Ehrlich selbst liegen leider nicht vor. Der Traumvorgang scheint jedoch mit anderen hier gebrachten Beispielen durchaus übereinzustimmen.

Nicht weniger bekannt als Ehrlich ist ein anderer Nobelpreisträger: Niels Bohr. Nach ihm sind u. a. das „Bohr'sche Atommodell“ und die „Bohr'sche Theorie“ über die Vorgänge im Atom benannt. Als junger Student hatte Bohr, während er über gewisse Probleme grübelte und dabei eingeschlafen war, einen erhellenden

Traum. Er sah sich darin auf der gasglühenden Sonne und konnte mit einem Blick die Welt erfassen. Planeten sausten in seinem Traume an der Sonne vorbei. Sie waren durch dünne Fäden mit der Sonne verbunden und drehten sich um sie. Plötzlich wurde das Gas, auf dem er zu stehen glaubte, fest und hart, und Sonne und Planeten schrumpften zusammen. Die Planeten drehten sich um die Zentralsonne in rasendem Tempo. Darüber erwachte er und wurde sich bewußt, daß er das gesuchte Atom-Modell geträumt hatte: die „Sonne“ war der feste Kern, um den sich in ungeheurer Schnelligkeit die Elektronen gleich Planeten drehten. So hat der berühmte Forscher in seinen Abhandlungen seine Findung selber beschrieben. Wer will die schöpferische Kraft dieses großen Gesichts bestreiten! Kann es einen phantastischeren Traum geben?

Auch Carl Duisberg, einer der bedeutendsten Chemiker und vor allem auch Organisator der chemischen Industrie, der als Forscher im Laboratorium der bekannten Farbenfabriken vormals Friedrich Bayer & Co. eine Anzahl Farbstoffe und chemische Verbindungen entdeckte, hatte einmal einen derart bedeutsamen Traum. Und zwar träumte er, er könne einen blauen Farbstoff auf eine ganz bestimmte Art herstellen. Als er unvermutet durch einen Freund geweckt wurde, stand ihm sein Traumbild noch lebhaft vor der Seele, und er erzählte es diesem sofort. Ohne Zögern begann er anderntags mit eingehenden Versuchen, wobei er die notwendigen Lösungen genau so, wie er es geträumt hatte, zubereitete. Das Ergebnis war in der Tat die Entdeckung eines neuen Farbstoffs, dessen Auswertung zu einem Gewinn von vielen Millionen führte. – So genial und erfolgreich können freilich nur wenige Menschen träumen.

Zwei deutsche Wissenschaftler träumen

Nach diesen in knappster Form gebrachten Berichten, welche über die Art unterbewußter Denkarbeit an sich nichts grundsätzlich Neues sagen, folge hier ein ausführlicher Bericht über eine besondere Großleistung im Traume. Wir verdanken ihn August Kekulé von Stradonitz, der für die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert Bedeutendes geleistet hat. In den „Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft“ schildert Kekulé in seiner Festrede zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Benzoltheorie

die Traumvorgänge, durch die er zur Konzeption der Strukturtheorie und der Lehre vom Benzolring gelangte:

„Vielleicht ist es für Sie von Interesse, wenn ich durch höchst indiskrete Mitteilungen aus meinem geistigen Leben Ihnen darlege, wie ich zu einzelnen meiner Gedanken gekommen bin. Während meines Aufenthalts in London wohnte ich längere Zeit in Chapham road... Die Abende aber verbrachte ich vielfach bei meinem Freund... in Islington, dem entgegengesetzten Ende der Riesenstadt. Wir sprachen da von mancherlei, am meisten aber von unserer lieben Chemie.

An einem schönen Sommertage fuhr ich wieder einmal mit dem letzten Omnibus durch die in dieser Zeit öden Straßen der sonst so belebten Weltstadt, ‚outside‘ auf dem Dach des Omnibus, wie immer. Ich versank in Träumereien. Da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, die kleinen Wesen, aber es war mir niemals gelungen, die Art ihrer Bewegung zu erlauschen. Heute sah ich, wie vielfach zwei kleinere sich zu Pärchen zusammenfügten, wie größere zwei kleinere umfaßten, noch größere drei und selbst vier der kleineren festhielten und wie sich alles in wirbelndem Reigen drehte. Ich sah, wie größere eine Reihe bildeten und an den Enden der Kette noch kleinere mitschleppten. Ich sah, was Altmeister Kopp (Hermann Kopp, Verfasser einer „Geschichte der Chemie“ usw.) in seiner ‚Molekularwelt‘ in so reizender Weise schildert, aber ich sah es lange vor ihm... Ich verbrachte einen Teil der Nacht, um einen Teil jener Traumgebilde zu Papier zu bringen. So entstand die Strukturtheorie.

Ähnlich ging es mit der Benzoltheorie. Während meines Aufenthalts in Gent in Belgien bewohnte ich elegante Junggesellenzimmer in der Hauptstraße. Mein Arbeitszimmer aber lag nach einer engen Seitengasse und hatte während des Tages kein Licht. Da saß ich und schrieb an meinem Lehrbuch, aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen. Kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrund. Mein geistiges Auge, durch wiederholte Gesichte ähnlicher Art geschärft, unterschied jetzt größere Gebilde von mannigfacher Gestaltung. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt; alles in Bewegung, schlangenartig sich wendend und drehend. Und siehe, was war das: Eine der Schlangen erfaßte den eigenen Schwanz, und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen

Augen. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich; auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten.

Lernen wir träumen, meine Herren, dann finden wir vielleicht die Wahrheit!

„Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt.
Er hat sie ohne Sorgen.“

Aber hüten wir uns, unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind.

Unzählige Keime des geistigen Lebens erfüllen den Weltraum, aber nur in einzelnen, seltenen Geistern finden wir den Boden zu ihrer Entwicklung; in ihnen wird die Idee, von der niemand weiß, woher sie stammt, in der schaffenden Tat lebendig.“

Es gibt wohl keine zweite derartige Aufforderung eines großen Forschers zum Träumen, wie die hier von Kekulé ausgesprochene. Er durfte sich auch so äußern, denn seine Leistungen berechtigten ihn dazu. Doch wird es wohl nur hin und wieder einem Menschen gelingen, sich ein solches Traumtraining zu erwerben, wie es Kekulé offenbar besaß.

Eine besondere Erläuterung zu diesem wichtigen Fall und prächtigen Selbstzeugnis erscheint noch angebracht. Während es sich bei den bisher gebrachten Beispielen ziemlich ausnahmslos offenbar um Leistungen im Tiefschlaf handelt, macht Kekulé darauf aufmerksam, daß er sich im Halbschlaf befand, während er träumte. Er hatte seine Träume ja auch nicht nachts im Bett, sondern einmal auf dem Dach eines Londoner Spätbus, das andere Mal in seinem abgedunkelten Arbeitszimmer in Gent. Diese Träume gehören daher wahrscheinlich zu einer anderen Kategorie, den sogenannten Schwellenträumen („Borderland-Dreams“), bei denen ein Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen, ein Halbschlaf-, aber nicht ein Tiefschlaf-Zustand vorliegt.

Ein anderer fruchtbarer Traum eines deutschen Wissenschaftlers, den wir anschließend berichten, ist von gleicher Art. Es handelt sich dabei um einen schöpferischen Akt, den der aus Schleswig stammende Chirurg Friedrich von Esmarch vollbrachte und den der 1949 verstorbene Professor August Bier in seinem Buch „Die Seele“ berichtet. Bier hat zuvor von Kekulé gesprochen und fährt nun fort:

„Mein Lehrer, der Chirurg von Esmarch, kam auf ähnliche Weise zur Erfindung der ‚künstlichen Blutleere‘, die eine große Tat und einen gewaltigen Fortschritt in der Chirurgie bedeutete. Ich möchte glauben, daß er den Hergang irgendwo einmal in einer seiner Abhandlungen veröffentlicht hat, habe aber nichts darüber in seinen Schriften auffinden können. Seinen Schülern hat er ihn sehr anschaulich geschildert, wenn ich mich recht erinnere, in folgender Weise:

Er hatte mehrere Kranke, die an den Gliedern operiert waren, durch Blutverlust verloren, und sann vergeblich nach, wie er diesem Unglück für die Zukunft steuern könnte. Da erwachte er des Nachts aus einem Traume, und plötzlich kam ihm im Halbschlaf der Gedanke, das zu operierende Glied mit einem Gummischlauch so fest abzuschnüren, daß der Blutzufuß zu dem betreffenden Gliede völlig aufhöre. Er konnte die Zeit nicht erwarten, bis der Tag anbrach. Als dies geschehen war, schnürte er sich einen Finger mit einem dünnen Gummischlauch ab. Nachdem er sich von der Wirksamkeit des Verfahrens überzeugt hatte, wandte er es sofort mit größtem Erfolge in der Praxis an.

Wichtig ist, fährt Bier fort, daß weder von Kekulé noch von Esmarch die Lösung ihres Problems im tiefen Schlaf, sondern im Halbschlaftraum gelang. Das läßt sich verstehen, denn in diesem wird das strenge logische Denken und das Wollen in den Hintergrund geschoben. So kann sich die Phantasie, frei von den Ketten des logischen Verstands und des vom Denken beherrschten Willens, ungestört entwickeln. Es geschieht etwas Ähnliches wie bei den Entdeckungen und Erfindungen, die trotz ihrer verblüffenden Einfachheit nicht von Fachleuten, sondern von Laien gemacht werden, weil die letzteren durch kein angelerntes Wissen gehemmt sind. Dies hatte ja auch die Chirurgen gehindert, die unglaublich naheliegende Abschnürung der Glieder auszuführen; man nahm an, daß der Druck des Gummischlauchs auf die Nerven Lähmung, die Unterbrechung des Blutumlaufs Absterben des Glieds hervorrufen würde.

Was sich hier bei von Kekulé und von Esmarch in so eindrucksvoller Weise darstellt, daß große Entdeckungen und Erfindungen im träumenden Halbschlaf gemacht werden, das trägt sich im kleinen bei sehr vielen Menschen und sehr oft zu. Wie zahlreiche Männer, die geistig arbeiten, haben neben dem Bett auf ihrem Nachttisch Schreibzeug liegen, um Einfälle und Erinnerungen, die ihnen während des Schlafs oder noch häufiger im Halbschlaf kommen, zu

Papier zu bringen, weil sie ihnen sonst wieder entwinden. Ich selbst gehöre zu diesen Menschen. Auch im schlaflosen Zustand kommen solche Einfälle, wohl aus dem Grunde, weil des Nachts störende Reize abgehalten werden und der Grübelnde sich ganz auf sein Problem, das ihn gerade beschäftigt, sammeln kann.“

Diese von Professor Bier mit aller Klarheit vorgetragene Auffassung dürfte heute von der Wissenschaft akzeptiert sein. So schreibt auch der durch sein grundlegendes Werk „Der jenseitige Mensch“ bekannt gewordene Forscher Dr. Emil Mattiesen in eben diesem Buche, nachdem er das Vorkommen von Traumarbeit, wie sie hier besprochen wurde, von künstlerischen und literarischen Leistungen im Traum, von Lösungen wissenschaftlicher Probleme im Schlaf als tatsächlich und unbestreitbar bejaht hat, man solle aus diesen Tatsachen nun keine übertriebenen Schlußfolgerungen ziehen. Denn im allgemeinen gehe die Traumleistung, die sich ja auf dem im Wachen erarbeiteten Wissen aufbaue und es benutze, nicht über die auch im Wachen möglichen Leistungen hinaus.

Er schließt mit den Worten: „Wir erwägen zudem, daß die Entspannung des Schlafs zuweilen geradezu die Bühne freilegt für den Eintritt von Vorstellungssynthesen, die durch die Anstrengungen des wachen Zustands gleichsam ‚eingeklemmt‘ worden waren.“

Zur Erklärung des Zustandekommens solcher Leistungen des Unterbewußtseins sind diese Gedanken nicht ohne Wert. Unbeschadet dessen wird man aber leicht immer wieder fasziniert und beeindruckt durch die oftmals so eigentümliche Einkleidung, die derartige Träume haben können – wie etwa im Fall des assyrischen Priesters im Traum von Professor Hilprecht – und eben diese besonderen Umstände werden den unvoreingenommenen Menschen immer wieder geheimnisvoll und lockend anmuten.

4. KAPITEL

TRAUME HELFEN

Im Wachzustand ist der Mensch gleichsam im Käfig seiner Sinne gefangen. Von allen möglichen Tageseindrücken gefesselt, angebunden an die Aufgaben, die er – je nach seinem Beruf – mehr mit dem Kopf oder mehr mit der Hand leisten muß, kommt er nicht dazu, sich all seiner schlummernden Möglichkeiten zu bedienen. Im Schlaf und Traum aber ergreifen ihn Kräfte aus unbewußten Tiefenschichten seiner Seele, rücken Sinnbilder vor sein inneres Auge, lassen ihn Lösungen für Probleme und Aufgaben finden und entsprechend seiner Anlage künstlerische, praktische oder wissenschaftliche Leistungen vollbringen, zu denen er wachend nicht kam oder nicht in der Lage war.

Ereignen sich solche Vorgänge auch nur bei einem Teil der Träume, so werden damit doch auf jeden Fall die großen Möglichkeiten erwiesen, die im Unterbewußtsein des Menschen ihren Wurzelgrund haben. Der Mensch kann schlafend und träumend Dinge wahr machen, wie er es im Wachzustand vielfach selbst für unwahrscheinlich gehalten hätte. Und wenn er damit auch noch nichts Fernes oder Zukünftiges zu sich heranholt, so liegt doch in vielen Symbolträumen sowie in träumend vollbrachten Leistungen, von denen hier Beispiele berichtet wurden, etwas durchaus Geheimnisvolles und Rätselhaftes.

Nicht nur bei überdurchschnittlich veranlagten Menschen, sondern bei jedem kann sich zeigen, daß der Traum Dinge des wachen Tageslebens zurechtrückt und abschleift, daß er Hoffnung gibt und Hilfe bringt, daß er warnt oder tröstet. „Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Tränen einschlief, aber in meinen Träu-

men kamen nun die lieblichsten Gestalten, mich zu trösten und zu beglücken, und ich stand am anderen Morgen wieder frisch und froh auf den Füßen“, sagt Goethe. Ähnliches hat vielleicht jeder von uns schon erlebt.

Nun gibt es nicht nur Träume, in denen es durch Weiterlaufen der im Wachen angesponnenen Gedanken- und Assoziationsketten, also durch eine – wenn auch absichtslose – Mitarbeit des Träumers zu einem runden Ergebnis kommt, sondern ebenso auch Träume, die gleichsam als ein unerwartetes Geschenk in einer Situation Hilfe bringen und die darum für die davon Beglückten von ganz besonderer Wichtigkeit sind, selbst wenn es sich vielleicht um keine an sich sehr bedeutenden Vorfälle handelt.

Wir begnügen uns hier mit der Anführung weniger Kategorien, in denen der Traum als Helfer erscheint: beim Wiederfinden verlorener Dinge, beim Träumen von Lotterienummern und beim Träumen von zweckdienlichen Heilmitteln.

Wiederfinden verlorener Dinge

Träume, in denen man verlorene wichtige und wertvolle Gegenstände wiederentdeckt oder Hinweise über deren Verbleib erhält, sind gar nicht so selten. Es gibt darüber so viele Beispiele, daß wir uns hier auf einige besonders eindrucksvolle Fälle beschränken können. In seiner Sammlung über „Das Zweite Gesicht“ berichtet Professor Dr. Friedrich zur Bonsen folgenden Fall:

P. war in einer Landapotheke angestellt; eines Abends, als er zu Bett gehen wollte, vermißte er sein Schlüsselbund und konnte es trotz langen und sorgfältigen Suchens nicht finden. Nachts träumte ihm, daß er auf einer Bank im Garten säße und die Schlüssel auf einen Zweig des Holunderbusches, der an der Bank stand, hänge. Er erinnerte sich am nächsten Morgen dieses Traums und fand die Schlüssel auch wirklich im Holunderbusch.

Der Dichter Wilhelm Hertz erzählte der Schriftstellerin Isolde Kurz folgenden Traum, den sie in ihrem Buch „Traumland“ wiedergibt:

„Seine Schwägerin, die mit ihrem Mann in einer Pension in Genf lebte, wollte sich eines Tages beim Zeichen der Tischglocke schnell noch die Hände waschen; da sah sie ein kleines Spinnchen im

Waschbecken zappeln. Sie fischte es sorgfältig aus dem Wasser, um es zu retten, zog nach dem Waschen noch schnell ihre Ringe an und ging zu Tische. Unter der Mahlzeit bemerkte sie, daß ihr der wertvollste Brillant aus einem der Ringe fehle. Sie klagte den Nachbarn ihren Verlust, und nach Tisch begann ein allgemeines Suchen; den Dienstboten wurde ein hoher Finderlohn versprochen, wenn sie den Stein brächten. Alles umsonst. Des Nachts im Bett überdachte sie nochmals alle Umstände, die mit dem Verschwinden des Steins zusammenhingen.

Da träumte ihr gegen Morgen, die Spinne komme vor ihr Bett gekrochen und gebe ihr den Rat, beim Aufstehen drei Schritte gegen das Fenster zu machen und sich dann zu bücken; da werde sie den Stein finden, und das solle ihr Dank für die Lebensrettung sein.

Die Schläferin erwacht; ein allererster Lichtschein fällt durch die Scheiben, sie gleitet vom Bett, um ihren Mann nicht zu wecken, macht drei Schritte gegen das Fenster, bückt sich; aus dem Teppich blitzt ihr etwas entgegen: der Brillant, der sich im Gewebe verfangen hatte.“

Ein weiteres Beispiel entnehmen wir dem großen Werk über „Okkultismus“ von Dr. Fanny Moser:

„Im ‚Antiquary‘ erzählt Walter Scott einen Fall von Leuten, die nicht leicht zu täuschen waren und selbst auch keine Täuschung beabsichtigten, so daß man ihnen wohl Glauben schenken darf. Sir John Rutherford in Vale wurde wegen einer großen Summe verfolgt, die sein längst verstorbener Vater schuldig geblieben sein sollte. Er war überzeugt, sie sei bezahlt, konnte jedoch keine Beweise aufreiben. Der Termin nahte. Der Verlust des Prozesses schien unvermeidlich.

Entschlossen, zum Vergleich nach Edinburgh zu fahren, legte sich Rutherford zu Bett. Da erschien ihm sein Vater und sprach: Diese Zahlung habe ich geleistet. Die Papiere liegen beim Anwalt M., der sich jetzt zurückgezogen hat und in Inveresk lebt. Er war nur damals für mich tätig. Sehr möglich, daß er die Geschichte vergessen hat. Erinnere ihn daran, indem du sagst, bei der Bezahlung der Rechnung habe es Schwierigkeiten bereitet, ein portugiesisches Goldstück zu wechseln, weswegen wir den Differenzbetrag in einer Schenke vertranken.

Rutherford ging gleich nach Inveresk und fand den Anwalt, einen sehr alten Mann. Erst bei Erwähnung des Goldstücks konnte er sich erinnern, suchte und fand die Papiere. Der Prozeß wurde

gewonnen. – Nach Scotts Ansicht handelte es sich um die Erinnerung an vergessene Mitteilungen des Vaters. Rutherford dagegen bestritt, die Sache jemals gewußt zu haben.“

Dieser Fall erinnert an ein Beispiel, das bereits vom heiligen Augustinus, dem großen Kirchenlehrer, in seiner Schrift „De cura pro mortuis gerenda“ gebracht wird. Als Augustin noch in Mailand weilte, ward von einem jungen Mann eine Schuld eingefordert. Der Gläubiger zeigte einen vom verstorbenen Vater des Jünglings ausgestellten Schuldschein vor, von dessen Vorhandensein dem Sohn nichts bekannt gewesen war. Dieser war sehr betrübt darüber. Da erschien ihm sein Vater im Traum und teilte ihm mit, wo die Quittung zu finden sei. Sie fand sich wirklich am angegebenen Platze vor, und der unredliche Gläubiger mußte nun den Schuldschein, den er dem Verstorbenen nicht ausgehändigt hatte, zurückgeben.

Mit Recht findet Dr. Moser, daß die Erklärung des Falls Scott Schwierigkeiten mache. „Denn wenn es sich nur um die vergessene Mitteilung des Vaters handelte, bliebe sehr merkwürdig, daß der ‚Geist‘ genau voraussagte, was dann eintraf; der Anwalt hatte tatsächlich alles vergessen und erinnerte sich erst bei Erwähnung des Goldstücks.“ Aber eine gleichartige Schwierigkeit ergibt sich auch im Falle des Kirchenlehrers Augustinus; und es fällt nicht ganz leicht, alles lediglich mit der Tätigkeit des Unterbewußtseins zu erklären.

Die verlorenen Gesänge des „Paradiso“

In Boccaccios „Vita di Dante“ steht die berühmte Geschichte, wie man nach dem Tode des Dichters die letzten dreizehn Gesänge seines großen Werks nicht finden konnte. Nach einer vergeblichen Suche kamen Dantes Familie und seine Freunde zu dem Schluß, daß er das „Paradiso“ unvollendet gelassen habe. Auf welche ungewöhnliche Art und Weise man später die fehlenden Gesänge doch noch entdeckte, erzählt uns Boccaccio:

„Die hinterbliebenen Freunde Dantes, seine Söhne und seine Schüler durchsuchten viele Male und monatelang all seine Schriften, um herauszubekommen, ob der Dichter einen Schluß zu seinem Werke hinterlassen habe. Aber trotz aller Mühe konnten sie keinen der fehlenden Gesänge finden. Dantes Freunde waren sehr traurig,

daß Gott ihn nicht lang genug habe leben lassen, um den kleinen Schlußteil seines Werks zu vollenden. Nachdem sie so lange gesucht, jedoch nichts gefunden hatten, waren sie nahezu verzweifelt.

Jacopo und Piero aber, Dantes Söhne, die sich auch der Kunst befliessen, ließen sich von ihren Freunden bereden, das Werk ihres Vaters zu Ende zu dichten, so gut es ihnen gelinge, damit es nicht unvollendet bliebe. Da aber hatte Jacopo, der von weit größerem Eifer erfüllt war als sein Bruder, ein wunderbares Traumgesicht, das ihn nicht nur von dieser törichtten Anmaßung Abstand nehmen ließ; es zeigte ihm auch, wo die dreizehn Gesänge der ‚Göttlichen Komödie‘, die man nicht hatte finden können, zu suchen seien.

Ein wohlhabender Bürger aus Ravenna namens Piero Giardino, der lange Dantes Schüler gewesen war, ein Mann von ernstem und glaubwürdigem Wesen, berichtet: Acht Monate nach dem Todestag des Meisters sei in aller Morgenfrühe Jacopo zu ihm gekommen und habe ihm erzählt, sein Vater Dante sei ihm in der vergangenen Nacht erschienen, blendend weiß gekleidet und das Antlitz von einem seltsamen Licht überflossen; er, Jacopo, habe ihn gefragt, ob er lebe, und Dante habe erwidert: ‚Ja, ich lebe, doch im wahren, nicht in eurem Leben.‘

Darauf habe er, Jacopo, ihn gefragt, ob er sein Werk noch vollendet habe, bevor er in das wahre Leben hinübergegangen sei, und wo denn die fehlenden Gesänge seien, die sie nicht hätten finden können. Darauf habe die Erscheinung geantwortet: ‚Ja, ich habe es vollendet.‘ Dann habe ihn Dante an der Hand genommen und in das Gemach geführt, in dem er bei Lebzeiten zu schlafen pflegte; hier habe er eine Wand berührt und gesagt: ‚Hier befindet sich, was ihr so sehr gesucht.‘ Nach diesen Worten sei Dante und mit ihm zugleich der Traum verschwunden.

Aus diesem Grunde, so sagte Jacopo, könne er keine Ruhe mehr finden, ehe er nicht dem Piero Giardino erzählt, was er gesehen, und ehe sie nicht zusammen an dem bezeichneten Ort, den er sich wohl gemerkt, nachgeprüft hätten, ob der Traum Wahrheit oder Trug sei.

So machten sich denn beide, obwohl es noch tief in der Nacht war, alsbald auf den Weg nach dem Hause, in welchem Dante bei seinem Tode gewohnt hatte. Sie riefen den Besitzer heraus, der sie einließ, und sie gingen zu dem bezeichneten Ort. Dort fanden sie an der Mauer eine Matte befestigt, die sie früher schon immer dort bemerkt hatten. Sie hoben sie vorsichtig in die Höhe und entdeckten eine

kleine Nische in der Wand, die sie niemals vorher gesehen und von deren Vorhandensein sie nichts gewußt hatten.

Darinnen fanden sie einige Schriften, welche von der Feuchtigkeit des Orts schon ganz modrig geworden waren, und die, wären sie länger dort liegen geblieben, in kurzer Zeit sich ganz aufgelöst hätten. Vorsichtig entfernten sie den Moder und erkannten, daß sie die vergeblich gesuchten dreizehn Gesänge in Händen hielten, welche den Schluß der ‚Göttlichen Komödie‘ bilden.“

Zu dieser Geschichte sind einige Bemerkungen angebracht. Zunächst einmal: Boccaccio gehörte zu Jacopos Generation und war bei Dantes Tod acht Jahre alt, Jacopo elf; als er sein Leben Dantes (Vita di Dante) vorbereitete, stand er mit den Hauptzeugen in Verbindung. Der Traum war wohl bekannt und hielt, wie Boccaccio sagt, glücklicherweise Jacopo von dem törichtten Unterfangen ab, durch eigene Versarbeit das „Paradiso“ zu vollenden.

Für Jacopo selbst war dieses Traumgesicht so erstaunlich und wirklich, daß er sein Bett verließ und noch vor Tagesanbruch Dantes Schüler Giardino aufweckte, um ihm alles zu erzählen. Und der ältere Mann, der ebensogut darüber hätte ärgerlich werden können, daß man ihn tief in der Nacht aus dem Bette hole, war so beeindruckt, daß er sogleich aufstand, sich anzog und mit Jacopo fortging. Es war noch dunkel, als sie den Eigentümer des Hauses weckten, in welchem Dante bei seinem Tode wohnte. Und es gelang ihnen, diesen zu überreden, nicht erst bis zum Anbruch des Tages zu warten, sondern sogleich aufzustehen und das Haus zu öffnen. So kam es, daß drei Menschen bei der Entdeckung der gesuchten Gesänge zugegen waren und sie durch ihre Bergung gerade noch vor dem Vermodern retten konnten.

Die eidesstattliche Erklärung

Zwei Erlebnisse aus unserer Zeit, die Stevens als Autor persönlich bezeugen kann und die hierher gehören, werden in der ersten Person berichtet. Unmittelbarer kann ja ein Zeugnis nicht abgelegt werden. Darum wird in dieser und in der übernächsten Geschichte ohne weitere Entschuldigung das Fürwort „ich“ gebraucht.

Ich, William Oliver Stevens, wurde in Birma geboren, wo mein Vater als Missionar wirkte. Zur Zeit meiner Geburt hatte man in jenem Teil der Welt noch niemals von so etwas wie einer Geburts-

urkunde gehört, um damit die Tatsache des Eintritts in diese Welt zu bezeugen. Das hatte Folgen. Während ich in Amerika aufwuchs, hatte ich immer Scherereien, wenn es um den Nachweis meiner Staatsangehörigkeit ging, z. B. bei der Ausstellung eines Passes. Die Behörden wurden durch dieses Problem beinahe zur Verzweiflung gebracht; denn auch meine beiden Eltern waren in Birma als Kinder von Missionaren zur Welt gekommen.

Daher verfiel ich auf den Gedanken, mir anstatt mit einer Geburtsurkunde auf andere Art zu helfen, nämlich durch eine eidesstattliche Erklärung meiner Mutter. Darin sollte sie ihr und meines Vaters Recht, amerikanische Bürger zu heißen, vertreten und zugleich Ort und Datum meiner Geburt bestätigen. Deshalb bat ich meine Mutter brieflich um eine solche Erklärung. Nach meinem Wunsch sollte sie zugleich auch die Geburtsorte und Geburtsdaten meiner Brüder und Schwestern aufführen. Denn, da wir alle an dem gleichen Übel litten, nämlich vor vielen Jahren in Birma geboren zu sein, würden meine Geschwister, wie ich annahm, eines Tages eine solche eidesstattliche Erklärung auch für sich selbst benötigen. Obgleich meine Mutter damals bereits über hundert Jahre alt war, kam sie meiner Bitte nach und ließ ihre Angaben in gebührender Form notariell beglaubigen.

Als dieses Dokument mit der Post kam, sah ich es genau durch, um mich zu vergewissern, daß es in Ordnung war. Dann tat ich es in den Umschlag zurück und sagte zu meiner Frau: „Hier ist Mutters eidesstattliche Erklärung über meine Geburt. Wenn ich das nächste Mal zur Bank gehe, will ich sie in unser Sicherheitsfach tun.“

Meine Frau hatte das Dokument gar nicht zu Gesicht bekommen, da ich den Umschlag im Nebenzimmer öffnete. Aber wie es manchmal so geht, hatte ich längere Zeit hindurch keinen Anlaß, das Bankgewölbe aufzusuchen. Als sich endlich eine Gelegenheit ergab, suchte ich nach der eidesstattlichen Erklärung, um sie wegzubringen. Aber ich konnte mich nicht erinnern, wohin ich sie getan hatte. Bei einer Durchsicht der Schreibtischfächer kam das Dokument nirgends zum Vorschein. Immer wieder durchforschte ich die Schubladen, jedoch umsonst.

Daraufhin durchstöberte ich die ganze Wohnung. Keinen Winkel, kein Fach, keine Ecke ließ ich undurchsucht, allein es war erfolglos. Tag für Tag setzte ich das Suchen fort, aber schließlich mußte ich es aufgeben. Nach all der Mühe, die meine betagte Mutter auf sich genommen hatte, die eidesstattliche Erklärung in der not-

wendigen Form ausfertigen zu lassen, konnte ich sie nicht nochmals um dasselbe bitten. Es war zum Verrücktwerden, aber die Schuld lag nur bei mir selbst. Ich konnte mich einfach nicht erinnern, wohin ich die Urkunde getan hatte, und ließ daher alles Suchen sein.

Eine Weile hoffte ich, es werde mir wieder einfallen, was ich mit dem Schriftstück gemacht hatte, wenn ich mir keine Mühe gäbe, mich zu erinnern. Aber die nächsten zwei oder drei Monate verstrichen, ohne daß ich damit Glück hatte. Ich kam so zu dem Schluß, ich müsse das Papier unverständlicherweise aus Versehen in den Papierkorb geworfen haben. Dann konnte ich natürlich nicht hoffen, es jemals wiederzusehen. Zu guter Letzt schlug ich mir die Sache als etwas Unabänderliches aus dem Kopf. Ich würde eben ohne eine Geburtsurkunde auskommen müssen.

Da sagte eines Morgens meine Frau nach dem Aufwachen: „Ich habe heute nacht im Traume die Bescheinigung deiner Mutter gesehen, nach der du so lange gesucht hast!“

„Das ist gut“, lachte ich, „du hast früher einmal einen Wahrtraum gehabt“ – (ich spielte damit auf einen Vorfall aus ihren Mädchenjahren an) – „vielleicht hast du diesesmal wieder einen. Da wollen wir doch gleich einmal nachsehen. Wo hast du das Dokument gesehen?“

„Ich habe es auf dem Boden der untersten Schreibtischlade, und zwar in der auf der rechten Seite, gesehen. Es befand sich in einem großen rötlichgelben Briefumschlag.“

Sofort zog ich die bezeichnete Schublade heraus. Unter einer Menge quittierter Rechnungen lag auf dem Boden ein großer rötlichgelber Umschlag. Er war mit dem Namen meines jüngeren Sohnes versehen, denn er enthielt die amtliche Mitteilung vom Marineministerium über den Nachlaß des jungen Mannes, der uns nach seinem Tod im Krieg zugestellt worden war, und andere Dokumente.

„Hier drin, sagst du, hast du das Dokument gesehen?“

„Ja! Es war das dritte Papier von unten“, antwortete meine Frau, als ich den Umschlag öffnete. Es schien lächerlich zu sein, aber ich zählte das dritte Blatt von unten ab und zog es heraus. Und welch ein Wunder: es war die eidesstattliche Erklärung!

Jetzt hätte ich mich ja erinnern müssen, daß ich die Urkunde dorthin getan hatte. Aber bis zum heutigen Tage habe ich nur eine schwache Erinnerung, daß ich sie in irgendeinen Umschlag gesteckt hatte. In völliger Geistesabwesenheit muß ich das seinerzeit in dem Gedanken getan haben, der Platz zwischen den Marinepapieren sei

sicher und gut. Dieser Gedanke war jedoch keineswegs wohlüberlegt, da ich nicht vorhatte, jemals wieder diesen Haufen von Papieren durchzusehen. Aber das so heiß gesuchte Blatt lag nun wirklich hier, und es war „das dritte von unten“.

Ich zog es heraus und untersuchte es, immer noch erstaunt und ungläubig. Dann reichte ich es meiner Frau, die es nun tatsächlich zum ersten Mal zu sehen bekam.

Abgesehen davon, daß der Traum meiner Frau den vollkommen richtigen Hinweis gab, ist folgendes merkwürdig: Obgleich meine Frau das Schriftstück nie gesehen hatte, wußte sie in ihrem Traum genau, es sei dasjenige, das ich gesucht hatte. Und die Einzelheiten waren erstaunlich genau beschrieben: ein rötlichgelber Umschlag in der untersten Schublade rechter Hand, und in dem Umschlag lag das Blatt, wie angegeben, als „das dritte von unten“. Ich war es, der sich Kummer gemacht und fast seine Fassung verloren hatte, doch sie hatte den hilfreichen Traum – es war wirklich sehr merkwürdig! Mein unterbewußtes Wissen hatte sich anscheinend meiner Frau mitgeteilt.

Die Taschenuhr

Eine andere Geschichte, bei der jemand im Traum die Stelle findet, an der ein verlorener Wertgegenstand lag, wurde – und zwar durch John E. Gale, Friedensrichter in Guildford (Vermont) – Herrn Professor William James, dem berühmten Psychologen von der Harvard-Universität, berichtet. Der Brief Gales gab Anlaß zu weiteren Nachforschungen und zu einer späteren Veröffentlichung durch die S. P. R.

Der Mann, der das in Frage stehende Traumerlebnis hatte, Herr J. L. Squires, kam bereitwillig der Bitte nach, sein Erlebnis selbst aufzuschreiben. Diesem Bericht fügte Richter Gale ein Charakterzeugnis über Squires bei, den er seit mehr als zwanzig Jahren kannte. „Ich kenne ihn“, sagte er, „als einen sehr besonnenen, ehrenhaften und wahrheitsliebenden Menschen. Er hat sich stets bester Gesundheit erfreut.“ Squires erzählt seine Geschichte so genau und aufrichtig, daß wir ihn am besten selbst zu Worte kommen lassen:

„Ich, Jesse L. Squires aus Guildford in der Grafschaft Windham im Staate Vermont, begann im März 1887 bei T. L. Johnson, einem

Farmer aus der genannten Stadt, zu arbeiten; ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt.

Im folgenden September – das genaue Datum weiß ich nicht mehr – war ich ungefähr eine Meile von den Farmgebäuden entfernt. In meiner Begleitung befand sich ein junger Mann namens Wesley Davis, den ich seit Jahren kannte und der seit einigen Monaten mit mir auf Johnsons Farm arbeitete. Wir hielten Ausschau nach ein paar Kühen, die aus einem Weideplatz ausgebrochen waren. Diese achtzehn oder zwanzig Stück Vieh entdeckten wir auf einem großen Wiesengrund. Als sie uns bemerkten, liefen sie davon, und zwar entgegengesetzt zu der Richtung, in welche wir sie treiben wollten. Um den Kühen den Weg abzuschneiden und sie zurückzutreiben, rannten Davis und ich nach verschiedenen Richtungen. Beim Rennen verlor Davis aus der Westentasche seine Uhr samt der Kette; doch den Verlust entdeckte er erst abends um acht oder neun Uhr, als es zu spät zum Suchen war.

Davis und ich glaubten, er habe die Uhr verloren, als er dabei war, die Kühe auf die Weide zurückzutreiben. Daher kehrten wir am nächsten Morgen zu dem fraglichen Platz zurück und suchten die Uhr den ganzen Vormittag hindurch. Wir hatten keine Ahnung, wo die Uhr verlorengegangen sein konnte, und wir waren durchaus nicht sicher, daß es bei der Jagd nach dem Vieh geschehen war. Auf jeden Fall blieb alles vergebens, obwohl wir bis zwölf Uhr suchten. Davis besaß die Uhr schon längere Zeit und hing sehr an ihr; der Verlust ging ihm sehr nahe. Er arbeitete schwer, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und konnte es sich nicht leisten, die Uhr, für die er fünfundzwanzig Dollar bezahlt hatte, zu verlieren. Er tat mir leid, und den ganzen Nachmittag dachte ich an die Uhr. Auch als wir schlafen gingen, dachte ich immer noch daran.

Im Schlaf – ich weiß nicht um welche Zeit – sah ich die Uhr über eine Meile entfernt auf dem Boden des Wiesenlands liegen. Sie lag im Gras, das etwa einen Viertelmeter hoch war; das Zifferblatt der Uhr schaute nach oben. Die an der Uhr befestigte schmale Stahlkette lag halbkreisförmig um sie herum. Ungefähr einen Meter von der Uhr entfernt befand sich eine große Stelle, an der das Gras von einem Tier, das dort gelegen hatte, völlig niedergedrückt war. Ungefähr fünfzig Meter davon wuchs eine Hecke. Rund drei bis vier Meter östlich der Uhr ragte ein runder Granitstein von etwa einem halben Meter Durchmesser zur Hälfte aus dem Boden.

Als ich am nächsten Morgen – es war ein Sonntag – erwachte,

hatte ich das sichere Gefühl, ich könne geradeswegs zu der Uhr gehen, so als habe ich sie in Wirklichkeit gesehen. Ich sagte dies Davis und versuchte, ihn zu bewegen, mitzugehen und seine Uhr zu holen. Er hatte aber kein Vertrauen in meine ‚Vision‘, meinen ‚Traum‘ oder wie man es sonst nennen mag, und wollte nicht gehen. Trotz der Scherze und trotz dem Gelächter der ganzen Familie sattelte ich ein Pferd und ritt geradeswegs auf die Uhr zu. Ich fand sie genau dort, wo ich sie im Traum gesehen hatte. Danach stellte ich noch fest, daß Davis über zweihundert Meter von mir entfernt war, als er seine Uhr verlor.

Die Uhr war abgelaufen und stehengeblieben. Die Zeiger wiesen auf 9 Uhr 40, was ich ebenfalls im Traum gesehen hatte.

J. L. Squires“

Was dieses Erlebnis zum Problem macht, ist die bis in Einzelheiten genaue Übereinstimmung von Traum und Wirklichkeit. Wie läßt sich etwas Derartiges erklären? Auf diese Frage soll der Leser hier und bei allen folgenden Berichten selbst eine Antwort zu geben versuchen. Wäre Squires dicht bei Davis gewesen, als dieser seine Uhr verlor, so hätte sein Unterbewußtsein die im Traum nachher reproduzierten Einzelheiten aufnehmen können; dann wäre ihm im Traum nur sozusagen eine vergessene Situation wieder eingefallen. Aber nach der Angabe von Squires war er etwa zweihundert Meter von dem Platz entfernt, als Davis die Uhr aus der Tasche ins hohe Gras fiel. Aber nicht Davis hatte den hilfreichen Traum, sondern Squires, der den Platz des Verlusts vorher gar nicht gesehen hatte. Das ist höchst rätselhaft.

Das Testament des Großvaters

Die folgende Traumerzählung erfuhr der Autor Stevens unmittelbar von dem Mann, der sie erlebte. Sie wird der Einfachheit halber in der Ich-Form erzählt. Leider hatte ich keine Möglichkeit, sie durch Rücksprachen oder schriftliche Erklärungen bestätigen zu lassen, doch wurde der Bericht in der hier wiedergegebenen Form von dem Träumer genau geprüft. Kurze Zeit, nachdem er mir die Geschichte erzählt hatte, starb er plötzlich. Für einen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit gibt es keinen triftigen Grund. Der Traum paßt zu vielen anderen, die zur Auffindung eines verlorenen Gegenstands führten, besitzt indes einige besondere Merkmale.

Der Bericht stammt von dem verstorbenen Charles Clarence Batchelder, der zu Lebzeiten Fernostexperte des Handelsministeriums und zugleich eine Autorität für Orientfragen war. Auf den Philippinen war er Unterstaatssekretär des Inneren gewesen, in China und Indien hatte er andere wichtige Ämter bekleidet. An verschiedenen unserer führenden Colleges und Universitäten las er über Orientfragen.

Batchelder hatte an der Harvard-Universität doktriert, hatte schon als Student die Zeitschrift „Crimson“ herausgegeben und auch bei Professor William James gearbeitet. Dieser wußte ihn für psychische Forschungen zu interessieren, vor allem weil sich Herr Batchelder als sehr begabt für diese Dinge erwies. Das hier folgende Traumerlebnis ist nur eines von vielen dieser Art, die er hatte.

Diese genauen Angaben über Herrn Batchelder haben den Zweck klarzustellen, daß er ein kluger Kopf war und ein hervorragendes Wissen besaß; auch helfen sie, den Hintergrund für seine Erzählung zu schaffen. Diese selbst hat mit seinem Großvater zu tun, der als „eingefleischter Baptist“ bekannt war. Der alte Herr hatte großen Einfluß in seiner Glaubensgemeinschaft, denn er war Herausgeber der führenden Zeitschrift dieser Sekte, des „Wächters“. Er war als dickköpfig und unnachgiebig bekannt. Als er sein Testament machte, besaß sein Enkel den Mut, ihm ins Gesicht zu sagen, das Testament sei der Familie gegenüber ungerecht; doch an diesem Punkt hatte die Erörterung schon ein Ende. Denn Kritik war etwas, das Großpapa in seinem Hause nicht duldete.

Schließlich starb der alte Herr. Sein Testament wurde ordnungsgemäß eröffnet und zur Legitimierung der Erben vorgelegt. Und nun kommt die Geschichte.

Eines Nachts hörte Herr Batchelder die Stimme des alten Herrn, welcher in dem für ihn charakteristischen Tonfall sagte: „Du hattest recht mit meinem ersten Testament; ich habe ein anderes gemacht. Ruhe nicht, bis du es gefunden hast.“ Das war alles – nur eine Stimme sprach. Aber Herr Batchelder hörte sie so laut in seinem Traum, daß er davon aufwachte.

Von dieser merkwürdigen, im Schlaf erhaltenen Botschaft stark beeindruckt, suchte er bei der ersten Gelegenheit seines Großvaters Haus auf. Er wollte dort eine gründliche Untersuchung der Papiere des Verstorbenen vornehmen. Wie er wußte, hatte der alte Mann eine sorglose Art gehabt und Sachen ohne System irgendwohin gestopft, wo es ihm gerade paßte.

Am Schreibtisch begann der Enkel seine Arbeit. Wie erwartet, fand er Schubladen und Fächer angefüllt mit Bündeln von Briefen, Quittungen, Rechnungen, verschiedenartigen Notizen, Manuskripten usw., alles in buntem Durcheinander. Geduldig arbeitete er sich durch den ganzen Papierberg durch, wobei er jeden Bogen und Zettel sorgfältig prüfte.

Nach langem Suchen entdeckte er schließlich, tief in dem Wirrwarr versteckt, eben das, was er zu finden hoffte: ein Testament. Es war später datiert als das vorgelegte erste, doch es war von einem anderen Rechtsanwalt aufgesetzt, nicht vom Familienanwalt. Juristisch war es in jeder Hinsicht formgerecht. Das Wichtigste aber war, daß es die Ungerechtigkeit des anderen Testaments, über die sich Herr Batchelder seinem Großvater gegenüber beklagt hatte, gutmachte.

Diese Geschichte unterscheidet sich dadurch von anderen, daß von dem Trauminhalt, nämlich der Existenz eines zweiten Testaments, weder der Träumende oder sonst jemand aus der Verwandtschaft noch der Familienanwalt die geringste Ahnung hatte. Die Suche nach dem Testament wurde lediglich durch die im Traum gehörte Stimme ausgelöst. Und damit berühren wir eine zweite besondere Eigentümlichkeit dieses Traumes, daß es ein reiner Hörtraum ist. Der verstorbene Großvater wurde im Traum überhaupt nicht als Erscheinung sichtbar, er sprach nur. Und ein Traum dieser Art ist recht ungewöhnlich. Herr Batchelder, der tief im Schläfe lag, erkannte nicht nur auf der Stelle die Stimme – er vernahm sie so laut, daß er davon aufwachte und an ihrer Echtheit nicht zweifelte. Er erklärte, es wäre ihm nie eingefallen, nach einem anderen Testament zu suchen, hätte er nicht die Stimme gehört.

Wie man sich am einfachsten das Zustandekommen dieses Traums erklären soll, ist nicht leicht zu sagen. Soll man etwa annehmen, das Unterbewußtsein des fremden Anwalts, der allein um die Existenz des zweiten Testaments wußte, habe unbeabsichtigt die Sendung dieses Hörtraums zuwege gebracht und sich dabei der Stimme des verstorbenen alten Herrn bedient? Man sieht, auf welche Schwierigkeiten man mit derart konstruierten Erklärungsversuchen stößt!

Dieser Testamentsfall steht indes nicht allein. Eine Begebenheit, die ähnliche Züge wie die vorhergehende aufweist, wurde im Wiener „Neuigkeits-Welt-Blatt“ vom 12. Januar 1911 verzeichnet. Wir bringen sie hier als Parallelfall.

Eine seltsame Testamentsgeschichte

„Eine gar merkwürdige Geschichte wird aus Samobor, einem Städtchen an unserer ehemaligen Militärgrenze, berichtet: Vor zwei Jahren starb daselbst der Hausbesitzer Alexander Padacic, der mit seiner Schwester Fanika jahrelang im gemeinsamen Haushalt lebte und öfter erzählte, er werde sein Gesamtvermögen, das nicht unbedeutend war, der erwähnten Schwester hinterlassen. Nach seinem Ableben fand man aber kein Testament vor, und obzwar Fanika hoch und teuer schwor, ihr Bruder habe ein solches aufgesetzt und ihr sein Vermögen hinterlassen, ordnete das Gericht die Verlassenschaftsabhandlung an.

Nach dem Gesetze sollte das Vermögen des Verstorbenen an alle Erbberechtigten zu gleichen Teilen verteilt werden. Alles Jammern der sich benachteiligt fühlenden Fanika half nichts; die Teilung des Vermögens sollte dieser Tage stattfinden. Doch im letzten Moment trat eine unerwartete Wendung in der Angelegenheit ein. Fanika Padacic erschien vor einigen Tagen beim königlichen öffentlichen Notar Dr. jur. Horvat und erzählte die folgende, märchenhaft klingende Geschichte:

Ihr sei in einer der letzten Nächte ihr verstorbener Bruder Alexander im Schläfe erschienen und habe ihr gesagt, sie möge vollkommen beruhigt sein, das Testament werde sich schon finden; die nächste Nacht sei er wiedergekommen und habe dieselben Worte wiederholt. Daraufhin ging Fanika zu Dr. Horvat, der natürlich glaubte, er habe es mit einer überspannten Person zu tun, und sie im ersten Moment mit einigen Zeilen zum Geistlichen schickte, dieser möge die arme Frau beruhigen, die wegen der unglückseligen Testamentsgeschichte augenscheinlich an Halluzinationen leide. Dr. Horvat hielt die Sache für erledigt.

Nach einigen Tagen kam Fanika aber wieder zu ihm und erzählte, ihr Bruder sei ihr wieder erschienen und habe ihr gesagt, sie werde das Testament in einem alten Rock in einer genau bezeichneten Tasche finden. Die Frau erinnerte sich, daß sie diesen Rock einem Bruder schenken wollte, der ihn jedoch zurückwies mit den Worten: ‚Wenn ich von meinem Bruder nichts Besseres erhalten kann, so brauche ich auch diesen alten Fetzen nicht!‘, worauf Fanika den Rock mit den übrigen Sachen auf dem Dachboden des Hauses in einem Schrein aufbewahrte.

Man ging suchen und fand richtig genau an der bezeichneten

Stelle Alexanders Testament, unterschrieben von ihm und zwei Zeugen, die indes auch schon mit dem Tode abgegangen sind. In dem Testament hinterließ der Verstorbene sein Gesamtvermögen seiner Schwester Fanika außer zwei Legaten, von denen er eines der Pfarrkirche in Samobor und das andere für einen Grabstein bestimmte. Die Echtheit aller drei Unterschriften wurde amtlich konstatiert, das Gericht stellte die weitere Verlassenschaftsabhandlung ein und ordnete ein neuerliches Verfahren an.

Wie im Falle des Herrn Batchelder hört auch hier ein naher Verwandter im Traume, wo sich ein Testament, von dem niemand etwas Sicheres wußte, befindet. Und zwar ist es hier die leibliche Schwester, welche diesen Traum hat, der indes nicht nur ein einziges Mal erfolgt, sondern gleichartig in zwei aufeinanderfolgenden Nächten. Ja, nach einigen Tagen träumt die Schwester zum dritten Mal. Aber während zuerst der Verstorbene im Traum nur sagte, das Testament werde sich schon finden, gibt er beim dritten Male genau an, wo das Testament zu suchen sei, und es wird am angegebenen Ort auch wirklich gefunden. Insofern weicht dieser Traumfall vom vorhergehenden ab, als gesagt wird, der Verstorbene sei erschienen und habe gesprochen. Danach handelt es sich also um keinen reinen Gehörtraum. – Eine Erklärung für das Zustandekommen dieses hilfreichen Traums dürfte genau so schwierig sein wie im Falle des Herrn Bathelder.

Überblickt man die bisher berichteten Fälle dieses Kapitels, so erkennt man, daß das Unterbewußtsein im Schlaf Dinge vor das innere Auge – oder Ohr – rücken kann, welche im Wachen, wenn auch unbewußt, aufgenommen worden waren. Das ist an sich schon bemerkenswert. Genau so auffällig ist es aber, daß in manchen Fällen im Traum auch Tote erscheinen und daß sie Dinge mitteilen, von denen nicht mit Sicherheit behauptet werden kann, die Träumenden hätten von den betreffenden Tatsachen irgendwie Kenntnis gehabt. Das gilt sowohl von dem Fall Dantes wie von den beiden zuletzt berichteten Testamentsgeschichten.

Will man nicht die Hypothese einer wirklichen Einwirkung Abgeschiedener auf den Geist von Schlafenden aufstellen, so bleibt zur Erklärung mancher Träume wohl nur die Annahme außerordentlich weitreichender telepathischer Fähigkeiten des Unterbewußtseins. Dieses wäre danach in der Lage, sozusagen fernsehend im

Traum gelegentlich den Verbleib von Dingen festzustellen, welche dem Auge des wachen Menschen verborgen blieben.

Ist es schon erstaunlich genug, wenn der schlafende Mensch Eindrücke, die er im Wachen in sich aufgenommen hat und deren er sich vielleicht gar nicht klar bewußt wurde, im Traum sinnvoll reproduzieren kann – wie z. B. im Fall der im Gras verlorenen Taschenuhr –, so wäre jede über diesen Rahmen hinausreichende Fähigkeit doppelt wunderbar.

Doch es ist Sache der wissenschaftlichen Forschung und nicht unsere Aufgabe, diesen Sachverhalt zu klären, und jeder Leser möge sich seine eigene Meinung selber bilden.

Lotterieträume

Gar mancher möchte gerne schnell und mühelos zu Geld und Reichtum gelangen und würde es sehr begrüßen, wenn ihm im Traume einfele, welches Los mit dem Haupttreffer herauskommt. Aber es hat sich bisher noch stets erwiesen, daß die Glücksgöttin blind ist und ihre Gaben nach eigenem Gutdünken verteilt. Trotzdem gibt es einige mehr oder minder gut beglaubigte Fälle, welche zeigen, daß manche Menschen – meist unvorhergesehen – die richtigen Nummern und Zahlen träumen. Doch ist damit nicht immer das große Glück verbunden.

So berichtet z. B. Hedda Wagner in der Wiener parapsychologischen Zeitschrift „Das neue Licht“ folgende zwei Fälle.

Der eine betrifft ihre Großmutter, Frau Elisabeth Bergthaller, die 1880 in Wien träumte. Und zwar stand im Traum ihre verstorbene Taufpatin, die in Linz als Chorfrau in einem Frauenkloster gewesen war, vor ihr und sprach: „Elisabeth, ich werde dir jetzt drei Nummern sagen. Setze sie gleich morgen früh hier in Wien, und zwar mit soviel Geld, als du nur kannst – es wird dein Glück sein!“ Die drei im Traum genannten Zahlen schrieb die Großmutter sofort auf und beauftragte am Morgen ihre Nichte, die angegebenen Nummern zu setzen. Am Abend brachte die Zeitung die im Traum genannten Nummern als gezogen. – Aber, o Schreck: die leichtsinnige Nichte hatte über anderen Gedanken die Nummern nicht gesetzt.

Der zweite Fall betrifft eine Frau Bachlechner, die mit der Berichterin persönlich bekannt ist. Diese erzählte, daß ihrer Mutter einmal träumte, oberhalb ihres Bettes in ihrer Wiener Wohnung habe sich ein Wandschuber geöffnet. Daraus sah ein krausköpfiger Bub hervor und warf ihr fünf zusammengerollte Papierchen mit den Worten zu: „Mach's auf!“ Sie tat das im Traum und las die Nummern. Am Morgen beschloß Frau Bachlechner die Nummern zu setzen und beauftragte damit die Hausgehilfin. Diese war jedoch säumig, und als sie zur Hauptkollektur kam, wurde ihr die Tür vor der Nase zugeschlossen. Zu Hause erntete sie die heftigsten Vorwürfe, zumal sich am Abend herausstellte, daß wirklich sämtliche geträumten Zahlen herausgekommen waren.

Wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieser Berichte zu zweifeln. Und wenn in keinem der beiden Fälle ein Gewinn erzielt wurde, so lag das ausschließlich daran, daß die im Traum bekannt gewordenen Gewinn-Nummern infolge Säumigkeit nicht auch gesetzt wurden. Doch gibt es positive Erfolge mit geträumten Losnummern bis zur Gegenwart. So lautet z. B. eine United-Press-Meldung aus Sidney, die am 22. Oktober 1949 von den Zeitungen gebracht wurde: „Vor wenigen Tagen träumte ein Australier, daß ein Los mit der Nummer 89 874 von ihm erworben sei und daß er damit 50 Pfund gewonnen habe. Am nächsten Tage kaufte er sich ein auf diese Nummer lautendes Los. Es brachte ihm sogar einen Gewinn von zwölftausend Pfund.“

Es folgen nun einige ausführliche Berichte über Gewinne, die nach vorhergegangenen hilfreichen Träumen in der Lotterie gemacht wurden.

Ein Traum verkündet Lotterienummern

Karl Philipp Moritz, in seinen letzten Lebensjahren Professor der Altertumskunde an der Berliner Akademie, ist vor allem durch seinen großen autobiographischen Roman „Anton Reiser“ bekannt geworden. Moritz gab seinerzeit in Berlin in Fortsetzungen eine „Erfahrungs-Seelenkunde“ heraus, in deren erstem Band sich folgender Bericht findet, den der nachmalige Dr. Christoph Knape aus Berlin eingesandt hat. Wir bringen ihn, nur unwesentlich gekürzt, mit Knapes eigenen Worten.

„Ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverlässigkeit desjenigen,

was ich erzählen will. Im Jahre 1768, als ich in der hiesigen Hofapothekerei die Apothekerkunst erlernte, hatte ich in der 72. Ziehung der Königlich Preussischen Zahlenlotterie, die am 10. Mai desselben Jahres geschah, auf die Zahlen 22 und 60 gesetzt.

In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen zwölf Uhr, also zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegt, der Hofapotheker zu mir herunterschickte und mir sagen ließ, daß ich zu ihm heraufkommen sollte. Als ich hinaufkam, sagte er zu mir, ich sollte sogleich jenseits des Schlosses zu dem Auktionskommissarius, Herrn Mylius, gehen und ihn fragen, ob er die ihm kommittierten Bücher erstanden habe, sollte aber ja bald wiederkommen, da er auf Antwort warte.

Das ist vortrefflich, dachte ich bei mir selbst (nämlich noch immer im Traum), jetzt wird gerade die Lotterie gezogen, und da will ich, sobald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geschwind nach dem Generallotterieamte hinlaufen und sehen, ob meine Nummern herausgekommen sind (die Lotterie wurde damals auf offener Straße gehalten), wenn ich nur hurtig gehe, so komme ich doch noch früh genug wieder nach Hause.

Ich ging also sogleich (noch immer im Traum) meinem erhaltenen Befehl zufolge zu dem Auktionskommissarius, Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligst nach dem Generallotterieamte an der Jägerbrücke. Ich fand hier die gewöhnliche Zurüstung und eine ansehnliche Menge Zuschauer. Man hatte schon angefangen, die Nummern in das Stückrad hineinzuzählen, und in dem Augenblick, als ich ankam, wurde die Nummer 60 vorgezeigt und ausgerufen. Oh, dachte ich, das ist eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazukomme.

Da ich nicht lange Zeit hatte, so wünschte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der noch übrigen Nummern so viel als möglich eilen möchte. Sie waren endlich alle hereingezählt, und nun sah ich dem Waisenkinde die Augen verbinden und nachher auf die gewöhnliche Art die Nummern ziehen.

Als die erste gezogene Zahl vorgezeigt und ausgerufen wurde, so war es Nummer 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung, dachte ich; nun wird 60 gewiß auch herauskommen! Es wurde die zweite Nummer gezogen, und siehe da, es war Nummer 60.

Nun mögen sie meinewegen ziehen, was sie wollen, sagte ich zu jemand, der neben mir stand, meine Nummern sind heraus, ich habe

nicht länger Zeit; indem drehte ich mich um und lief spornstreichs nach Hause.

Hier erwachte ich und war mir meines Traums so deutlich bewußt, als ich ihn jetzt erzählt habe. Wäre mir nicht der so sehr natürliche Zusammenhang und die ganz besondere Deutlichkeit auffallend gewesen, so würde ich ihn für nichts anderes als einen Traum im gewöhnlichen Verstande gehalten haben: diese aber machten mich aufmerksam und reizten meine Neugierde so sehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte.

Endlich schlug es elf, aber noch war kein Anschein zur Erfüllung meines Traums. Es schlug ein Viertel, es schlug halb Zwölf, und auch noch jetzt war keine Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, als unvermutet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam und mir sagte, ich solle sogleich zu dem Hofapotheker hinaufkommen. Ich ging voller Erwartung hinauf und hörte von ihm mit der größten Verwunderung, daß ich sogleich zu dem Auktionskommissarius, Herrn Mylius, jenseits des Schlosses gehen und ihn fragen sollte, ob er die ihm kommittierten Bücher in der Auktion erstanden habe. Zugleich sagte er mir auch dabei, ich sollte ja bald wiederkommen, weil er auf Antwort warte.

Wer war wohl geschwinder als ich? Ich ging eiligst zu dem Auktionskommissarius, Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, so geschwind ich konnte, nach dem General-Lottericamte an der Jägerbrücke. Und voller Erstaunen sehe ich, daß Nummer 60 in dem Augenblicke, als ich herankam, vorgezeigt und ausgerufen wurde.

Da mein Traum bis jetzt so pünktlich eingetroffen war, so wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, so wenig ich auch Zeit dazu hatte; ich wünschte daher nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig. Es wurden dem Waisenknaben, wie gewöhnlich, die Augen verbunden, und nun kann man sich leicht die Begierde vorstellen, mit welcher ich die letzte Erfüllung meines Traumes erwartete.

Die erste Nummer wurde endlich gezogen und ausgerufen, und siehe da, es war Nummer 22. Es wurde die zweite gezogen, und auch diese war, so wie mir geträumt hatte, Nummer 60.

Jetzt fiel's mir ein, daß ich mich schon länger versäumt hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte; ich bat also die mir im Gedränge zunächst Stehenden mich durchzulassen. Ei, antwortete mir einer,

wollen Sie nicht warten, bis die Nummern alle heraus sind? Nein, sagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern sind heraus, und nun mögen sie meinestwegen ziehen, was sie wollen; indem wandte ich mich um, drängte mich durch und lief eiligst und freudigst nach Hause. Und so wurde mein ganzer Traum nicht nur dem wesentlichen Verlauf, sondern den Worten nach erfüllt.“

In diesem Falle wurden also nicht nur die richtigen Losnummern, sondern auch eine ganze Reihe von Begleitumständen in aller Ausführlichkeit vorweggeträumt, genau so, wie sie nachher eintrafen. Der Träumende, Dr. Christoph Knappe, kann natürlich keine Erklärung darüber abgeben, wie es zu einem derartigen wahrheitsgemäßen Traumgeschehen kommen konnte. Wer nicht annehmen will, daß die Gewinn-Nummern vorherbestimmt seien und darum im Traume vorher in Erfahrung gebracht werden können, muß eine andere, vielleicht nicht weniger schwierige Hypothese annehmen, um für die Tatsache, daß es solche Träume gibt, eine Erklärung zu finden.

Ein guter Rat im Traume

Bei einem weiter zurückliegenden Falle wie dem vorigen lassen sich Unklarheiten meistens nicht mehr beseitigen. Um so mehr sollte jeder Interessierte, der von solchen Begebenheiten hört, um die Sicherung der Zeugnisse und Bestätigungen bemüht sein. Daß und wie dies bei einiger Mühe und Sorgfalt möglich ist, zeigen die beiden nachfolgenden Berichte aus der französischen Literatur.

„Der nachstehende Fall wurde mir am 27. Februar 1893 von Frau Virginia Castellani in Gegenwart ihrer bei ihr wohnenden Schwester Elisa erzählt“, berichtet Dr. G.-B. Ermacora, ein bekannter italienischer Forscher, in den „Annales des Sciences Psychiques“ des gleichen Jahrs.

„In der Nacht vom Montag, dem 13. des laufenden Monats, träumte Frau Virginia, sie unterhalte sich mit ihrem verstorbenen Mann. Sie behielt den Eindruck, mit ihm eine lange Unterhaltung gehabt zu haben, aber sie erinnerte sich nicht aller Einzelheiten. Nur ein einziger Umstand blieb tief in ihr Gemächtnis eingeschrieben; – beim Abschiednehmen hatte ihr Mann ihr gesagt: ‚Vergiß also nicht: die Zahl ist Dreiunddreißig‘, oder andere entsprechende Worte, die zeigten, daß es sich in ihrer Unterhaltung um diese

Zahl gedreht hatte. Im Augenblick, da er im Traum von ihr schied, hatte er ihr jedenfalls eingeschärft, die Zahl 33 nicht zu vergessen.

Beim Erwachen wußte Frau Virginia nicht, welchen Sinn sie der auf diese Zahl bezüglichen Mitteilung geben sollte, und sie nahm nur an, daß sie sich irgendwie auf die vergessene Traumunterhaltung beziehe. Obwohl sie sonst nicht in der Lotterie spielte, kam ihr der Gedanke, in diesem Fall eine Ausnahme zu machen; aber da sie keine genügende Gewißheit hatte, zu gewinnen, und da sie nicht unnütz Geld zum Fenster hinauswerfen wollte, gab sie ihrem Mädchen nur fünfzig Centimens und beauftragte sie, für die erste Ziehung die Nummer 33 zu setzen (Gewinnwahrscheinlichkeit 1:90).

Gemäß der in Padua bestehenden Gewohnheit setzte das Mädchen die Nummer für die Ziehung in Venedig, wie es üblich ist, wenn nicht ausdrücklich etwas anderes gewünscht wird.

Die Nummer kam heraus, und Frau Virginia hatte den entsprechenden Gewinn. Nachher sagte ihr Sohn Marcello: wenn er von dem Traum etwas gewußt hätte, so hätte er eine wesentlich höhere Summe gesetzt.

Frau Virginia sagte mir, sie gedenke jeden Abend liebevoll ihres verstorbenen Mannes und träume deshalb wohl selten von ihm. Sie erinnert sich nicht, jemals sonst im Traum eine Nummer mitgeteilt bekommen zu haben. Sollte es doch einmal vorgekommen sein, dann jedenfalls nicht so nachdrücklich, daß sie daraufhin in der Lotterie gespielt hätte.

Sie sagte mir, sie habe auch sonst schon einige übersinnliche Erfahrungen gemacht, aber nicht deutlich genug, um eine scharf umrissene Erinnerung davon zu haben. Dr. Ermacora.“

Der Forscher schließt zur Bekräftigung seines Berichts zwei schriftliche Zeugnisse an, die folgenden Wortlaut haben:

1) „Nachdem ich die vorstehende Niederschrift gelesen habe, bestätige ich, daß sich die Tatsachen genau so verhalten, wie es Herr Dr. Ermacora niedergeschrieben hat.

Virginia Castellani, verwitwete Assereto.“

2) „Ich erkläre, daß die hier von Dr. Giovanni Ermacora wiedergegebene Erzählung die reine Wahrheit ist. Elisa Castellani.“

Hier wie auch sonst vielfach bei Lotterieträumen sieht es so aus, als ob ein Toter, der dem Träumenden im Leben nahestand, den guten Rat, der zum Lotteriegewinn führte, gegeben habe. Das gilt auch von dem folgenden Bericht aus der „Revue des études psychiques“ vom Jahre 1902.

Ein Schneider hört eine Stimme

„Einer unserer Abonnenten, Graf Joseph Valentinis, Rechtslizenziat, teilt uns aus Monfalcone, einem kleinen Ort an der österreichischen Adriaküste, einen übersinnlichen Vorfall mit, der zu einem Lotteriegewinn geführt hat. Der Sachverhalt, wie ihn uns Graf Valentinis berichtet hat, ist folgender:

Am 8. Dezember 1894 saß ein Schneider meines Heimatortes Monfalcone namens Jean Pian halb träumend beim Kaminfeuer, indem er in Gedanken ganz mit einer kleinen Schuld beschäftigt war, die er in zehn Tagen bezahlen sollte, ohne daß er wußte wie. Von diesen wenig angenehmen Gedanken ganz erfüllt, schlief er schließlich ein. Er konnte nicht sicher angeben, wie lange sein Schlummer dauerte, auf jeden Fall nicht lange; plötzlich wurde er durch einen ziemlich starken Windhauch angeweht, während ihm eine Stimme sagte: Spiele 3, 15 und 18!!

Unser Schneider erkannte sofort diese Stimme – und das ließ ihn vor Furcht zittern. Es war nämlich die seiner Schwiegertochter Elisa Pian, geborener Macorin, die acht Tage vorher gestorben war.

Der Schneider spielte die drei Nummern, und sie kamen bei der nächsten Lotterieziehung heraus – sogar in der Reihenfolge, wie sie ihm durch die mysteriöse Stimme angesagt worden waren: die Drei kam als erste Zahl einer Fünferreihe, die Fünfzehn als dritte und die Achtzehn als fünfte.

Jean Pian hatte vor der Erfüllung seines Traums mit niemandem darüber gesprochen. Das ist bedauerlich, aber erklärlich. Denn man glaubt bei unszulande, wie es vielleicht auch andernorts der Fall ist, wenn man die geträumten Nummern vor dem Spiel anderen mitteile, kämen sie nicht mehr aus dem Lotterierad heraus. Jean Pian, der ein Vorgefühl, ja beinahe die Gewißheit hatte, daß die Nummern herauskämen, hütete sich wohl, zu irgend jemand von seinem Traum zu sprechen.

Aus einer der nachstehenden Erklärungen kann man ersehen, daß er seinem Sohn verbot, darauf zu achten, welches die gespielten Nummern seien; das ist ein wertvoller indirekter Beweis. Im übrigen riet er selbst seinem Sohn, die in Frage stehenden Nummern zu spielen.“

Zeugnisse. 1) „Mein Schwiegervater gewann in der Lotterie mit den Nummern 3, 15 und 18, die bei der ersten Ziehung herauskamen. Unmittelbar danach erzählte er mir, er sei eines Abends,

beim Feuer sitzend, eingeschlafen, während er sich in Gedanken mit verschiedenen kleinen Angelegenheiten, die nicht gut standen, befaßte. Plötzlich sank er in tiefen Schlaf. Dann war es ihm, als ob ihm ein starker Windhauch über den Körper striche, und eine Stimme sagte ihm: Spiele 3, 15 und 18! Mein Schwiegervater versichert, dies sei die Stimme meiner armen verstorbenen Schwester gewesen, deren Mann ich nachgehends geheiratet habe.

Nina Pian, geborene Macorin.“

2) „Mein Vater beauftragte mich, Nummern zu setzen, und riet mir, nicht auf die Nummern zu achten, aber zu seinem Geld einen kleinen Betrag von meinem eigenen hinzu zu tun. Da mir mein Vater nichts gesagt hatte, wußte ich nicht, worum es sich handelte. Ich glaubte, es seien auf Grund eines gewöhnlichen Traums kombinierte Nummern, und achtete nicht besonders darauf. Ich setzte die Nummern, ohne von meinem Geld etwas dazu zu tun. Die Nummern kamen bei der ersten Ziehung heraus.

Pierre Pian.“

3) „Ich versichere, daß mein Freund, der Schneider Jean Pian, in der Lotterie gewonnen hat, nachdem er die Nummern 3, 15 und 18 gespielt hatte; sie kamen bei der ersten Ziehung heraus. Was Frau Nina Pian und Herr Pierre Pian bestätigen, entspricht vollständig der Wahrheit. Sie haben mir die Sache selbst unmittelbar nach der Ziehung erzählt.

Joseph Piapan, Kirchstraße 18.“

Bei diesem Fall ist es zu bedauern, daß die Zeugnisse erst acht Jahre nach dem Vorfall ausgestellt worden sind. Erinnerungen, die weiter zurückliegen, verschieben sich leicht. Immerhin ist die Gefahr eines grundlegenden Irrtums gering, wenn es in der Hauptsache darauf ankommt, einige deutlich eingeprägte Zahlen zu behalten. Darum bestand auch kein Bedenken, diesen Traum, der mindestens in dieser Hinsicht als getreu behalten gelten darf, hier wiederzugeben.

Auch dieser Traum ist wieder fast ganz ein Gehörstraum. Dazu kommt noch ein Gefühlserlebnis: der Eindruck eines starken Windhauchs. Dadurch ist der Traum als eine ziemlich seltene Traum-erlebnisform gekennzeichnet. Über das Zustandekommen des Traums in gerade dieser Form läßt sich hier nichts Aufschlußreiches sagen.

Bei den hier wiedergegebenen Lotterieträumen fällt auf, wie

wenig sie sich einer symbolischen Einkleidung bedienen und wie oft ein Abgeschiedener im Traume erscheint oder scheinbar einen Rat gibt. Sind die in den Träumen erlebten Vorgänge sicher nur aus dem Unterbewußtsein der Träumenden gestiegen? Wer wagt darauf eine verbindliche Antwort!

Heilmittel werden geträumt

Die moderne wissenschaftliche Traumforschung ist durch ihre Erfahrungen zu der Einsicht gelangt, daß das Unterbewußtsein im Traum die Situation von Leib und Seele umfassender und genauer wahrnehmen kann, als dies meist im Wachen möglich ist. Ein hohler Zahn, ein Geschwür oder ein anderer Defekt, der im Wachen noch gar nicht wahrgenommen wurde, kann sich im Traume durch Symbole und Erlebnisse kundtun, welche die Aufmerksamkeit des Träumenden auf solche körperlichen Schäden lenkt. In diesem Sinn schreibt z. B. auch Carl Ludwig Schleich in seinem Buch „Von der Seele“: „Es gibt in uns Verständigeres als den Verstand, Bewußteres als Bewußtsein, Besseres als das Beste. Das geht z. B. deutlich aus der Tatsache hervor, daß wir von einer Erkrankung träumen können, deren Herannahen im Wachen noch nicht empfunden wurde.“

Derartige Zusammenhänge kannte man auch schon im Altertum. Doch war man darüber hinaus damals überzeugt, daß der Mensch im Schlaf auch die Heilmittel und Heilmethoden angeben könne, welche zur Behandlung einer Krankheit am besten dienlich seien. Auf dieser Erfahrung beruhte der Tempelschlaf, den Ägypter, Griechen, Römer und Inder anwandten. So schreibt E. Hellberg in dem Buche „Telepathie/Okkulte Kräfte“: „Die Chronik der Griechen erzählt, daß die Patienten während des Schlafs von dem Gotte Askulap Ratschläge und Eingebungen erhielten. Kräuter für Medikamente, Umschläge und dergleichen, ja die ganze Behandlungsweise wurde von den Schlafenden angegeben. Wenn die Heilkundigen im Zweifel darüber waren, welches von zwei Giften der Kranke als Medizin brauche, so gab der Patient das richtige an. Die Heilkunst der Zeit stand der unseren in vielem nach, aber mancherlei war nicht dümmere, als es heute ist.“

Es sind aus dem Altertum Beispiele überliefert, aus denen hervorgeht, daß auch ohne Tempelschlaf in manchen Fällen geeignete Heilmittel geträumt wurden. So berichtet z. B. Plutarch im „Perikles“: „Beim Bau der Propyläen stürzte ein Künstler so unglücklich, daß er von den Ärzten aufgegeben wurde. Das bereitete Perikles großen Kummer. Im Traum erschien ihm Athena und verordnete für den Kranken ein Kraut als Heilmittel. Dieses machte den Künstler schnell wieder gesund. Aus Dankbarkeit ließ Perikles daher der ‚Athena Hygieia‘ eine eiserne Bildsäule auf der Burg errichten.“

Ein ähnlicher, aus der Zeit Alexanders des Großen, stammender Fall findet sich in Ciceros Schrift über das Weissagen. Dort heißt es: „Alexanders Freund Ptolemäus wurde in einer Schlacht von einem vergifteten Pfeil getroffen und kam unter den heftigsten Wundschmerzen dem Tode nahe. Alexander saß an seinem Krankenlager. Da wurde er vom Schlaf überwältigt und hatte ein Traumgesicht. Er sah, wie ein Fisch, den seine Mutter Olympias fütterte, eine Wurzel im Maul trug. Der Fisch gab an, an welchem unfernen Platze diese Wurzel zu finden sei. Die große Heilkraft der Wurzel werde den Ptolemäus bald wieder gesund machen. – Als Alexander erwachte, erzählte er seinen Traum. Sofort schickte er Leute aus und ließ die Wurzel suchen, welche auch gefunden wurde. Ptolemäus aß von der Wurzel, und das gleiche taten viele Soldaten, welche von vergifteten Pfeilen getroffen waren. Alle wurden völlig wiederhergestellt.“

Offenbar war die Kenntnis von den Fähigkeiten des Unterbewußtseins im Altertum weitverbreitet. Von dem berühmten Arzt Claudius Galenus schreibt der Medizinhistoriker Paul Diepgen in seinem Buche über „Traum und Traumdeutung“, daß er sich vielfach nach Träumen gerichtet habe. „So wurde er bewogen“, heißt es unter anderem, „auf Grund eines Traums bei einem Milzkranken einen bestimmten Aderlaß auszuführen, eine Kur, die von gutem Erfolg begleitet war. – In einem anderen Fall schlug er auf Grund der Weisung zweier deutlicher Träume eine Arterie zwischen dem Zeigefinger und dem Mittelfinger der rechten Hand und ließ das Blut so lange fließen, bis es zu fließen aufhörte.“

Das Wissen um solche Zusammenhänge ist offenbar nie ganz verlorengegangen. In seiner „Sammlung der merkwürdigsten Träume“ überliefert Christian August Vulpius: „Der Reformator Philipp Melancthon berichtet, er sei einst schwer an einem Flusse der Augen

erkrankt und habe gegen sein Leiden viele Arzneien ohne Erfolg gebraucht; nichts habe anschlagen wollen. Da habe ihm geträumt, er konsultiere den D. Philo, und dieser gebe ihm den Rat, Euphrasia (Augentrost) zu gebrauchen. Das habe er getan, und nach zwei Tagen sei er ganz gesund geworden.“

In seinem oben genannten Buche behauptet Hellberg, es gebe aus neuerer Zeit eine ganze Anzahl Beispiele von geträumten Heilmitteln. „Ein bekannter Londoner Arzt“, heißt es dort, „versetzte einen Universitätsprofessor Franklin in hypnotischen Schlaf, und dieser erklärte sofort, daß seine Krankheit, die niemand zu erklären vermochte, ihren Sitz in der Milz habe und daß eine gewisse Medizin in so und so starker Dosis gegeben werden müsse. Der Arzt behandelte ihn nach diesen Anweisungen, und der Patient genes.“

Weiter berichtet dieser Autor, er habe selbst im Sprechzimmer eines Arztes in New York einen modernen „Tempelschlaf“ beobachtet. „Die amerikanische Dame, die ich schlafen sah“, schreibt er, „war seit einigen Monaten im Sanatorium ihres Arztes behandelt worden, ohne daß jedoch eine Besserung eingetreten war. Der Arzt glaubte, sie habe ein Gewächs im Magen, das nur durch eine Operation beseitigt werden könne. Sie wußte das nicht, riet ihm aber im Schlafe davon ab und sagte deutlich, daß sie mit gewissen Medikamenten, einer bestimmten Diät, mit Bädern und darauffolgender Massage behandelt werden müsse – was der Arzt nicht zu verordnen gewagt hatte – und daß die Krankheit bei dieser Kur in sechs Wochen geheilt sein werde. Die Kur war in der Tat erfolgreich.“

Ebenso ging es einer anderen Patientin“, fährt Hellberg fort, „die an heftigen Unterleibsblutungen litt und monatlich zwei Wochen unter starken Schmerzen im Bett zubrachte. Es war ein junges Mädchen, und der Arzt hielt eine Auskratzung für notwendig. Er vermutete überdies eine Gebärmutterknickung. Das Mädchen lehnte im Schlaf die Operation ab, verordnete eine Kaltwasserkur und gewisse gymnastische Beinbewegungen. Der Arzt sah zu seinem Erstaunen, daß diese einfachen Mittel halfen.“

Solche Berichte sind durchaus ungewöhnlich, und wir können ihnen aus Europa keine gleichartigen an die Seite stellen. Beruhen sie auf wahren Vorgängen – und es besteht kein Grund, das von vornherein zu bezweifeln – so ergeben sich ungeahnte Perspektiven für die ärztliche Heilkunst. Könnte der behandelnde Arzt vom schlafenden und träumenden Patienten selbst immer erfahren, mit

welchen Mitteln und Methoden er am besten zu kurieren ist, so ließen sich manche Umwege und Irrwege, die bei der heutigen medizinischen und Krankenhausbehandlung nicht ausgeschlossen werden können, vermeiden. Vorläufig fehlt es freilich noch an einer gesicherten Erfahrung auf diesem Gebiet. Die Wiedererweckung verschollenen Wissens um die Aussagekraft des schlafenden und träumenden Menschen könnte aber vielleicht zu einer Renaissance des antiken Tempelschlafs in neuer Form führen.

Von einem eigentümlichen Fall aus unserer Zeit muß hier noch ausführlicher berichtet werden. Es handelt sich um einen besonders begabten Träumer, der vielen seiner Mitmenschen helfen konnte. Hierbei liegen genauere Unterlagen vor.

Der Heilträumer Edgar Cayce

Liest man die Lebensgeschichte von Edgar Cayce und erfährt man von der seltsamen Art, in der er jahrzehntelang als Schlafdiagnostiker wirkte, so kann man im Zweifel sein, ob in ihm atavistisch nochmals eine Gabe zum Durchbruch kam, wie sie vielleicht die frühgeschichtliche Menschheit besaß, oder ob er als Vorläufer einer höher begabten Zukunftsmenschheit gelten darf, bei der ein „sechster Sinn“ – oder wie immer man es nennen will – vielleicht nichts besonders Auffälliges mehr sein wird.

Jedenfalls war Cayce kein Schwindler und Scharlatan. Seine einzigartige Gabe war echt, und er wandte sie Jahrzehnte hindurch zum Wohle seiner kranken Mitmenschen an. Eine Stiftung wirkt auch heute, da er das Zeitliche gesegnet hat, in seinem Geiste weiter. So scheint es berechtigt, hier ausführlicher von seinem Leben und Wirken zu berichten.

Dieser ungewöhnlich veranlagte Mensch stammte aus einem kleinen Landstädtchen im Staate Kentucky, wo er in den 1870er Jahren geboren wurde. In der Schule hielt man ihn nur für durchschnittlich begabt, denn er kam schlecht mit. Offenbar war er etwas träumerisch. Da wurde durch einen reinen Zufall seine besondere Gabe entdeckt:

Der kleine Cayce saß bei seinem Vater zu Haus und quälte sich mit Buchstabieren und Lesen ab. Da rief er auf einmal: „Laß mich schlafen, Vater, ich bin so müde!“ Der Vater erlaubte ihm, sich hinzulegen. Während seines Schlafs lag unbeabsichtigt das Lesebuch

unter Edgars Kopf. Als er wieder aufwachte, bemerkte der Vater mit großem Erstaunen, daß das Kind nun auf einmal jedes Wort der Lektion beherrschte. Ja, noch mehr: Edgar konnte jetzt jedes Wort sofort buchstabieren und verstehen; es machte den Eindruck, als sei das ganze Buch in seinem Kopfe wie auf einer photographischen Platte abgebildet.

Diese phänomenale Fähigkeit, die sich hier erstmals gezeigt hatte, ging nicht wieder verloren. Wenn das Buch unter seinem Kopf lag, konnte Cayce im Schlaf auswendig lernen. Das wurde ihm zu einer großen Hilfe für alle Unterrichtsfächer. So lernte er z. B. auch einmal eine politische Ansprache, die er in der Schule halten sollte, auf diese einfache Art und Weise auswendig.

War auch das schon wunderbar genug, so war es doch erst der Anfang einer weiteren Entwicklung. Ein paar Jahre später ereignete sich etwas anderes: ein Baseball traf Edgar so unglücklich am Kopf, daß er das Bewußtsein verlor. Er konnte nur noch schnell angeben, man solle ihm einen Breiumschlag um den Kopf machen; dann fiel er in Ohnmacht. Der Breiumschlag wurde gemacht und half. Am nächsten Morgen war Cayce wieder bei vollem Bewußtsein, konnte sich aber nicht mehr darauf besinnen, daß er um jenen Umschlag gebeten hatte.

Niemand hat es gern, wenn die Nachbarn denken, einer in der Familie sei überspannt oder verrückt. Daher verschwiegen Edgars Eltern ängstlich die seltsamen Dinge, die sich mit ihrem Sohn zutragen, und kein Mensch außerhalb des Hauses erfuhr davon. Der Junge selbst machte sich darüber weiter keine Gedanken.

Zehn Jahre später arbeitete Cayce in einem Photographengeschäft. Damals litt er eine Zeitlang an Kopfschmerzen, befürchtete deswegen aber nichts Schlimmes. Doch auf einmal verlor er völlig die Sprache. Ein ortsansässiger Hypnotiseur wurde zugezogen. Dieser versetzte ihn in Trance und brachte ihn in diesem Zustand zum Sprechen. Nach seinem Erwachen war Edgar aber wieder stumm. Nun wandte sich der Hypnotiseur an einen New Yorker Psychologen, der daraufhin persönlich zur Untersuchung des Falles kam.

Der Psychologe erfuhr alsbald von Edgars Fähigkeit, im Schlaf auswendig zu lernen. „Wie wäre es, wenn Sie sich in Schlaf versetzten?“ schlug er vor. „Wir könnten dann festzustellen versuchen, wo es fehlt.“ Edgar Cayce war einverstanden und fiel in Schlaf. Nun sagte der Psychologe zu ihm: „Sie können jetzt Ihren Körper

sehen – wo fehlt es?“ Der schlafende Cayce antwortete: „Ich sehe meinen Körper. Im Normalzustande bin ich nicht imstande zu sprechen, denn die unteren Muskeln meiner Stimmbänder sind infolge einer Nervenüberanstrengung teilweise gelähmt. Es ist ein psychischer Zustand mit physischer Wirkung. Wenn die Zirkulation an den betroffenen Stellen durch Suggestion verstärkt wird, kann die Lähmung behoben werden, während ich bewußtlos bin.“ Diesem Rat folgend, suggerierte der Psychologe einen besseren Blutstrom nach dem Hals; als Cayce aus seiner Trance erwachte, hatte er seine Sprache wiedergefunden.

Diese Angabe des Heilungswegs im Schlaf war geradezu wunderbar. Cayce versuchte jedoch die Sache geheimzuhalten. Er hatte weder damals noch später das Bedürfnis, aus seiner Fähigkeit Kapital zu schlagen. Gleichwohl sprach es sich herum, daß er im Traum Medikamente verordnen könne. Die Ärzte am Ort wandten sich wiederholt an ihn. Als er heiratete und in eine andere Stadt zog, suchten sie ihn auch dort auf, um sich bei ungeklärten Fällen seinen Rat zu holen.

Eines Tags wurde Edgar Cayce aus einem weit entfernten Ort im Staate Ohio telefonisch angerufen. Das Ferngespräch kam von einem Manne namens Dietrich, den der Heilräumer als Kind gekannt hatte. Herr Dietrich hatte eine kleine Tochter, und diese wurde öfters von Krämpfen befallen. Fünf Ärzte hatten sie im Lauf der Jahre behandelt, aber es ging ihr nur schlimmer. Zufällig hatte Herr Dietrich von der diagnostischen Begabung seines Jugendfreundes gehört; daher wandte er sich jetzt in seiner Verzweiflung an ihn.

Edgar Cayce erklärte sich zu einem Versuch bereit. Er versetzte sich in Schlaf und gab in diesem Zustand an, was mit dem Kind geschehen solle. Die verordneten Anwendungen hatten Erfolg. Ein Vierteljahr später stellte Herr Dietrich eine schriftliche Bestätigung aus: Der Zustand seiner Tochter war von der ersten Behandlung an besser geworden, und zur Zeit der Ausstellung des Zeugnisses war sie vollständig gesund.

Diese Heilungsgeschichte wurde auch an der Harvard-Universität bekannt. Dort wirkte damals Professor Hugo Münsterberg, der sich dazu berufen fühlte, spiritistische Schwindler zu entlarven. Er machte eigens die weite Reise nach dem Süden, um Cayce persönlich zu prüfen und „diesen albernem Erzählungen“ ein Ende zu machen. Von vornherein bezeichnete er Cayce als einen Schwindler

und Betrüger und versprach, ihn zu entlarven. Cayce erwiderte: Wenn er ein Betrüger und Scharlatan sei, so müsse er dies selbst am besten wissen.

Drei Tage lang prüfte der Harvard-Gelehrte den Schlafdiagnostiker, dann gab er widerwillig zu, daß Cayce kein Schwindler sei. Aber eine zufriedenstellende Erklärung für Cayces Gaben fand Professor Münsterberg auch nicht. Er versuchte jedoch, sich mit schönen Redensarten aus der Situation herauszuwinden. Um nichts klüger kehrte er zu seinem Vorlesungsraum an der Universität zurück. Nach ihm kamen auch andere, um Cayce zu untersuchen und zu entlarven; aber auch sie hatten keinen besseren Erfolg.

Während des Besuchs von Münsterberg ereignete sich in der Familie von Cayce ein schwerer Krankheitsfall. Seine Frau war damals an Tuberkulose erkrankt, und die Ärzte hatten sie als hoffnungslosen Fall aufgegeben. Als letztes unternahm es Cayce, im Schlafzustand, in dem er schon so oft anderen hatte helfen können, für seine Frau eine Diagnose zu stellen.

„Wenn irgend etwas an dem lausigen Geschäft, das du betreibst, daran ist“, sagte der behandelnde Arzt zu ihm, „so kannst du jetzt dein Können versuchen.“

Cayce hatte immer befürchtet, er könne bei seinen Schlafdiagnosen einmal gerade das Verkehrte verschreiben. Und nun sollte er seine eigene Frau in diese Gefahr bringen. Wenn er sich verhängnisvoll irrte, so könnte er es sich niemals verzeihen. Aber der Spezialist erklärte, die Kranke habe so oder so nicht länger als nur noch ein paar Wochen zu leben. So entschloß sich der bekümmerte Ehemann zu dem Versuch.

Wie stets in einem solchen Fall saß jemand neben der Couch, während Cayce schlief, und stenographierte alles mit, was von seinen Lippen kam; denn wenn er erwachte, erinnerte er sich an kein Wort mehr. Bei dieser Gelegenheit saßen die Ärzte, einschließlich des Spezialisten, auch dabei und hörten zu. Als Cayce erwachte, erklärte die Autorität, zwar habe sie jetzt eine glänzende Vorlesung über Tuberkulose gehört, doch sei die verschriebene Behandlung „reiner Wahnsinn“. So konnte es allerdings klingen; denn zu den Vorschriften gehörte das Schlucken von Heroin und das Inhalieren von Brandydämpfen. Immerhin wurde die Behandlung trotz großen Widerstrebens versucht – und einige Monate später war Frau Cayce wieder im Besitz ihrer vollen Gesundheit.

Der Erfolg, den Cayce in diesem Fall bei seiner Frau und später

dann auch bei anderen Familienmitgliedern hatte, brachte ihn dazu, sein Photographengeschäft aufzugeben und seine einzigartige Gabe fortan dem Wohle seiner Mitmenschen zu widmen. Er eröffnete eine regelmäßige Praxis mit zwei Sitzungen täglich.

Natürlich gab es Leute, welche glaubten, seine Gabe sei Goldes wert, und die daher versuchten, sie zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen. Ein Baumwollfabrikant besaß z. B. die Unverfrorenheit Cayce hundert Dollar pro Tag anzubieten, wenn er ihm zwei Wochen lang täglich Angaben über den Baumwollmarkt mache.

Nach und nach baute Edgar Cayce seine Sitzungen aus und setzte seine ratgeberischen Fähigkeiten zur Klärung der individuellen seelischen und leiblichen Probleme seiner Klienten ein. Er verlangte jedoch nichts für diese Dienste, sondern nahm zuerst nur freiwillige Spenden an. Im Jahre 1928 wurde die „Association of National Investigators“ gegründet, die die Patenschaft für die Tätigkeit von Cayce übernahm. An ihre Stelle trat Mitte 1931 die „Association for Research and Enlightenment“. Von da an mußte man Mitglied sein, um an den Sitzungen teilnehmen zu dürfen.

In seinen im Schlafzustand gegebenen Diktaten sprach Cayce manchmal italienisch, spanisch oder deutsch, einmal sogar hebräisch, lauter Sprachen, die er im Wachzustand nicht beherrschte. Das eignete sich, wenn der, dem er seine Verordnung gab, der betreffenden Nationalität angehörte.

Die medial zu nennende Betätigung von Cayce war vielfältig und beschränkte sich nicht nur auf das Heilen. Er besaß telepathische und Hellseh-Kräfte und war auch Wünschelrutengänger. Bei einer bestimmten Gelegenheit klärte er in einer einzigen Sitzung einen Mordfall für die „Berittene Kanadische Polizei“ auf.

Einmal war Cayce selbst gefährlich an Lungenentzündung erkrankt. An jenem Tage war in den Staten Island hoher Schnee gefallen, so daß kein Auto kommen konnte, um ihn ins Krankenhaus zu fahren. Darum versetzte er sich selbst in Schlaf, um sich zu heilen. Sein Sohn saß ihm zur Seite. Dieser beschrieb später dem Autor Stevens den Vorgang. Ein alles durchnässender Schweiß floß von seines Vaters Körper, durchtränkte die Matratze und rann in Rinnsalen auf den Fußboden. Als Cayce erwachte, war die Lungenentzündung völlig verschwunden. Das wurde auch durch den Arzt, als er schließlich ankam, bestätigt.

Die Art des Schlafzustands von Edgar Cayce ist nicht ohne weiteres zu erklären. Auf jeden Fall handelte es sich um ein besonders

merkwürdiges Schlaf- oder Traum-Phänomen. Er selbst sprach einfach von „Schlaf“ und gab an, daß er gewöhnlich mit einem Lichtblitz beginne. Das war für ihn das Anfangssignal. blieb dieser Lichtblitz aus, so wußte er, diesmal werde nichts erfolgen. Die Dauer seines Schlafzustands betrug übrigens meist eine halbe bis anderthalb Stunden.

Offenbar war Cayce ein okkultes Medium mit bestimmten persönlichen Erfahrungen. Auf die Frage, wie er auswärtige Patienten erreiche, gab er an, er verlasse im Schlaf einfach seinen Körper und begeben sich zu der betreffenden Person. Das klingt wie eine andere Offenbarung dessen, was man sonst „astrale Projektion“ nennt. Aber wer kann im Grunde sagen, was vor sich ging, während Edgar Cayce ohne Bewußtsein auf seiner Couch lag und Diagnosen und Heilmittel diktierte, ohne daß er sich nach dem Erwachen noch an irgendein Wort erinnern konnte!

Viele Gesundheitsstörungen und Leiden, derentwegen man ihn aufsuchte, schrieb Cayce früheren Inkarnationen zu, über die er für jeden Menschen genaue Einzelangaben machte. Natürlich zog ihm die Tatsache, daß er diese alte östliche Lehre mit seinem seltsamen Verfahren der Diagnose und der Arzneimittel-Verschreibung verband, Spott und Feindschaft seitens der Ärzte zu. Ein Arzt aus einer Stadt des Mittelwestens, der es wagte, die Behandlung von Cayce an einem seiner Patienten auszuprobieren und der erstaunlichen Erfolg damit hatte, gab auf einer Mediziner-tagung über diesen Fall einen Bericht. Daraufhin wurde dieser Arzt nicht nur ausgesetzt, sondern es wurde ihm auch ein Praktizierverbot angedroht.

Thomas Sugrue schrieb vor noch nicht langer Zeit ein Buch über das Leben und Wirken von Edgar Cayce unter dem Titel „There is a River“. Sugrue war als Mitschüler und Zimmergenosse in Washington und im Lee College mit dem Sohne Hugh Lynn von Edgar Cayce viel zusammen und lernte den Vater ebensogut kennen wie den Sohn. In seinem Buch erzählt er u. a., wie er einmal gefährlich erkrankt war und durch die Behandlung von Cayce vor dem Tode gerettet wurde. Am Schluß seines Buchs bringt Sugrue ein Kapitel, das er der Beschreibung von sechs gut bezeugten wohlgelungenen Kuren von Edgar Cayce widmet.

Über dreißigtausend Fälle hat Cayce seit seiner ersten Schlafdiagnose im Jahre 1910 bis zu seinem Tode im Januar 1945 behandelt! Sämtliche Niederschriften aus seinen Sitzungen – sowohl jener, bei denen der Patient anwesend war, als auch der Fälle, bei

denen ihm Anfragen durch die Post zuzingen – wurden nebst der zugehörigen Korrespondenz gesammelt und sind jetzt der Untersuchung und Überprüfung zugänglich. Es existiert heute eine „Edgar-Cayce-Stiftung“ mit dem Hauptquartier in Virginia Beach. Sie hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die umfangreichen Unterlagen zu ordnen, zu verzeichnen, zu vervielfältigen und womöglich in Form eines Mikro-Films als bleibendes urkundliches Zeugnis aufzunehmen.

Angesichts der unerhört ausgedehnten und erfolgreichen Praxis von Cayce, die er mit seinen Diagnosen und Behandlungsratschlägen ausübte, durfte seine seltsame Geschichte hier nicht fehlen, obwohl über die wirkliche Natur seiner „Träume“ keine Klarheit besteht. Auf alle Fälle darf Cayce als das hervorragendste moderne Beispiel von Schlafdiagnosen und Heilträumen gelten.

5. KAPITEL

TRAUME WARNEN

Unser Überblick über das geheimnisvolle Gebiet der Träume weitet sich nach und nach. Beispiele des vorigen Kapitels haben gezeigt, wie Träume in vielen Fällen Hilfe brachten: indem sie Verlorenes finden halfen, indem sie gewinnende Lotterienummern ansagten, indem sie lebensrettende Heilmittel und Behandlungsweisen kundtaten. Auch die moderne Psychologie weiß aus Erfahrung – was noch vor wenigen Jahrzehnten jeder Wissenschaftler abgelehnt hätte – daß es den Traum als Helfer gibt, daß man auch für andere träumen kann. So schreibt beispielsweise Ernst Aeppli in seinem Buch „Der Traum und seine Deutung“: „Wer sich Beraterisch mit den Schicksalen anderer Menschen beschäftigt, träumt hie und da für die, welche sich ihm anbefohlen, und ahnt oft im Traum den Weg der Lösung.“ Allerdings denkt Aeppli hier wohl in erster Linie an psychische Situationen, denn er schreibt als Seelenarzt. Aber grundsätzlich wird hier wie auch sonst in der neueren Fachliteratur die Möglichkeit bejaht, nicht nur für sich, sondern auch für Nebenmenschen hilfreich zu träumen.

In manchen Fällen kann der Traum jedoch auch eine warnende Funktion ausüben. Er vermag kommende drohende Situationen vor das innere Auge zu rücken, sei es, daß es sich um Gefahren für den Träumer selbst handelt oder um solche, die andere, insbesondere ihm nahestehende Personen bedrohen. Das Unterbewußtsein, das sich da im Schlaf und Traum äußert, weiß und sieht eben mehr als das wache Tagesbewußtsein. Und so können vielfach unangenehme Dinge und Gefahren vermieden werden.

Kurze Beispiele

Solche Warnträume waren der Menschheit seit jeher bekannt. Man erinnere sich z. B. an den Warntraum, den Caesars Gattin Calpurnia in der Nacht vor Caesars Ermordung hatte und den Plutarch berichtet. Caesar hatte beobachtet, daß seine Frau im Schlaf viele unverständliche Worte und Seufzer ausstieß. „Es träumte ihr nämlich, sie halte ihren ermordeten Gemahl in den Armen . . . Des Morgens früh aber beschwor sie Caesar, wenn es irgend möglich wäre, heute nicht auszugehen, sondern die Sitzung des Senats zu verschieben. Wollte er jedoch auf ihre Träume keine Rücksicht nehmen, so möge er durch andere Mittel der Wahrsagekunst und durch Opfer sich über die Zukunft Rats erholen. Dieses erregte denn auch, wie es schien, bei ihm Argwohn und Besorgnis, weil er bei Calpurnia noch nie den weiblichen Hang zum Aberglauben bemerkt hatte und sie doch so sehr erregt und geängstigt sah.“ Wie bekannt, wollte Caesar dann, zumal auch die Priester und Wahrsager ungünstige Vorzeichen fanden, tatsächlich die Senatsitzung absagen lassen, ließ sich aber, da er nicht abergläubisch erscheinen wollte, doch noch umstimmen. Er ging zur Versammlung und fiel dort den Dolchen seiner Mörder zum Opfer. Shakespeare hat den Traum in seinem „Julius Caesar“ gemäß der alten Überlieferung gestaltet. Die Iden des März aber, an welchen der Mord geschah, haben bis heute eine üble Bedeutung behalten.

Wie hier, trotz der Warnung durch einen Traum, ein Schicksal sich erfüllt hat, so geschah es bis heute in größeren und kleineren Fällen, in denen die im Traum erhaltene Warnung nicht beachtet wurde. Zu allen Zeiten gab es aber Menschen, die Warnträume ernst nahmen und dadurch einem schlimmen Schicksal entgingen.

So erzählt z. B. Cicero in seiner Schrift „De divinatione“ von dem lyrischen Dichter Simonides das Folgende: „Simonides fand einst einen unbekanntem Mann tot auf dem Wege liegen und beerdigte ihn. Bald darauf wollte er eine Seereise antreten. Aber der Beerdigte erschien ihm im Traume und warnte ihn, seine Absicht auszuführen; denn wenn er zu Schiffe ginge, würde er im Schiffbruch umkommen. Simonides gab daher die Reise auf; die anderen aber, die fortsegelten, fanden den Tod.“

Traumberichte, in denen, wie hier, ein dankbarer Toter erscheint,

um vor einer Gefahr zu warnen, gibt es aus fast allen Zeiten; auch in den Märgen der Völker kommt derartige vor. Träume dieser Art geben immer wieder dem Glauben an das Hereinwirken einer jenseitigen Welt in das diesseitige Erdenleben Nahrung; doch es ist hier nicht der Ort, dieses Problem zu behandeln.

Als modernes Parallelbeispiel zum Traum des Simonides sei hier nur ein Fall aus unseren Tagen angegeben, der vom Kosakenhetman J. Poltawetz von Ostranitza stammt und im Jahrgang 1951 der Zeitschrift „Neue Wissenschaft“ veröffentlicht wurde. Der knappe, sachliche Stil des aus einem alten Offiziersgeschlecht stammenden Kosakenobersten gibt seiner Schilderung den Charakter völliger Wahrheitstreue.

Wie der Weißrusse erzählt, fand er an der türkischen Front in Kurdistan 1915 in einem Quartier die Leiche eines Erhängten und ließ ihr ein ehrliches Begräbnis zuteil werden. „In derselben Nacht träumte ich in diesem Haus von dem Erhängten. Er erschien mir ganz deutlich und sagte mir kurz, ich würde am nächsten Tag den Befehl erhalten, mit einer Patrouille eine bestimmte Richtung einzuschlagen; diese Richtung jedoch sollte ich meiden und eine andere einschlagen, da ich sonst Gefahr lief, auf größere Truppenmassen zu stoßen und mich in ein gefährliches und ungünstiges Gefecht zu verwickeln.“ Durch den Traum gewarnt, erreichte der Kosakenoffizier am Morgen bei der Befehlsausgabe, daß er für diesen Tag ein anderes Kommando bekam. Ein Kamerad jedoch, der statt seiner beordert wurde, in der von dem Toten als gefährlich bezeichneten Gegend zu rekognoszieren, kam, nachdem er mehrere seiner Leute verloren hatte, selbst schwer verwundet zurück. Poltawetz von Ostranitza dagegen blieb samt seiner Mannschaft von allen Gefahren verschont. Er hatte also gut daran getan, der Traumwarnung zu folgen. Die Verwandtschaft mit dem Traum des Simonides ist nicht zu übersehen.

Begreiflicherweise gelten die meisten Warnträume wie in diesen beiden Fällen dem Träumer selbst, einer Bedrohung seines eigenen Lebens. Doch kann ein Traum auch der Abwendung einer Gefahr von anderen gelten. Z. B. berichtet Dr. V. Macario: „Donnerstag, den 7. November 1870, ersuchte die Frau eines Bergarbeiters des Kohlenbergwerks in Belfast ihren Mann, er möchte doch ja genau den Strick des Fahrkorbs untersuchen. ‚Ich habe nämlich geträumt‘, sagte sie, ‚daß ihn jemand diese Nacht durchgeschnitten hat‘. Der Bergmann erzählte, ohne dem Traum viel Beachtung beizulegen,

seinen Kameraden die Worte seiner Frau. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie beim Aufwickeln sahen, daß das Seil an mehreren Stellen angeschnitten war. Nach dem „Newcastle Journal“ verdanken die Arbeiter ihre Rettung nur diesem Traum.“

Einen hierhergehörigen Fall aus unseren Tagen hält Wilhelm Horkel in seinem Büchlein „Botschaft von drüben“ fest: „Als 1943 durch die Einberufungen der Lehrer kleinere Landschulen mehr und mehr zusammengezogen wurden, mußten die vierzehn Schüler des unterfränkischen Bergdörfchens V. zur täglichen Unterrichtszeit auf einem Lastwagenanhänger ins Dorf St. hinunterfahren. Die Fahrstraße ist steil und gefährlich gewunden. Da träumt meine Konfirmandin M. T., der Lastwagen, den die Schüler täglich benutzten, läge mit Achsenbruch an einer Windung der Straße im Graben. An jenem Morgen erzählte das Mädchen ihren bösen Traum den Kameradinnen, die auf der Landstraße auf das Auto warteten.

Daraufhin hat niemand den Mut, das Auto zu besteigen; diesmal gehen sie alle zu Fuß den fast zweistündigen Weg zu Tal – und finden unterwegs tatsächlich den Lastwagen auseinandergebrochen im Straßengraben liegen. Er war, gegen den Willen des Fahrers, zu schwer mit Säcken beladen worden. — Alle Schüler blieben gerettet.“

Man ersieht aus diesen wenigen Träumen bereits, daß es sich um echte Traumwarnungen handelt: Nicht etwas Unvermeidbares wird schreckhaft vor das innere Auge des Träumenden gerückt, sondern es handelt sich um eine Warnung, etwas zu tun oder zu unterlassen. Geschieht das, dann kann das im Traum Geschaute abgewendet werden. Weder sind diese Träume Schäume, noch nehmen sie dem Menschen, dem sie zuteil werden, eine Entscheidungsmöglichkeit im Spielraum seines Willens. Es gibt allerdings, wie wir noch sehen werden, Fälle, bei denen es sich eher um ein Verhängnis zu handeln scheint, dessen Hauptlinien festliegen, so daß dem gewarnten Menschen nur noch wenig selbst zu tun möglich ist.

Ein bedeutsamer Punkt tritt bei den berichteten Warnträumen bereits auffällig hervor: für die träumende Seele sind die Schranken von Raum und Zeit offensichtlich aufgehoben. Das Unterbewußtsein sieht in die Ferne und gewahrt z. B., wie ein Förderseil von Verbrecherhand angeschnitten wird, oder es sieht in die Zukunft des nächsten Tages und erkennt einen bedrohlichen Auto-Unfall. Dank der festen Überzeugung der Träumenden, der Traum sage

die Wahrheit und sei daher zu beachten, werden im einen wie im anderen Fall Menschenleben vor Schaden, ja vor dem Tode bewahrt. Diese Warnträume tragen also zugleich auch telepathischen oder prophetischen Charakter.

Überwiegen auch die Warnträume, welche Gefahren von Leib und Leben abwenden wollen, so gibt es doch gelegentlich auch solche anderen Charakters. Hierzu gehört z. B. ein von Isolde Kurz in ihrem Büchlein „Traumland“ erzählter Traum, der vor einer Fehlentscheidung warnte. Er lautet: „Meine Bekannte hatte sich, alleinstehend, durch das Gefühl der Vereinsamung bewegen lassen, einem Herrn, für den sie nicht tiefer empfand, ihr Jawort zu geben. In der Nacht träumte ihr, sie liege in einem hohen erleuchteten Kuppelsaal im offenen Sarge, ganz von Binden wie eine Mumie umwickelt, und sie besann sich allmählich, daß es der Verlobte gewesen, der sie so umschnürt und in den Sarg gelegt hatte. Dieser stand, Wache haltend, zu ihrer Rechten im Saale. Da ertönten von der Linken her himmlische Klänge wie Sphärenmusik. An ihrer Seite saß ihre längst verstorbene Mutter mit der Harfe, nach gewohnter Art tief in das Instrument versunken, und griff, durchglüht von Andacht, in die Saiten. Bei den wunderbaren Tönen lockerten sich die Binden, die sie unbeweglich gehalten hatten, und begannen sich mehr und mehr zu lösen. Endlich stand die Mutter auf, beugte sich über sie und nahm ihr den Rest der Binden vollends ab. Mutter und Tochter schlossen sich mit leidenschaftlicher Freude in die Arme, ohne daß die Träumerin diese Berührung spürte, und ein Gefühl unendlicher Befreiung war in ihr. — Von diesem Wink ergriffen, schrieb sie gleich des andern Tags an den Verlobten und löste die ungeliebte Fessel.“

Während die meisten Warnträume wörtlich zu verstehen sind, bedient sich dieser Traum einer symbolischen Einkleidung. Die Situation, in welche die Träumerin durch ihre Verlobung mit einem im Grund ungeliebten Mann gekommen ist, wird ihr durch ihre mumiengleiche Verschnürung und Einsargung deutlich gemacht. Als Gegenspielerin des wachhaltenden Verlobten erscheint die verstorbene Mutter, welche befreiende Harfenklänge ertönen läßt, so daß die hemmenden Binden fallen. Die Träumerin versteht den Sinn des symbolischen Traums, der vor einer liebeleeren Ehe warnt, und faßt nach dem Erwachen den rettenden Entschluß zur Entlobung.

Besonders zu beachten ist, daß in diesem Traum auch das Gehör

miteinbezogen wird: das wunderbare Harfenspiel der Mutter hat eine entscheidende Bedeutung. Im übrigen läßt es sich nicht übersehen, daß in mehreren der hier berichteten Träume Warnungen – z. B. von den erscheinenden Toten – ausgesprochen wurden. Es handelt sich hier also, sind auch die warnenden Worte selbst nicht angegeben, insoweit gleichfalls um gehörte, nicht nur um gesehene Träume.

Ausführliche Fälle

In unserer Zeit sind die verschiedenen neueren Transportmittel – Eisenbahn, Auto, Flugzeug – zu besonderen Gefahrenträgern geworden. Und selbstverständlich fehlt es nicht an Träumen, in denen die drohenden Auswirkungen der modernen Technik sich spiegeln. Wenn Auto- und Flugzeugträume seltener zu sein scheinen als etwa Schiffsträume, so liegt das vielleicht daran, daß Träume solcher Art bisher noch nicht so häufig aufgezeichnet worden sind. Jedenfalls werden wir dem Schiff in den folgenden Träumen mehrfach begegnen.

Der Traum des Khediven

Der bekannte Ägyptologe Heinrich Brugsch erzählt in seinem Buch „Mein Leben und mein Wandern“ einen Vorfall aus dem Jahre 1876. Damals sollte er im Auftrag Ägyptens auf der Weltausstellung in Philadelphia eine ägyptische Abteilung einrichten und war im Begriff, sich von Deutschland aus dorthin zu begeben. „Ich reiste nach Göttingen“, schreibt er, „um von meiner Familie Abschied zu nehmen und dann ohne Aufschub die Weiterreise auf einem Bremer Dampfer anzutreten. Im Begriff, in Göttingen zum Bahnhof zu gehen, um den Frühzug nach Bremen zu benutzen, erhielt ich ein Telegramm: ‚Der Khedive ersucht Sie, augenblicklich nach Kairo zurückzukehren.‘

Mit dem nächsten Eilzug schlug ich die Richtung nach Triest ein, um mich mit dem fälligen Lloyd-Dampfer nach Ägypten zurückzugeben. Ich hatte seit meiner Abreise keine Zeitung gelesen und war daher nicht wenig überrascht, als mir der Kapitän erzählte,

daß auf dem letzten Bremer Dampfer, demselben, den ich hatte benutzen wollen, eine von einem Amerikaner namens Thomas konstruierte Höllenmaschine vorzeitig explodiert sei und mehrere Reisende und sonstige Personen getötet und verwundet habe. Ich dankte Gott im stillen, einer möglichen Gefahr für Leib und Leben durch meine Rückberufung entgangen zu sein und stellte mich bei meiner Ankunft in Kairo sofort dem Vizekönig vor.

In der Annahme, von ihm nachträglich besondere Aufträge für Philadelphia entgegennehmen zu sollen, die er mir nur mündlich mitteilen zu können geglaubt haben mochte, war ich nicht wenig erstaunt, von ihm zu hören, er sei hoch erfreut, mich heil und gesund wiederzusehen, habe mir aber durchaus nichts Besonderes zu sagen. Er habe sich nur bewogen gefühlt, mich durch den Draht zurückzurufen, da in der Nacht ein Traumbild ihm solches angeraten habe, widrigenfalls mir ein großes Unglück bevorstände.

Mit dem nächsten Dampfer trat ich die Rückreise nach Europa an, erreichte von neuem Göttingen, zog aber dann vor, diesmal nicht über Bremen, sondern über Liverpool mit der Cunard-Linie nach Amerika zu fahren.“

Der Traum des Khediven – es war der Vizekönig Ismail Pascha – wird von Brugsch nicht im einzelnen geschildert. Es ist aber eindrucksvoll zu sehen, wie dieser hohe orientalische Würdenträger vom Wahrheitsgehalt seines warnenden Traums so durchdrungen ist, daß er dem von ihm hochgeschätzten deutschen Gelehrten sofort ein Telegramm schicken läßt. Und dadurch, daß der von dem Traum nichts ahnende Brugsch nun nicht von Bremen, sondern von Triest aus das Schiff benutzt, entgeht er in der Tat der vom Khediven im Traum geschauten Gefahr für Leib und Leben.

Mark Twains Traum

Der auch in Deutschland gut bekannte amerikanische Humorist Mark Twain hieß mit seinem eigentlichen Namen Samuel Langhorne Clemens und wurde familiär Sam genannt. Als Dreiundzwanzigjähriger war er noch nicht schriftstellerisch tätig, sondern fuhr als Flußlotse auf dem Mississippi. Seinem Biographen A. B. Paine erzählte er aus der damaligen Zeit die folgende Geschichte, die einen seinen Bruder betreffenden Wartraum enthält.

Es war im Jahre 1858. Samuel Clemens arbeitete als Junglotse

auf dem Flußdampfer „Pennsylvania“, einem neuen Schiff, das als das schönste Passagierboot auf dem Fluß galt. Mark Twains damals etwa zwanzigjähriger Bruder Henry, ein sehr hübscher und liebenswerter junger Mann, arbeitete als dritter Gehilfe auf dem gleichen Boot wie sein Bruder. Sam hing sehr an diesem jüngeren Bruder und hatte ihm auch seine Stellung besorgt.

In St. Louis, im Hause seiner Schwester, hatte nun Sam einmal folgenden Traum, den er als Warnung auffaßte: Er befand sich im Wohnzimmer seiner Schwester. Auf zwei Stühlen stand ein Metallsarg. Als er einen Blick hineinwarf, sah er den Leichnam seines Bruders Henry. Auf seiner Brust lag ein Strauß weißer Blumen, in deren Mitte sich eine rote Blume befand. – Mehr enthielt der Traum nicht, doch war er so eindrucksvoll, daß Sam nach dem Erwachen am frühen Morgen glaubte, das, was er gesehen hatte, sei wahr und wirklich.

Als er sich ankleidete, hatte Mark Twain zunächst die Absicht, ins Wohnzimmer hinunterzugehen und noch einmal das Antlitz seines toten Bruders anzuschauen. Dann änderte er jedoch sein Vorhaben und ging stattdessen spazieren, um über alles nachzudenken. Erst als er die Mitte des Häuserviertels erreicht hatte, wurde ihm plötzlich klar: das, was er gesehen hatte, konnte ja gar nicht Wirklichkeit, sondern nur ein Traum gewesen sein. So machte er kehrt, rannte zum Haus seiner Schwester zurück und stürzte ins Wohnzimmer. Zu seiner unendlichen Erleichterung und Freude befand sich da überhaupt kein Sarg. Nun erzählte er seiner Schwester Pamela von dem Traum und versuchte ihn dann zu vergessen.

Seit längerer Zeit hatten Sam und sein Bruder auf dem Dampfer ständig Beschimpfungen des Oberlotsen Brown ertragen müssen. Doch eines Tags nannte Brown Henry einen Lügner und schlug ihm ins Gesicht. Sam eilte herbei, um seinem Bruder zu helfen, und es entspann sich ein offener Kampf. Brown schwor, falls Sam Clemens an Bord bliebe, werde er das Boot verlassen, sobald sie auf der Rückfahrt New Orleans erreichten.

Der Kapitän war froh, Brown loszuwerden; er mußte indes feststellen, daß er für die Arbeit Browns in New Orleans keinen anderen Flußpiloten finden konnte. Er bot Sam an, die Tagwache zu übernehmen. Da dieser jedoch erst eine nur etwa einjährige Erfahrung als Pilot hatte, fühlte er sich der Verantwortung nicht gewachsen. Statt dessen machte er den Vorschlag, der Kapitän solle Brown behalten, bis das Boot wieder in St. Louis sei, und dort dann

einen anderen Piloten anheuern. Sam erklärte, er werde mit dem nächsten Boot folgen und in St. Louis wieder auf die „Pennsylvania“ kommen. In diesem Sinne wurde man einig. Henry fuhr als Gehilfe auf dem gleichen Dampfer weiter, während sein Bruder zwei Tage später auf einem anderen Boot, der „Lacey“, folgte.

In der Nacht, bevor die „Pennsylvania“ ihre Fahrt flußaufwärts antrat, gab Sam seinem Bruder Ratschläge, was er im Falle eines Schiffsunfalls, wie er in jenen Tagen auf dem Mississippi häufig vorkam, zu tun habe.

Als Mark Twain diesen Teil der Geschichte seinem Biographen erzählte, gab er nicht an, ob er dabei noch den seinen Bruder betreffenden Warntraum vor Augen hatte. Doch war der Rat, den er Henry gab, nichts Besonderes und bei den damaligen Verhältnissen auch ohne Warntraum natürlich.

Zwei Tage, nachdem Sam seinem Bruder ein Lebewohl zugewinkt hatte, ging er an Bord der „Lacey“. Auf dem Weg flußaufwärts berührte die „Lacey“ die Stadt Greenville. Dort rief ein Mann vom Kai ihnen zu: „Die ‚Pennsylvania‘ ist kurz hinter Memphis bei Ship Island in die Luft geflogen! Einhundertfünfzig Tote!“

Weiter flußaufwärts wurde ein Extrablatt an Bord gebracht, in dem Henrys Name unter denen angegeben war, die sich infolge von Verbrühungen in hoffnungslosem Zustand befanden. Und als die „Lacey“ schließlich an ihrem Anlegeplatz in Memphis festmachte, waren alle Einzelheiten des schrecklichen Unglücks bekannt.

An jenem verhängnisvollen Junitag lag die „Pennsylvania“ morgens um sechs Uhr auf dem Fluß und übernahm Holz von einem großen Flachboot. Da explodierten auf einmal vier von ihren acht Kesseln. Die Explosion riß den ganzen Vorderteil des Schiffes weg. Wieso dieses entsetzliche Unglück überhaupt geschehen konnte, blieb ungeklärt. Doch die Folgen waren furchtbar und die Zahl der Toten wuchs ständig. Viele der Passagiere und Mannschaften hatten sofort einen gnädigen Tod gefunden, doch viele andere waren so schrecklich verbrüht und verbrannt, daß der Tod sie erst nach Stunden oder sogar Tagen von ihren Leiden erlöste.

In dem improvisierten Lazarett in Memphis fand Sam seinen armen Bruder bewußtlos auf einer Matratze liegen. Ungefähr dreißig andere lagen sterbend um ihn herum. Zuerst bestand etwas Hoffnung, daß Henry durchkommen werde. Doch in der sechsten Nacht nach dem Unglück starb er. Sam, der die ganzen Tage nicht

geschlafen hatte, sank nach dem Tod seines Bruders in einen tiefen Erschöpfungsschlaf.

Als er aufwachte, machte er sich sofort auf die Suche nach dem Leichnam seines Bruders Henry. Er fand ihn in einem Raum, den man seit dem Unglück als Leichenhalle benutzt hatte. Hier erblickte er seinen Bruder genau so, wie er ihn im Traum gesehen hatte. Hier war der Metallsarg, der auf zwei Stühlen stand. Doch etwas fehlte. Auf seiner Brust lagen keine Blumen. Während Sam noch dort stand und auf Henrys Gesicht starrte, betrat eine ältere Dame den Raum, die einen großen Strauß von weißen Blumen trug, in deren Mitte eine rote Rose steckte. Sie ging zu dem Sarg und legte sie auf Henrys Brust. So wurde auch diese Einzelheit des Warntraums wahr.

Während im vorigen Fall die im Traum erhaltene Warnung einen Menschen vor Unheil zu bewahren vermochte, gelang das hier nicht. Wohl gab Mark Twain seinem gefährdeten Bruder Verhaltensmaßregeln für den Fall eines Unglücks auf dem Fluß. Doch an eine Explosionskatastrophe wie die, der sein Bruder nachher zum Opfer fiel, hatte er bei dem Erlebnis des Warntraums nicht denken können. Der Tod des jungen Mannes erscheint also bei diesem Traum als unausweichlich und schicksalhaft.

Warnträume um die «Titanic»

Das größte Schiffsunglück aller Zeiten ist, wie sich die meisten Leser erinnern, der Untergang des 47 000 BRT großen Dampfers „Titanic“ der „White Star Line“ gewesen, der bei seiner ersten Ausfahrt von Southampton nach Nordamerika im April 1912 mit einem Eisberg zusammenstieß und mehr als 1500 Menschen mit ins nasse Grab zog.

Im Zusammenhang mit dieser Katastrophe sind zwei Warnträume bekannt geworden. Der eine wird von E. Hellberg in dem Buche „Telepathie / Okkulte Kräfte“ folgendermaßen wiedergegeben:

„Bei den Verhören, welche die ‚White Star Line‘ mit den Geretteten der ‚Titanic‘ anstellte, ergab sich unter anderem das Folgende: Eine amerikanische Familie pflegte alljährlich England zu besuchen und fuhr also im Laufe einiger Monate zweimal über den Ozean. Mann und Frau waren seefest, und die Seereise war

für sie eine Erholung. Als die Karten für die ‚Titanic‘ bestellt waren, bemächtigte sich jedoch der Mrs. X. eine seltsame Unruhe, die desto mehr wuchs, je näher die Stunde der Abreise kam. Vergebens bat sie ihren Mann, ein anderes Schiff zu nehmen; er verachtete ihre Nervosität, und sie gingen an Bord.

Mrs. X. träumte nachts unruhig und erwachte plötzlich durch einen Stoß, der das Schiff erzittern machte und ein Hin- und Herlaufen, Rufen und Schreien an Bord zur Folge hatte. Noch schlaftrunken weckte sie erschrocken ihren Mann, der nichts gehört hatte. In seinem Pyjama eilte er auf Deck, wo er jedoch alles still fand. Das Schiff fuhr weiter, und das Wetter war gut. ‚Du träumst‘, sagte er zu seiner Frau. ‚Nimm ein Schlafpulver!‘

Sie aber bewahrte im Herzen eine bange Voraussicht von zu erwartendem Unheil, und als der nächste Abend kam, entkleidete sie weder sich noch die Kinder. Es war die Nacht, in der das Unglück geschah, und zwar genau, wie sie es in der vorhergehenden Nacht geträumt hatte: ein gewaltsamer Stoß gegen den Eisberg, Verwirrung an Bord, Sinken des Schiffs. Sie riß die Kinder an sich und stürzte hinauf, während ihr Mann noch nach seinen Kleidern suchte. Sie und die Kinder kamen in einem Rettungsboot unter und wurden von der ‚Carpathia‘ geborgen. Ihr Mann aber erreichte das Deck nicht mehr und wurde mit in die Tiefe gezogen.“

In diesem Falle waren dem Warntraum, der in der Nacht vor dem Unglück die Amerikanerin heimsuchte, noch dunkle Ahnungen vorhergegangen, die sie sich ebensowenig wie die Bedeutung ihres Traums von ihrem skeptischen Mann ausreden ließ. Es ist völlig unerklärlich, wie die Träumende eine Reihe von Vorgängen, die sich erst vierundzwanzig Stunden später ereigneten, vorwegträumen konnte. Jedenfalls zog sie aus ihrem mit Recht als Warnung aufgefaßten Erleben folgerichtige Schlüsse und traf für sich und ihre Kinder Schutzmaßnahmen. Daher wurde sie auch mit diesen gerettet, während ihr Mann mit dem Schiff unterging.

Der zweite Warntraum, der im Gegensatz zu dem eben berichteten sehr genau geprüft worden ist, stammt von Herrn J. Cannon Middleton. Der Ozeanriese sollte fahrplanmäßig am 10. April 1912 seine Jungfernfahrt antreten, wie es auch geschah. (Die Untergangskatastrophe erfolgte in der Nacht vom 14. zum 15. April.) Ungefähr am 23. März erwarb Herr Middleton seine Fahrkarte. Einige Tage später träumte er, er sehe einen riesigen Dampfer kieloben untergehen. Rundum war die Wasserfläche mit Köpfen von Passa-

gieren und Mannschaften, die mit den Wellen kämpften, wie besät.

In der nächsten Nacht kehrte der gleiche Traum wieder. Das beunruhigte Herrn Middleton sehr. Der Traum war schon an sich furchtbar und bedrückend; als er sich aber auch in der zweiten Nacht wiederholte, drängte sich Herrn Middleton das sichere Gefühl auf, der Traum könne nur eine Vorwarnung sein. Um seine Familie nicht zu beunruhigen, sprach er jedoch nicht darüber. War es denn nicht lächerlich, eines Traumes wegen eine Überfahrt rückgängig zu machen!

Am 4. April jedoch erhielt Herr Middleton ein Kabelgramm, das ihm einen Aufschub der Reise aus geschäftlichen Gründen nahelegte. Das war für ihn ein willkommener Anlaß, seine Buchung für die „Titanic“ rückgängig zu machen. Das geschah etwa eine Woche vor der Abfahrt des Schiffes. Um diese Zeit erzählte er den Traum auch seiner Frau und verschiedenen Bekannten, von denen drei später schriftliche Bestätigungen an die „Society for Psychical Research“ sandten; danach hatte Herr Middleton ihnen seinen Traum erzählt, bevor das Schiff abfuhr. Seine Frau bestätigte in einer mündlichen Unterredung das gleiche und fügte hinzu, daß ihr Mann niemals zuvor einen derartigen Traum gehabt habe. Alle vier Zeugnisse wurden vom „Journal“ der S. P. R. veröffentlicht.

Herr Middleton berichtete sein Erlebnis in einem Brief vom 19. April 1912 unter dem Pseudonym „Connor“. Zufällig bewahrte er seine rückgebuchte Fahrkarte auf; als weitere Beweisstücke erbot er sich, auch die Kabelgramme vorzulegen. An der Wahrheit des Berichteten gibt es also keinen Zweifel.

Man kann natürlich nicht behaupten, daß Herr Middleton sicher den Tod gefunden hätte, wenn er mit der „Titanic“ gefahren wäre. Auf jeden Fall aber wäre er bei der Fahrt in größte Lebensgefahr geraten. Als besonderer Umstand, der aber auch sonst gelegentlich auftritt, muß noch angeführt werden, daß sich der warnende Traum bei Herrn Middleton gleichartig in zwei aufeinander folgenden Nächten wiederholte. Natürlich wird durch eine solche Verdoppelung die Bedeutung eines Traums unterstrichen.

Die Wiederkehr von Träumen ist schon seit langem beobachtet worden. Das zeigt u. a. eine Stelle in dem antiken Traumbuch des Artemidoros, wo es heißt: „Von öfters wiederkehrenden Traumgesichten, wenn sie in kleinen Zwischenräumen wiederkehren, halte, daß sie immer dasselbe bedeuten und daß man sie deswegen öfters schaue, damit man auf sie mehr achtgebe und ihnen Glauben

schenke. Wir pflegen ja eben auch im gewöhnlichen Umgang, wenn wir etwas Wichtiges sprechen, dasselbe mehrmals zu wiederholen. Auf diese Weise zeigt auch die Seele dasselbe mehrmals, entweder weil sie wichtige und bedeutsame Dinge weissagt, die nicht als Nebensachen betrachtet werden können, oder weil sie sich lange vor der Erfüllung mit ihnen beschäftigt und fortwährend dasselbe schaut.“

Auch die beiden folgenden Warnträume sind Wiederholungsträume.

Der drohende Schiffsleib

Dr. Karl Gustav Bittner hat 1940 in der Zeitschrift „Das neue Licht“ einen Traum veröffentlicht, dessen Wiedergabe an dieser Stelle er dem Autor Moufang erlaubt hat.

In diesem Traum, den Bittner in immer gleicher Weise zu wiederholten Malen als Kind erlebte, mischen sich offenbar Elemente der heimatlichen Umwelt, die im Unterbewußtsein ruhten, mit unverständlichen Faktoren, deren Bedeutung erst viel später klarwerden sollte. Der Kern des Traumes lautet:

„Ich ging im Traum stets den gleichen gewundenen Weg in das Tal hinab, durch das der Fluß fließt, der meiner Vaterstadt ihren Namen gegeben hat. Wenn ich den steilen, mit hohen Kastanienbäumen bewachsenen Weg hinabschritt, erfaßte mich stets ein sonderbares Grauen. Und dann sah ich plötzlich einen ungeheuren Schiffsleib am Ufer aus dem kleinen Fluß ragen. Darunter saß unsere gute, dicke, alte Wirtschafterin und weinte. Ich trat zu ihr – da neigte sich auf einmal das Schiff. Ich wollte weglaufen, damit mich das Schiff nicht erdrückte – aber die Füße waren wie angewurzelt. Mit einem furchtbaren Gefühl des Erstickens erwachte ich jedesmal aus diesem gräßlichen Traum, gerade in dem Augenblick, in dem das umsinkende Schiff mich zu begraben drohte.“

Ich muß hier bemerken, daß ich im Binnenlande aufgewachsen bin und in meiner Kindheit nie ein seetüchtiges Schiff gesehen habe. Um so unverständlicher war es, daß ich mir dieses Traumschiff so plastisch vorstellen konnte, als hätte ich es wirklich gesehen: es war ein Schiff im Rohbau, zusammengefügt aus rotgestrichenen Eisenplatten, die genietet waren. Und sonderbarerweise war durch den Bug des Schiffes ganz oben ein Loch geschlagen, als ob man mit

einer dicken Eisenstange die Panzerplatte durchstoßen hätte. Es war ein großes Schiff, das ich später, nachdem ich wirklich Schiffe gesehen hatte, auf etwa 15 000 Tonnen schätzte.“

„Dieser Traum“, schreibt Bittner weiter, „wiederholte sich immer in den gleichen Bildern. Aber die Bedeutung des Traums als Warntraum sollte sich erst viel später herausstellen.“

Als Bittner im Ersten Weltkrieg 1917 auf dem Vormarsch gegen Italien nach Monfalcone kam, besichtigte er die halb zerstörte dortige Adria-Werft. „Ein Schiff im Rohbau, an dessen Außenwand eine Treppe angebracht war, lenkte ganz besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Es kam mir so eigentümlich bekannt vor! Schon wollte ich die Treppe hochklettern, als ich plötzlich auf den Bug des Schiffes aufmerksam wurde: Eine Granate hatte den Bug durchschlagen; es sah aus, als ob man mit einer Eisenstange ein Loch hineingetrieben hätte!

Daran erkannte ich das Schiff: es war das gleiche, das ich Jahre hindurch als Kind im Traum gesehen hatte.

Solche Dinge lösten selbstverständlich zwiespältige Gefühle aus. Ich gab meine Absicht, das Schiff von innen zu besichtigen, auf und stand lange vor dem rätselhaften Ding. Ich sann darüber nach, warum ich eigentlich vor mehr als einem Jahrzehnt von ihm im Traum geplagt worden war.

Ein Sanitätsunteroffizier gab mir die Antwort: „Herr Leutnant, gehen Sie um Gotteswillen nicht auf das Schiff! Die Italiener haben es als Flecktyphusbaracke benützt, und dagegen haben wir noch kein Mittel gefunden!“

Wäre mir nicht mein Kindheitstraum eingefallen“, schließt Bittner, „dann hätte ich wohl vor dem Dazwischentreten des Sanitätsunteroffiziers den Schiffsraum betreten und läge wahrscheinlich irgendwo in Istrien begraben.“

Die lebensrettende Bedeutung des Traums ist ohne weiteres klar. Das Eigentümlichste und Unerklärlichste dieses Warntraums liegt aber wohl darin: Ein drohender Schiffsrumpf ist das wichtigste Bild des Traums; doch dieser Schiffsleib existierte noch gar nicht in den Jahren, in denen der Traum sich einstellte. Eine derartige Vorwegnahme von Zukünftigem, das in der realen Welt noch gar nicht vorhanden ist, kommt auch in anderen Träumen vor. Eine Erklärung für solche Erscheinungen kann beim heutigen Stand wissenschaftlicher Erkenntnis nicht gegeben werden.

Der Güterzug

In die Kategorie der Wiederholungsträume, zu denen der eben berichtete zählt, gehört auch die folgende Traumgeschichte. Sie wurde dem Autor Stevens von der Person mitgeteilt, die sie erlebte, und sie wird hier in deren eigenen Worten gebracht. Es ist eine erfolgreiche Autorin, und ihre Erzählung trägt sehr persönliche Züge, wie der Leser selbst bemerken wird. Auch in diesem Fall bleibt es bei einer Todesdrohung. Hören wir den Bericht:

„Als mein Zwillingbruder und ich Kinder waren, lebten wir in einer kleinen Stadt, die ein eigenartiges Verkehrshindernis besaß – eine Eisenbahnlinie, die mitten durch die Stadt und über die Hauptstraße führte. Diese Eisenbahn spielte eine große Rolle in unserem Leben, denn wir hatten sie immer vor Augen und mußten die Bahn auf unserem Schulweg täglich überqueren. Jeden Morgen ärgerte uns ein Ortsgüterzug; denn unter Umständen kamen wir zu spät zur Schule, wenn er rangierte, Wagen auf ein Nebengeleis fuhr und auf dem Übergang anhielt. Manchmal wurde die Lokomotive abgekoppelt und in den Rangierbahnhof gefahren; und wenn der Zug dann stand, war jedes Kind im Viertel versucht, unter dem Zug durchzukriechen und auf der anderen Seite weiterzugehen.

Doch mein Bruder und ich waren besonders davor gewarnt worden, etwas so Gefährliches zu tun, und ich kann mich nicht erinnern, daß wir jemals unter den Zug, der uns so ärgerte, gekrochen wären – wenigstens nicht in Wirklichkeit. Aber etwas anderes geschah; es widerfuhr nicht meinem Bruder, aber mir. Ich war etwa zehn Jahre alt, als ich zum erstenmal einen Traum hatte, den ich den Zugtraum nannte. In diesem Traum unterlagen mein Bruder und ich, als der Zug ohne Lokomotive zu sein schien, der Versuchung, unter ihm durchzukriechen.

Der Traum war sehr klar und detailliert. Mein Bruder kroch darin unter die Mitte eines der langen Güterwagen, während ich trichterförmig versuchte, zwischen den Enden zweier Wagen durchzukommen. Als ich gerade im Begriff war, mich aufzurichten, mit einem Fuß noch über der letzten Schiene, ging durch den langen Zug das erste warnende Anstoßen der Puffer, ein Geräusch, das dem Anfahren des Zugs vorangeht. Und ein Rad, in dessen Reichweite ich mich noch befand, schlug denn auch gegen meine Hüfte und schleuderte mich über die Schienen hinweg vorwärts auf meine Hände und Knie.

Dies war der Punkt, an dem meine Angst anfang und der Traum sich in einen Alpdruck wandelte. Ich hörte die Bewegung des langen Zugs, die auf die erste Berührung mit der Lokomotive erfolgte. Ich hörte das eiserne Knirschen der Kupplung direkt über meinen Beinen, die in der nächsten Sekunde zermalmt und zu einer blutigen Masse zerquetscht sein würden. Das sich langsam bewegende Rad stieß schon an meine Hüfte, als ich meinen Bruder schreien hörte und ihn auf mich zurennen sah; und ich war sicher, es hatte keinen Zweck, er konnte mich nicht retten.

Da, gerade auf dem Höhepunkt meines Entsetzens, wußte ich, daß der Zug anhielt oder daß er nach dem vorbereitenden Anfahren ein paar Zoll zurückrollte; und in diesen wenigen Sekunden riß ich mich mit gewaltiger Anstrengung über die Schiene – und war gerettet. Ich lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden und schauderte. Ich hörte meinen Bruder ausrufen: ‚Oh, ich dachte, du wärest tot. Ich dachte, du wärest tot!‘

An dieser Stelle des Traums erwachte ich, zitternd vor Schrecken.

Es folgte dann eine Periode von Jahren, während deren mein ‚Zugtraum‘ mich niemals länger als auf ein paar Wochen verließ. Manchmal träumte ich ihn zweimal in einer Nacht, dann wieder vergingen Wochen ohne ihn, an die sich dann wieder eine Periode anschloß, in der ich meinen schrecklichen ‚Zugtraum‘ mehrere Nächte hintereinander hatte. Ich wurde mit dem Alptraum so vertraut, daß er fast aufhörte, mich zu ängstigen.

Ich kann mich jedoch nicht erinnern, daß ich jemals einem Menschen, nicht einmal meinem Zwillingbruder, von dem Traum erzählt hätte. Ich war ein Kind, das dazu neigte, schreiend aufzuwachen; meine Phantasien hielt ich für selbstverständlich und behielt sie für mich. Wenn jemand aus meiner Familie etwas von Freud gehört hätte, würde er vielleicht versucht haben festzustellen, was die Ursache dieses Schreiens war. Aber niemand tat dergleichen.

Die Zeit verging, und die Abstände zwischen dem Auftreten des Zugtraums wurden größer, obgleich – und das halte ich für recht wichtig – der Traum selbst sich niemals änderte. Vom Anfang bis zum Ende blieb er sich immer gleich und wich von dem ersten Traum weder in einer Einzelheit ab noch in der Zeit oder in der Stärke des Schreckens. Auch die Worte meines Bruders wechselten nicht. Er rief immer aus: ‚Oh, ich dachte, du wärest tot. Ich dachte, du wärest tot!‘

Jetzt folgt, was sich in Wirklichkeit ereignete. Als Achtzehnjährige – ungefähr acht Jahre nach dem ersten Auftreten des Zugtraums – ging ich von zu Hause fort, um Musik zu studieren, und zwar in einer Stadt, die ich niemals zuvor gesehen hatte. Ich lebte bei einer Familie, in der ein zehn Jahre alter Junge war. Er ähnelte meinem Zwillingbruder so stark, daß ich ihn gern hatte, und wir wurden gute Freunde. Wir gingen oft am späten Nachmittag zusammen spazieren, die Straßen entlang, welche halb ländlichen, halb Vorstadtcharakter trugen.

Als wir eines Nachmittags auf dem Weg nach Hause waren, erblickten wir einen langen Güterzug, der auf einem Eisenbahngleis stand, das wir überqueren mußten. Es schien keine Lokomotive vorgespannt zu sein. Der Zug wirkte wie verlassen. ‚Gehen wir drunter durch‘, sagte mein kleiner Freund, und sofort schritten wir zur Tat.

Ich dachte nichts weiter, als daß wir zum Abendbrot zu spät kommen würden, wenn wir stehen blieben und warteten. Mir kam keine warnende Erinnerung an mein Traumbild, dem dieses Bild hier genau glich. Ich folgte ganz einfach dem Beispiel des Jungen, bückte mich und kroch unter den Zug. Vielleicht war ich langsamer als er, auf jeden Fall hatte ich keine so gute Stelle ausgesucht wie er. Denn er war unter die Mitte eines Wagens gekrochen, während ich an die gefährlichste Stelle, unter die Puffer zweier Wagen, gegangen war. Und auf einmal fuhr der Zug an. Genau so wie in meinem vertrauten Alptraum erhielt meine linke Hüfte einen Stoß von einem Rad. Ich wußte, daß der Tod nahe war.

Indes – und das kommt mir sehr seltsam vor – erinnere ich mich nicht, daß mich etwas anderes erfüllte als eine schreckliche Schwere, die mich fast unfähig machte zu handeln. Ich war überhaupt nicht erschrocken, denn alles war wie in einem Traum. Das war das Merkwürdigste an der ganzen Sache. Offenbar verlor ich ein oder zwei Sekunden lang die Fähigkeit, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Ich konnte mich selbst betäuben, indem ich mir sagte, daß dies nur ein Traum sei: der vertraute Zugtraum.

Der schrille Schrei des Jungen schreckte mich in die Wirklichkeit zurück und brachte mich zum Handeln. Wahrscheinlich stand der Zug nach dem ersten Stoß wirklich einen Augenblick still. Jedenfalls hatte ich genügend Zeit, mich vorwärts zu werfen und meine Beine unter dem Zug hervorzuziehen. Ich empfand eine Art Schock, als ob ich zu abrupt aus einem tiefen Schlaf gerissen würde, und

wußte, daß ich soeben dem Tode entronnen war. Einen Augenblick klammerte ich mich an die Hand des Jungen und hörte, wie er wieder und wieder sagte: „Oh, ich dachte, du wärest tot, ich dachte, du wärest tot!“

Erst auf dem Nachhauseweg wurde mir unter einer starken Erschütterung bewußt, daß dies ja die gleichen Worte waren, die mein Bruder in meinem altgewohnten Zugtraum gesprochen hatte. Und einen Augenblick lang überkam mich das alte Furchtgefühl – daß ich heute Nacht meinen Alptraum haben würde und vielleicht schlimmer, als er jemals gewesen war.

Aber ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen; mein Alptraum kam niemals wieder. Keine Spur davon suchte mich jemals wieder heim. Hatte er seinen Warnzweck erfüllt? Oder hatte ich mich auf dem geheimnisvollen Rad der Zeit gedreht, um abermals etwas lange Vergessenes, doch Wohlbekanntes zu erleben?

Aber wir waren beide in den Zusammenhang verstrickt – wie war das zu erklären? So sagte ich eines Tages, als wir spazierengingen, zu dem Jungen: „Erinnerst du dich, was du neulich zu mir gesagt hast, als wir fast vom Zug überfahren wurden?“

„Ich?“ fragte er, „ich habe gar nichts gesagt. Ich konnte gar nicht. Ich war viel zu erschrocken!“ – Da war ich sprachlos.“

Dieses Traumerlebnis weist einige beachtenswerte Charakteristika auf. Das erste ist die serienweise Wiederholung. Den Traum hatte das Mädchen zum erstenmal, als sie zehn Jahre alt war, und seine Wiederkehr ließ niemals, sagt sie, „länger als ein paar Wochen auf sich warten. Manchmal träumte ich ihn zweimal in einer Nacht, dann wieder vergingen Wochen, ohne daß er kam, woran sich dann wieder eine Periode anschloß, in der ich meinen schrecklichen Zugtraum mehrere Nächte hintereinander hatte. Ich wurde mit dem Alptraum so vertraut, daß er fast aufhörte, mich zu erschrecken.“

Eine Geschichte wie diese wirft eine Reihe von Fragen auf. Zu welchem Zweck sollte ein zehnjähriges Mädchen im Traum voraussehen, wie es mit knapper Not einem schrecklichen Tod entgehe, ein Vorgang, der sich dann tatsächlich volle acht Jahre später ereignet! Die Warnung, falls es sich um eine solche handelte, nützte auch nichts – trotz der zahllosen Wiederholungen des Traums. Denn als die Zeit gekommen war, schreckte nichts das junge Mädchen von einer Handlung ab, die ihr fast das Leben gekostet hätte. Nach dem Wie? und Warum? zu forschen, erscheint zwecklos. Für ein so rätselhaftes Geschehen gibt es keine erklärenden Antworten.

Ein Jagdunfall

Der folgende, wesentlich kürzere Fall ist auch ein Wiederholungstraum und dabei offenbar ein echter Warntraum. Er wird von dem Angehörigen eines angesehenen Geschlechts, dem General Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben“ erzählt und verdient volle Glaubwürdigkeit. Der Prinz hat auch den Traum am Morgen vor seinem Wahrwerden seinem Bruder mitgeteilt.

„Am 1. Oktober 1850 sollte wieder eine Parforcejagd stattfinden“, schreibt der Prinz. „Am Abend des 30. September fühlte ich mich nicht wohl. Ich sandte deshalb zu den Kameraden und ließ sagen, ich würde nicht mitreiten. Dann legte ich mich frühzeitig zur Ruhe. In der Nacht träumte mir, auf der Jagd wäre das Pferd mit mir durchgegangen, ich wäre mit dem Kopf gegen einen Baum geschleudert und läge mit zerbrochenem Schädel auf dem Erdboden. Der Traum war so lebhaft, daß ich darüber aufwachte und dann im wachen Zustand mich selbst neben meinem Bette mit blutendem Gesicht auf dem Fußboden liegen sah. Ich richtete mich auf und sah mich unverwandt an. Nach einiger Zeit verschwand das Traumgesicht allmählich, wie ein künstliches Nebelbild auf der Bühne verduftet, und es war stockdunkel um mich her.“

Der Traum beunruhigte mich sehr, noch mehr aber ärgerte ich mich darüber, daß er mich beunruhigte. Endlich schlief ich wieder ein. Aber da träumte mir dasselbe zum zweitenmal. Als ich wieder erwachte, war es schon so hell, daß ich im Morgengrauen die Gegenstände in meinem Zimmer erkennen konnte. Wieder sah ich mich selbst am Bett auf dem Fußboden liegen, und wieder verschwand dieses Bild nach und nach. Jetzt schlief ich nicht wieder ein. Mein Ärger darüber, daß mir der Traum soviel Eindruck machte, war so groß, daß ich beschloß, mich praktisch von solchem Aberglauben zu heilen. Ich ritt mit zur Jagd. Bei der Zusammenkunft am Stern erzählte ich meinem Bruder Friedrich Wilhelm den Traum, und wir scherzten darüber. Sobald angelegt war, ging mir mein Pferd durch. Ich geriet in immer dichter stehende Bäume und schlug endlich mit dem Kopf gegen einen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Wald auf dem Moos. Auf der rechten Seite des Gesichts hatte ich keine Haut mehr, aus dem rechten Auge floß das Blut aus dem erschütterten Gehirn. Ich mußte geschleift worden sein, denn der Kopf war teilweise skal-

piert. Der Schädel war geborsten. Man trug mich in einen Wagen, der mich nach dem nahen Potsdam führte, während ich das Bewußtsein verlor. In Potsdam legte mich mein Bruder in sein Bett und behielt mich vier Wochen bei sich, bis ich nach Berlin reisen konnte. Als ich in Potsdam nach drei Tagen das Bewußtsein zurückgewann, verlangte ich einen Spiegel: soweit sich das trotz dem Verband feststellen oder aus ihm folgern ließ, hatte das Traumgesicht mir meinen beschädigten Schädel ganz richtig vorausgezeigt.“

Dieser Traum wurde, wie Prinz Hohenlohe selber berichtet, in der Nacht unmittelbar vor dem Ereignis zweimal und vollkommen gleichartig geträumt. Jedesmal ging der Traum zum Schluß in eine Art Wachhalluzination über, bei welcher der erwachende Schläfer sich selbst verwundet neben dem Bette liegen sah, ein Nachbild, das sich erst allmählich auflöste.

Der Träumer empfand den Traum offensichtlich als Warnung, aber er suchte sich seine Bedeutung mit militärischer Entschlossenheit selbst wieder auszureden und wollte der Gefahr trotzen. Daß der Reiter den Unfall vermieden hätte, wenn er der Warnung des Traums gefolgt wäre, läßt sich zwar nicht beweisen, es hat aber doch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Der Sinn des Traumes ist jedenfalls ohne weiteres einleuchtend. Er will durchaus wörtlich verstanden sein. Er ist kein Sinnbild für das Unwohlsein, das der Prinz zuvor gespürt hatte, sondern er zeigt warnend, was durch die Teilnahme an der Jagd eintreten kann und nachher auch wirklich eintritt.

Der Blatternkranke

Folgender Bericht über einen rechtzeitig beachteten Warntraum ist dem Buche „Phantasmen Lebender“ (Phantasms of the Living) entnommen. Die englischen Herausgeber nahmen dieses Traumerlebnis in ihr grundlegendes Werk auf, da es ihnen hinreichend glaubwürdig erschien, obgleich der Träumer selbst zu jener Zeit schon gestorben war. Der Traum wurde jedoch von einem geistlichen Freund des Träumers sowie von seiner Nichte und seinem Sohn bestätigt.

Im Jahre 1848 fuhr der Reverend George L. Foote, Pfarrer der „Kirche Christi“ in Roxbury (Connecticut) mit seiner Familie nach Windham im Staate New York, um seine Mutter zu besuchen. Zu

dieser Zeit studierte sein Bruder Henry Medizin, und zwar in dem ungefähr zehn Meilen von Windham entfernten Städtchen Durham; er wohnte dort bei seiner Tante.

Herr Foote kam freitags mit seiner Familie im Hause seiner Mutter an. Er hatte sich vorgenommen, am Montag nach Roxbury zurückzukehren, und verschob einen Besuch bei Bruder und Tante in Durham auf einige Wochen später, wenn er, um Frau und Kinder abzuholen, wieder zu seiner Mutter käme.

In jener Freitagnacht träumte Pfarrer Foote, daß er den Leichnam seines Bruders in einem Metallsarg nach Hause bringe. Im Traum wußte er, daß der junge Mann an den Blattern gestorben war. Als der Reverend erwachte, schlug er sich den Traum trotz seiner Lebhaftigkeit als einen schlechten Alptraum aus dem Sinn und sprach infolgedessen zu niemandem darüber. Aber in der Samstagnacht hatte er den gleichen Traum mit denselben Einzelheiten noch einmal. Als er dann erwachte, war der Traum so unauslöschlich in sein Gedächtnis eingebrannt, daß er an nichts anderes mehr denken konnte.

Pfarrer Foote hatte dem Geistlichen des Orts versprochen, daß er ihn an diesem Sonntag in der Kirche vertrete, und er mußte sich dazu zwingen, sein Versprechen zu halten. Aber er hielt den Gottesdienst und die Predigt rein mechanisch, da er während der ganzen Zeit unter dem Druck des in den beiden letzten Nächten gehabt Traums stand.

Als er endlich die Kirche verließ, ging er zu seinem Schwager. „In Durham ist etwas nicht in Ordnung“ sagte er, „ich weiß es genau. Willst du einspannen und mich hinüberfahren?“ Diese Bitte klang unvernünftig, wenn nicht gar lächerlich. Denn nichts deutete darauf hin, daß irgend etwas mit der Familie in Durham nicht stimme. Doch George Foote machte einen so bekümmerten Eindruck, daß sein Schwager einwilligte. Schließlich war Durham ja nur zehn Meilen entfernt. Als die Wagenräder den Fahrweg zum Eingang des Hauses der Tante hinaufrasselten, stürzte diese heraus. Ihren Neffen erkennend, warf sie vor Erstaunen die Hände in die Höhe und rief: „George! wieso kommst du hierher? Ich habe gerade Henry überredet, mich an dich schreiben zu lassen. Ich wollte dich bitten, herzukommen und ihn zu pflegen. Er hat die Blattern.“

Die Tante hatte selbst die Krankheit gehabt und war deswegen immun, doch war sie nicht fähig, die ganze häusliche Tagesarbeit und zugleich die Nachtwachen zu übernehmen, wie das die Pflege

eines Blatternkranken erfordert. Auch George hatte, als er Student am Trinity College war, einen Pockenansturm erlebt und war außer der Tante das einzige Familienmitglied, das Henry, ohne sich in Lebensgefahr zu begeben, pflegen konnte.

Georges Herz war schwer. Ein Teil des Warntraums war bereits in Erfüllung gegangen: sein Bruder Henry war tatsächlich erkrankt, und zwar, wie geträumt, an den Blattern. Nun konzentrierte er alle Kräfte, die er besaß, auf die Pflege seines Bruders und flehte zu Gott, der Traum möge sich nicht vollständig erfüllen. Hatte er doch Henrys Leichnam in einem Metallsarg liegen sehen.

Von Anfang an war es klar, daß der junge Mann sehr, sehr krank war, und lange Zeit hing sein Leben an einem seidenen Faden. Wahrscheinlich war es nur Georges aufopfernder Pflege zu verdanken, daß sein Bruder dem Leben wiedergewonnen wurde. Footes Nichte schrieb später: „Sehr wenige Menschen sind dem Tode schon so nahe gewesen und gleichwohl wieder gesund geworden.“ Ein befreundeter Geistlicher bezeugte, er habe George Foote diese Geschichte erzählen hören. Dabei habe er gesagt, sicher sei das Leben seines Bruders nur infolge des warnenden Traums gerettet worden.

Durch Nachforschungen stellten die Herausgeber von „Phantasmen Lebender“ fest, daß zu der Zeit, da Henry Foote seine schwere Blatternkrankung hatte, kein anderer Blatternfall in der Umgebung bekannt war. Wo Henry sich angesteckt haben konnte, blieb durchaus unklar.

Irgendein greifbarer Umstand, der in George Footes Unterbewußtsein hätte Furcht erregen und den Traum auslösen können, war nicht zu erkennen. Gleichwohl wurde Foote in zwei aufeinanderfolgenden Nächten durch seinen Traum geängstigt, daß sein Bruder Henry gestorben sei.

Jedoch erfüllte sich die Traumwarnung nicht in ihrer übelsten Bedeutung, da der Träumende auf die Warnung hin rechtzeitig handelnd eingriff. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, daß George Foote in seinem Traum stets sah, wie der Leichnam seines Bruders in einem Metallsarg lag. Vielleicht läßt sich sagen, daß der Traum volle Wahrheit hätte werden können, daß Henry Foote zum Schluß in Wirklichkeit als Leichnam in einem Metallsarg gelegen hätte, wenn dem Ablauf der Dinge durch das Eingreifen des Bruders George nicht eine andere Richtung gegeben worden wäre.

Einen solchen hypothetischen Charakter von Warnträumen nahm

auch der Philosoph Arthur Schopenhauer an, der als Zweiundvierzigjähriger in der Neujahrsnacht einen Traum hatte, den er als Hinweis auf seinen möglichen Tod im kommenden Jahr auffaßte. Er schreibt dazu: „Dieser Traum trug viel dazu bei, mich zu bewegen, beim Eintritt der Cholera 1831 Berlin zu verlassen: er mag hypothetische Wahrheit, also eine Warnung gewesen sein, d. h. wenn ich geblieben, wäre ich an der Cholera gestorben.“ In Wirklichkeit starb Schopenhauer erst dreißig Jahre später im biblischen Alter.

Das brennende Hotel

Wie bei anderen hier gebrachten Berichten zeigt sich auch bei dem folgenden Fall, daß es keineswegs sinnlos ist, Traumwarnungen zu folgen. Allzuleicht ist oft der kritische Verstand geneigt, sich selbst Einwendungen zu machen, wenn er im Traum eine Warnung erhält. Solche Skepsis ist jedoch im allgemeinen nicht gerechtfertigt. Daß es wirklich Warnträume gibt, sollte höher bewertet werden als der Umstand, daß ihr Zustandekommen oft schwer erklärt werden kann.

Vielleicht war Fräulein Susan B. Anthony die bedeutendste Frauenrechtlerin in der Geschichte Amerikas. Und es ist noch nicht so lange her, daß ihr Bildnis auf einer Briefmarke wiedergegeben wurde; das geschah zum Andenken an ihren langen Kampf gegen Vorurteile und Ungerechtigkeiten. Zu ihren Lebzeiten war sie eine Zielscheibe für erbitterte Angriffe, und häufig versuchte man, sie lächerlich zu machen; aber fast alles, wofür sie eintrat, setzte sich schließlich durch.

Eine Kollegin von ihr, die mit ihr lange Jahre eng befreundet war, Frau Elizabeth Cady Stanton, war fast ebenso berühmt wie Fräulein Anthony. In Frau Stantons Tagebuch, das im Druck erschienen ist, findet sich folgender Eintrag:

„New York, 14. April 1902

In wenigen Tagen erwarten wir den Besuch von Miß Anthony bei uns. Sie hat einen bemerkenswerten Traum gehabt. Der Arzt schickte sie mit Rücksicht auf ihre Gesundheit von Philadelphia nach Atlantic City. Während sie sich an diesem Ort befand, hatte sie eines Nachts einen sehr lebhaften Traum. Sie glaubte, sie verbrenne in ihrem Hotel bei lebendigem Leibe, und als sie am Mor-

gen aufstand, erzählte sie ihrer Nichte, was sie geträumt hatte. „Wir müssen sofort packen und nach Philadelphia zurückkehren“, sagte sie. So geschah es auch, und am Morgen darauf wurde das Hotel, in welchem sie und ihre Nichte gewohnt hatten, sowie zehn andere Hotels durch Feuer völlig zerstört.“

Daß eine Frau mit starkem Intellekt und gesundem Menschenverstand, wie es Susan Anthony war, sich durch einen Traum derart beeindruckt fühlte, ist wahrhaft erstaunlich. Der ausdrücklichen Anordnung ihres Arztes entgegenhandelnd, warf sie alle bereits getroffenen Maßnahmen über den Haufen. Sie bestand darauf, sofort zu packen und noch am gleichen Tage von Atlantic City nach Philadelphia zurückzukehren. Bei einer Frau ihres Schlages spricht solch ein Entschluß besonders stark für die überwältigende Wirkung ihres Traums.

Als sie an jenem Tag nach Philadelphia zurückfuhr, wußte sie sicher nicht, was sie ihrem Arzt erzählen sollte. Wie töricht würde es klingen, wenn sie eingestand, sie sei von Atlantic City nur eines Traums wegen geflüchtet! Eine solche Handlung paßte ganz und gar nicht zu einem Menschen, der als kluger, kritischer Kopf im ganzen Land bekannt war. Die Zeitungen würden sie erbarmungslos jahrelang lächerlich machen, wenn sie davon erführen.

Da jedoch das Hotel, in dem sie gewohnt hatte, in der Nacht nach ihrer Abreise bis auf die Grundmauern niederbrannte, erwies sich ihre Flucht als völlig gerechtfertigt.

Die moderne Psychoanalyse kennt sogenannte Situationsträume, in denen das Unterbewußtsein des Träumers zum wachen Tageserleben Stellung nimmt und es ergänzt. Dabei wird gelegentlich nicht nur eine Art seelische Bilanz gezogen, sondern auch die tatsächliche und praktische Situation deutlicher als im Wachen erfaßt; Dinge, die man nicht mit vollem Bewußtsein, aber doch irgendwie aufgenommen hatte, werden unter Umständen in den Traum miteinbezogen. So eröffnet sich dem Träumer auf einmal ein umfassender Überblick, und der Traum kann sich für ihn als Helfer erweisen. Für manche hilfreichen Träume hat also die Psychoanalyse auch von ihrer Betrachtungsweise aus Verständnis.

Anders und schwieriger ist eine derartige psychologische Betrachtungsweise bei den meisten Warnträumen. Denn es dreht sich bei ihnen oft ja gar nicht darum, daß der Träumer seine eigene

seelische und leibliche Situation besser übersehen und durchschauen lernt, daß er auf Grund von Erlebnissen eine umfassende Einsicht in seine psychosomatische Verfassung gewinnen soll.

Vielmehr zeigen manche Warnträume objektive Gegebenheiten, die entweder schon bestehen oder demnächst eintreten; und der Träumer wird durch einen solchen Traum offenbar nicht zu einer seelischen Umstellung aufgefordert, sondern zu einer Handlung, zum Ergreifen einer Maßnahme. Miß Anthony z. B. mußte abreisen, um nicht im Hotel zu verbrennen. Prinz Hohenlohe hätte der Jagd fern bleiben sollen, um nicht zu verunglücken.

Die Gefahr, vor welcher der Traum warnt, bedroht auch gar nicht immer den Träumer selbst, wie wir es im Traum der Bergmannsfrau, des Khediven, Mark Twains oder Pfarrer Footes sehen. Gerade hier, im Traum vom blatternkranken Bruder, zeigt sich beispielhaft, daß der Traum manchmal Schlimmeres vor Augen stellt, als dann eintritt. Aber die vom Willen des Träumers unbeeinflusste Situation – wie hier die Erkrankung – kann durch sein Eingreifen vielfach gebessert werden.

An der Tatsächlichkeit von Warnträumen ist also nicht zu zweifeln. Sie sind nicht nur eine objektive Gegebenheit, sondern oft sehr sinnvoll. Aber mit dieser Feststellung sind die Rätsel und Fragen, die sich an sie ebenso wie an andere Traumarten knüpfen, natürlich nicht gelöst und geklärt.

TRAUME ÜBERWINDEN DEN RAUM

Fernwahrnehmung im Raum: Hellsichtige Träume

In der Anfangszeit der psychischen Forschung im 19. Jahrhundert war das Wort „Telepathie“ eine vielgebrauchte Vokabel. Sie wurde dauernd angewandt, um unerklärliche und „okkulte“ Phänomene zu etikettieren. Aber durch Aussprechen eines Schlagworts ist eine Sache und ein Begriff keineswegs geklärt. Mit der „Telepathie“ wird gerne das „Hellschauen“ in einem Atemzug genannt. Und diese beiden psychischen Fähigkeiten sind auch wirklich eng miteinander verwandt. Dabei besteht seit dem Altertum die Überzeugung, daß die Gaben der Telepathie und des Hellschens oder der Clairvoyance besonders eng mit dem Traumleben verbunden seien.

Die wissenschaftliche Forschung hat erst in neuerer Zeit angefangen, sich mit diesen Phänomenen zu beschäftigen, ihre Realität und die Art ihres Auftretens zu prüfen. Das ist nicht ganz leicht, weil es sich – sowohl beim wachen wie beim schlafenden Menschen – in erster Linie um ein spontanes und unerwartetes Auftreten dieser Erscheinungen handelt; allerdings gibt es auch begabte Telepathen und Hellscher, welche ihre besonderen Fähigkeiten beherrschen.

Es ist wahr, daß sich die Welt gegenüber Telepathie und Hellschauen im allgemeinen skeptisch verhält. Aber man darf sich z. B. die Tatsache ins Gedächtnis rufen, daß ein ausgezeichnete Mann der Wissenschaft, der Nobelpreisträger Dr. Alexis Carrel, in seinem Buche „Der Mensch, das unbekannte Wesen“ erklärt, Telepathie und Hellschauen seien eine wissenschaftlich beobachtete Grundtatsache.

Dieses mutige Wort wurde viele Jahre früher niedergeschrieben,

ehe es durch die Experimente von Dr. J. B. Rhine von der Duke-Universität glänzend bestätigt wurde, der die Realität dieser Phänomene sicherstellte. Prof. Rhine ist es gelungen, serienweise Experimente auf diesem Gebiet durchzuführen und die wissenschaftliche Klärung der Telepathie und des Hellschens weit voranzubringen. In Deutschland hat sich um deren Erforschung schon in den 1930er Jahren Dr. Hans Bender intensiv bemüht, welcher heute das „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“ in Freiburg i. B. leitet. Auf Grund seiner Forschungen definierte Bender Hellschauen als „Wahrnehmung eines niemandem bekannten Sachverhalts außerhalb der uns bekannten Sinnesorgane“, und Telepathie als „Übertragung einer fremdseelischen Gegebenheit ohne Vermittlung der bekannten Sinne“.

Ein klassischer Fall von Hellschauen ist der von Emanuel Swedenborg, über den Kant berichtet. Swedenborg sah im September 1756 von Göteborg aus über eine Entfernung von etwa vierhundert Kilometern einen großen Brand, der in Stockholm wütete. Er berichtete seinen Göteborger Freunden genau, an welcher Stelle das Feuer ausbrach, wie es um sich griff, und schließlich, wann und wo es gelöscht wurde. Dieses Ferngesicht hatte Swedenborg im hellwachen Zustand abends zwischen sechs und acht Uhr, und es erwies sich nach einigen Tagen als voll zutreffend.

Beim Hellschauen wie hier werden Schauplätze und Vorgänge so gesehen, als ob man dabei anwesend wäre. Bei der Telepathie dagegen werden vor allem Gedanken und Empfindungen auf einen weit entfernten Menschen, d. h. auf seinen Geist oder seine Seele, übertragen. Die normale Vermittlung durch die Sinne ist dabei also ausgeschaltet. Mit anderen Worten: es handelt sich um eine außersinnliche Wahrnehmung oder Übertragung. Doch lassen sich Telepathie und Hellschauen nicht immer ganz auseinanderhalten. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist die außersinnliche Wahrnehmung. Darum spricht Prof. J. B. Rhine, der sich als Experimentator am eingehendsten mit diesen Problemen beschäftigt hat, zusammenfassend von der „psi“-Fähigkeit, unter der er alle psychischen Begabungen, jene Art sechsten Sinn versteht, die die Grenzen von Raum und Zeit überschreiten.

Außersinnliche Wahrnehmung spielt bei allen sogenannten Wahrträumen eine Rolle. Damit wird wieder ein Schlagwort ausgesprochen, das viele Menschen im Munde führen und das bisweilen die Gemüter erhitzt. Wahrträume im weiteren Sinne sind die

meisten hier berichteten Träume, weil sie entweder etwas Wahres, das gleichzeitig in der Ferne vor sich geht, darstellen oder gar zukünftige Dinge zeigen, deren Wahrheitsgehalt erst später erkennbar wird. So können auch verschiedene Träume, die in früheren Kapiteln als Symbol- oder als Warnträume klassifiziert wurden, ebensogut als Wahrträume bezeichnet werden. Es kommt nur darauf an, welchen Gesichtspunkt man in den Vordergrund schiebt. Mit der Angabe, ein Traum sei sinnbildlich oder wörtlich zu verstehen, er sei ein Hellschtraum, ein telepathischer oder ein prophetischer Traum, wird nur eine äußerliche Einteilung vorgenommen; der mysteriöse Traumvorgang selbst wird damit nicht erklärt.

Wenn wir hier von Fernwahrnehmungen im Traum sprechen, so meinen wir in erster Linie solche Träume, bei denen ohne Gebrauch der bekannten fünf Sinne Tatsachen oder Vorfälle, die sich in der Ferne abspielen, wahrgenommen werden. Dabei sind es manchmal ganz einfache und alltägliche Situationen, deren der Träumende inne wird. Nicht jeder Traum, der sich als wahr erweist, ist so beschaffen, daß er aufregt oder erschüttert.

Verschiedene Beispiele

Einen bezeichnenden Vorfall berichtete z. B. Herr J. L. O' Sullivan, der Ende der 1860er Jahre Gesandter der Vereinigten Staaten in Portugal war, in dem Buche „Phantasmen Lebender“. In seiner Wohnung in Lissabon lebte mit ihm seine kränkliche und bettlägerige Mutter. Als er eines Tages an ihr Bett trat, sagte sie ihm, sie habe in der letzten Nacht einen albernen Traum gehabt. „Ich dachte, du hättest ein Paar nasse, schmutzige und kaputte Schuhe an und du hieltest deine Füße unter dem Tisch versteckt.“ Es klang, als habe sie ihren Sohn bei einem offiziellen Essen gesehen, zu dem er am Vorabend gegangen war.

Eine Bemerkung seiner Mutter wie diese schien absurd, jedoch sie traf durchaus zu. O'Sullivan hatte nämlich auf der Fahrt zum Abendessen beim britischen Gesandten einen Unfall gehabt und war daher gezwungen, zu Fuß zur Gesandtschaft zu gehen. Seine beiden Stiefel waren zerrissen und schmutzbedeckt, ein beschämender und unmöglicher Zustand für einen bevollmächtigten Gesandten bei einem offiziellen Abendessen!

Von einem anderen kleinen Fall von Hellschauen im Traum erzählt der Wiener Psychologe Wilhelm Stekel in seinem Buch „Die Sprache des Traums“: „Während der Korrektur dieses Buches hatte ich folgendes Erlebnis: Ich wachte eines Nachts mit einem unbestimmten Angstgefühl auf und erblickte ein deutliches Traumbild. Ich sah meine Mutter schwerkrank zu Bette, bemerkte die Verzweiflung meiner Schwester und sah meinen Schwager zum Arzte Dr. Catti, dem alten bewährten Helfer und Freunde meiner Mutter, laufen. Ich teilte dieses Traumbild meiner Frau mit. Am nächsten Tage erhielt ich aus Fiume, wo meine Mutter wohnte, einen Brief, der mir meine Vision vollinhaltlich bestätigte.“

Es ist nicht von ungefähr, daß es sich beide Male um Vorfälle zwischen Mutter und Sohn handelt; kann doch ein seelisches Band zwischen Menschen kaum enger sein als das zwischen einer Mutter und ihren Kindern. Während aber im Fall O'Sullivan die Mutter als Empfänger wirkt, kommt sie bei Dr. Stekel als Sender in Frage. Auf jeden Fall aber liegt eine ungewöhnliche und daher erregende Situation vor, bei der solche außersinnliche Wahrnehmungen besonders leicht eintreten.

Aber es muß keine verwandtschaftliche oder sonstige persönliche Beziehung zwischen Sender und Empfänger bestehen, um im Traum einen „sechsten Sinn“ tätig werden zu lassen. In manchen Fällen genügt offenbar eine erregende oder gefahrdrohende Situation an sich.

So überliefert z. B. Paul Diepgen von Albertus Magnus, dieser habe einmal geträumt, er beobachte von einer Brücke aus, wie ein Knabe ins Wasser falle und unter ein Mühlrad gerate. Nach dem Erwachen erzählte Albertus diesen Traum seinen Gefährten. Da kam eine Frau jammernd herbeigelaufen, deren Söhnchen genau in der Weise verunglückt war, wie es der gleichzeitige Traum gezeigt hatte. Weder Mutter noch Sohn waren jedoch Albertus vorher irgendwie bekannt gewesen, so daß also nicht schon von Haus aus ein besonderes seelisches Band, eine leicht einzusehende drahtlose Verbindung zwischen dem Träumer und dem Unglücksknaben bestand!

Ein interessantes Beispiel von räumlichem Hellschauen erzählt Chr. V. Varley im zweiten Bericht der Londoner Dialektischen Gesellschaft. „Folgenden Fall habe ich im Jahre 1860 erlebt. Ich ging an die Aufsuchung des ersten atlantischen Kabels. Am zweiten Abend kam ich nach Harbour Grace, wo mich ein Souper

mit Reden erwartete. Es wurde spät. Ich hatte den Dampfer zu nehmen, der am anderen Morgen abging, und war in Sorge, ob ich rechtzeitig aufwachen würde. Da beschloß ich, was ich schon des öfteren erprobt hatte, nämlich: starken Willens zu sein, rechtzeitig wach zu werden.

Im Traum sah ich den Morgen kommen und mich selbst fest schlafend im Bett. Ich versuchte aufzuwachen, aber ich konnte nicht. Da erblickte ich einen Hof mit einem Haufen Bauholz, dem zwei Männer sich näherten. Sie stiegen auf den Holzhaufen und hoben einen schweren Balken auf. Dabei glaubte ich zu träumen, daß eine Bombe vor mir einschlage; und als die Männer den Balken hinabwarfen, träumte mir, daß sie geplatzt sei. Davon wurde ich wach.

Ich ließ keine Sekunde verstreichen, sprang aus dem Bett, trat ans Fenster und öffnete es. Da erblickte ich den Hof, das Bauholz und die beiden Männer, genau so, wie mein Geist sie soeben gesehen hatte.

Ich besaß vorher keinerlei Kenntnis der Lokalität, wußte auch, da ich bei Dunkelheit angekommen war, nicht einmal, daß ein Hof vorhanden sei. Ohne das Fenster zu öffnen, hätte ich das Bauholz und die Männer gar nicht sehen können.“

Ob ein solches Hellsehen über große Entfernungen oder nur in der Nähe erfolgt, ist nicht entscheidend. Wichtig ist aber, daß der Träumer jeweils mit nichtleiblichen Augen, aber zutreffend, eine Situation oder einen Vorfall gewahrt.

Von Lebenden und Toten

Wenn es auch oft recht einfache und naheliegende Dinge sind, die in Traumvisionen auftauchen, so spielt doch bei nicht wenigen hellsehtigen Traumvorgängen auch der Tod in irgendeiner Gestalt eine Rolle. Das ist sehr begreiflich, da doch Sterben und Tod zu den erregendsten Vorgängen im Dasein überhaupt gehören.

Erstaunlich ist es aber, wenn schon Kinder telepathische Erlebnisse im Traum haben wie in folgendem Bericht, den Levin Schücking, der Schriftsteller und Freund von Annette von Droste-Hülshoff, mitgeteilt hat. Schücking war 1842 Erzieher der Söhne der Fürstin Wrede in Ellingen in Mittelfranken. Nun war aber die Fürstin gestorben, und man hatte ihren kleinen Töchtern, deren

Brüder Levin Schücking als Erzieher betreute, das traurige Ereignis zunächst verheimlicht. Schücking schreibt:

„Bei der Überführung und der feierlichen, während der Nacht stattgefundenen Bestattung in der Gruft der Schloßkapelle zu Ellingen war etwas Seltsames vorgekommen. Man hatte die kleinen verwaisten Mädchen am Abend nicht ahnen lassen, daß in der Nacht die Mutter ihnen entführt werden solle, und dieselben wie immer zeitig zur Ruhe gebracht.

Am anderen Morgen aber hatte das ältere, das damals acht Jahre zählen mochte, ihrer Gouvernante erzählt, wie schrecklich sie geträumt, wie sie von schwarzen Männern ihre Mutter getragen gesehen, inmitten brennender Fackeln, über die Schloßstreppe hinab, über den Hof, durch das mit schwarzen Draperien umkleidete Portal der strahlend erleuchteten Kirche, und was dort alles geschehen – kurz, das Kind hatte im Traum den ganzen Hergang der feierlichen Bestattung gesehen.“

Wie ist nun das im Traum wahrgenommene Geschehen zur Kenntnis des Kindes gelangt? Die tote Mutter konnte ja wohl die Vorgänge ihrem Kind nicht „senden“. Eher kann man sich vorstellen, dieses habe im Traum mit Augen des Geistes oder der Seele „gesehen“. Jedenfalls erweckt dieser Vorgang – ebenso wie andere, die ihm ähnlich sind – den Eindruck, als ob ein hellsehtiges Schorgan den Raum durchdrungen und die feierliche Bestattung wahrgenommen habe. Man darf bei einem solchen Geschehen vielleicht von einer Traum-Television sprechen.

Eine solche Vision ist wohl auch bei der folgenden Geschichte anzunehmen. John Franklin, berühmt als Seemann und Polarfahrer, der mehrere Landexpeditionen zur Ermittlung der „Nordwestpassage“ unternahm – die Franklin-Straße zwischen Boothia Felix und Prinz-Wales-Land ist nach ihm benannt –, begann 1845 mit den Schiffen „Erebus“ und „Terror“ eine Expedition zur Erforschung der Nordwestlichen Durchfahrt. Am 26. Juli 1845 hatte man ihn zum letzten Male in der Neville-Bay gesehen; dann war er verschollen. Vergebens suchten nacheinander neununddreißig verschiedene Suchaktionen die Tragödie und ihr Geheimnis zu ergründen, die sich hier offenbar ereignet hatte.

Damals sah nun Walter Snoo, ein Freund von John Franklin, im Traum die Gegend, in welcher die Franklinsche Expedition verunglückte. Als Snoo erwachte, zeichnete er sofort gemäß seiner Traumvision die Boote, die sie umgebenden Eisblöcke, kurz die

ganze geschaute Gegend. Diese Zeichnung schickte er einem Freunde, dem Besitzer einer großen illustrierten amerikanischen Zeitung. Das Bild wurde mit einem kurzen Bericht von Walter Snoo veröffentlicht.

Viele Monate später, als man im Eisgebiet die Reste der verunglückten Expedition auffand, schickte ein Augenzeuge ebenfalls eine Zeichnung der Unglücksstelle ein. Dabei ergab sich, daß die Lage und Stellung der vereisten Körper, die Eisblöcke, die Boote, die Hunde mit allen anderen Einzelheiten mit der Zeichnung von Snoo auf das genaueste übereinstimmten und das Traumgesicht bestätigten. So berichtet Camille Flammarion in seinem Buche „Rätsel des Seelenlebens“.

Was den Vorgang selbst betrifft, so wissen wir heute, daß Franklins Schiffe nahe der Nordwestküste von King-Williams-Land vom Eise eingeschlossen wurden, daß Franklin am 11. Juni 1847 starb; daß seine Gefährten den Versuch machten, sich übers Eis zum großen Fischfluß durchzuschlagen und dabei ihren Tod fanden. Erst im Jahre 1930 entdeckte der kanadische Flieger Major Burwash auf King-Williams-Land Überreste von Expeditionsteilnehmern, die an Skorbut zugrunde gegangen waren.

Bei der Fernwahrnehmung, die Snoo in seinem Traume hatte, muß man sich vergegenwärtigen: Alle Expeditionsteilnehmer waren tot, es konnte also keiner von ihnen etwa die Situation, wie Snoo sie träumte, „senden“. Demnach darf man hier wohl nur von einem hellsehenden Wahrnehmen über die Schranken des Raumes hinweg sprechen.

An dieser Stelle mag auch der Traum erwähnt werden, den der italienische Freiheitsheld und Vorkämpfer für die Einheit Italiens, Giuseppe Garibaldi, der 1849 Italien hatte verlassen müssen, beim Tode seiner heißgeliebten Mutter, die in Nizza starb, hatte. Prof. Sante de Sanctis berichtet darüber in seinem Buche „Die Träume“:

„Garibaldi fuhr in den ersten Monaten des Jahres 1852 als Kapitän des Kauffahrteischiffes ‚Carmen‘ von Chile nach Asien. Eines Tages schlief er, ermüdet von seinem Dienst, am Ausguck der Kommandobrücke ein und hatte einen furchtbaren Traum.

Er glaubt, in der Heimat zu sein und ein Trauergeleit mit einer Bahre, die mit einem schwarzen Tuch bedeckt ist, zu sehen. Ihm ist, als müsse ihm das Herz brechen, wenn er sich nicht überzeuge, wer unter dem Tuch liege. Er nähert sich der Bahre und

hebt das Tuch auf. Und wen erblickt er? Seine Mutter! Sie ist bereits kalt und starr.

Und wirklich starb Garibaldis Mutter in Nizza genau an dem Tage und in der Stunde des traurigen Traumes: es war der 19. März, Garibaldis Geburtstag.

Das italienische Volk feierte später den 19. März immer mit der größten Begeisterung, Garibaldi aber nie. Denn er sah diesen Tag fortan als Unglückstag an. Erzählt uns nicht Dante in der ‚Vita Nuova‘, einen ähnlichen Traum, die Vision eines Jünglings, der ihm den Tod seiner Beatrice ansagt? Hätte Garibaldi im 14. Jahrhundert gelebt und wäre den Nachfahren sein Traum übermittelt worden, wie viele würden ihn heute eine Erfindung nennen! Doch ist dieser Traum so wahr, daß Garibaldi stets ganz erschüttert war, wenn er ihn nach vielen Jahren seinen Freunden erzählte. Und er pflegte die Erzählung mit den Worten zu schließen: Ach, laßt mich in Frieden mit der Behauptung, es gebe keine Seele!“

In diesem Falle liegt zwischen Träumer und Vorgang fast ein halber Erdball – ein deutliches Zeichen dafür, daß bei derartigen Vorgängen die räumliche Distanz kein Hindernis bildet, daß die für das Wachbewußtsein geltenden Schranken des Raums im Schlaf und Traum ohne Bedeutung sind. Das wird auch bei den weiteren Berichten deutlich.

Das weiße Dorf

Mit einem Brief, der vom Mai 1884 datiert ist, steuert ein Fräulein Morse aus Northfield (Vermont) den folgenden seltsamen Traum bei, der in „Phantasms of the Living“ veröffentlicht wurde, wo derartige Dokumente ungekürzt wiedergegeben sind. In gekürzter Fassung lautet die Geschichte folgendermaßen:

Während des amerikanischen Bürgerkriegs (1861—1865) stand Fräulein Morse in Briefwechsel mit einer Anzahl Soldaten der Nordstaaten, u. a. mit einem Hauptmann Fischer. Zu einer Zeit, als die Potomac-Armee in Ruhestellung lag – wahrscheinlich im Winterquartier – hatte sie einen Traum, dessen Sinn sie nicht verstand. Sie sah etwas, das „eine neuangelegte Straße“ zu sein schien. An beiden Seiten der Straße standen Reihen kleiner weißer Häuser, die alle in helles Mondlicht getaucht waren. Eines dieser Häuser gefiel ihr besonders, und sie blieb im Traum davor stehen.

„Wie schön!“ rief sie aus. „So etwas habe ich noch nie gesehen. Was mag das wohl sein?“

Da hörte sie eine ihr unbekannte Stimme antworten: „Dies ist ein griechischer Tempel.“

„Bin ich denn in Griechenland?“

„Nein, das ist eine Nachahmung solcher Tempel, wie man sie in Griechenland sieht.“

Hier erwachte die Schläferin noch rechtzeitig, um die Uhr Zwölf schlagen zu hören. Sie äußerte später, daß sie das Gefühl nicht loswerden konnte, tatsächlich an einem unbekanntem Platz gewesen zu sein und eine wirklich existierende Dorfstraße gesehen zu haben.

Am Morgen erzählte sie diesen Traum ihrer Freundin, bei der sie sich damals aufhielt, einer Frau Lucie A. Paine. Diese Freundin bestätigte in einem Brief, daß Fräulein Morse ihr den Traum am nächsten Morgen erzählt hatte.

„Wenige Tage später“, so fährt Fräulein Morse fort, „kam ein Brief von Hauptmann Fischer, in dem er genau die Örtlichkeit beschrieb, die ich im Traum gesehen hatte, und berichtete, die Soldaten hätten, um sich die Zeit zu vertreiben, Straßen und Wege angelegt. Durch sinnreiche Einfälle hätten sie es fertiggebracht, daß ihre Zelte Häusern ähnelten. Sein eigenes vielbewundertes Zelt hatte er recht geschickt nach dem Muster eines griechischen Tempels umgewandelt. Gegen Ende des Briefs spielte er auf das glänzende Mondlicht an und fügte hinzu: ‚Es ist gleich Mitternacht, und rings um mich schlafen alle meine Männer.‘ – Als ich die Daten verglich, stellte ich fest, daß ich zur gleichen Zeit von der Szene träumte, als seine Feder sie beschrieb.“

Das ist einer jener unwichtigen kleinen Vorfälle, die für das Leben des Träumers nichts Besonderes zu bedeuten haben. Das Verblüffende aber ist die Übereinstimmung von Traum und Wirklichkeit. Zu genau der Zeit, als Hauptmann Fischer in seinem Brief das Lager beschrieb, sah Fräulein Morse dieses Lager, ohne zu wissen, worum es sich handle; das zwölffmalige Schlagen der Uhr bewies die Gleichzeitigkeit. Sie sah die beiden Reihen der Zelte, die ihr wie kleine weiße Häuser vorkamen, sah den winzigen griechischen Tempel, der sie besonders entzückte, und alles war überglänzt von glänzendem Mondlicht.

In diesem Falle bestand also eine drahtlose Verbindung, eine Art Gedankenbrücke, welche verständlich macht, wie es zu diesem Traum kam. Aber es wäre wahrscheinlich falsch zu behaupten, daß

Hauptmann Fischer seiner Briefpartnerin den Traum telepathisch gesendet habe. Sie selbst hatte ja auch den Eindruck, an dem im Schlaf wahrgenommenen Ort gewesen zu sein. Daher muß man hier wohl von einem Hellschraum sprechen.

Das Rettungsboot

Zu dem friedlichen Bild des vorigen Berichts kontrastiert lebhaft eine verblüffende Traumvision, welche dem Autor Stevens von der Dame, die sie hatte, selbst erzählt wurde. Der Traum steht in Zusammenhang mit dem schrecklichen Schiffsunglück des Dampfers „Titanic“ der „White Star Line“ im Jahre 1912, das unter den Tragödien des Meers immer noch einzigartig dasteht. „Während ich ihrer Erzählung lauschte, war ihr Mann, der einzige in Frage kommende Zeuge, anwesend“, erzählt Stevens.

„Dieser Traum war, wie mir die Dame versicherte, von so überwältigender Intensität, daß er sie aus tiefem Schlaf weckte. Ich fühlte, daß es mehr war als nur ein gewöhnlicher Traum“, sagte sie, „darum weckte ich sofort meinen Mann auf, um ihm zu sagen: Soeben sah ich Mutter in einem überfüllten Rettungsboot auf den Meereswogen schaukeln. Das Boot war so voll mit Menschen, daß es aussah, als ob es jeden Augenblick vollaufen könne!“

Doch mein Mann, der natürlich ärgerlich darüber war, geweckt worden zu sein, um sich einen Alptraum anzuhören, rümpfte die Nase und meinte: Das ist nichts als ein dummer Traum. Warum sollen wir uns darüber aufregen? Du weißt ja ganz genau, daß sich deine Mutter sicher und im trockenen in England befindet.

Aber es war nicht nur ein Alptraum, es war eben ein ganz anderer Traum. Es war etwas so Schreckliches, so Fürchterliches, und alles so wirklichkeitsnah! – Doch mein Widerspruch und meine Argumente machten keinen Eindruck auf meinen Mann. Allein ich konnte die ganze Nacht nicht wieder einschlafen.“

Am nächsten Morgen schrien die Zeitungen die Meldung vom Untergang der „Titanic“ hinaus. Als die Passagierliste herauskam, las die Dame zu ihrem Entsetzen den Namen ihrer Mutter. Doch wohlbehalten traf diese schließlich in New York ein. Nun klärte sich alles auf.

Die Mutter hatte einen Platz auf der „Titanic“ belegt, ohne irgend jemand eine Nachricht zu geben, denn sie hatte eine Über-

raschung vor. Und genau zu der Zeit, als die Tochter ihren Traum träumte, in welchem sie ihre Mutter in einem gefährlich überfüllten Rettungsboot auf hoher See schwanken sah, befand sich diese tatsächlich in dieser Situation. Sie sagte, daß sie jeden Augenblick das Kentern des Bootes erwartete. Von der Befürchtung erfaßt, ihre Tochter niemals wiederzusehen, richtete sie ihre Gedanken auf diese in voller Konzentration.

Das völlig unerwartete Auftreten der Fernwahrnehmung ist hier besonders zu beachten. In anderen Fällen könnte man vielleicht sagen, daß im Traum etwas hellgesehen wird, an das der Träumer im Wachzustand auch hätte denken können. Aber die amerikanische Dame, welche den Traum vom Rettungsboot hatte, wußte nicht das mindeste von einer beabsichtigten Seereise ihrer Mutter. Um so überraschender war für sie ihr Traumerlebnis. Und es war doppelt aufregend, weil sie im Traum die große Lebensgefahr erfaßte, in der ihre Mutter schwebte. Sie war davon durchdrungen, es sei mehr als ein „Alptraum“.

Man mag zweifeln, ob dieser Traum mehr hellsehende oder mehr telepathische Momente enthält. Die aufregende Situation begünstigte auf jeden Fall die Fernwahrnehmung durch die Tochter. Der Traum überwand nicht nur den Raum, sondern sein Inhalt erwies sich auch als zutreffend.

Das Erdbeben

Gegen so ungewohnte Phänomene, wie es für viele Menschen hellsichtige und telepathische Träume sind, werden hin und wieder Zweifel und Einwendungen laut. Sie kommen meist von Menschen, welche etwas Derartiges noch nicht erlebt haben. Manche Skeptiker sind der Meinung, daß vor allem phantasiebegabte Frauen solche Träume hätten. Das stimmt jedoch durchaus nicht immer. Auch der folgende Fall zeigt dies, der von einem Direktor der Schanghaier „China Press“, Herrn Berthold L. Kuhn, am 4. September 1923 in eben diesem Blatt berichtet wurde.

„Wir hatten Yokohama am vorigen Donnerstag verlassen, und der Dampfer war auf dem Wege nach Kobe. Am Freitagabend, als einige Herren nach Tisch im Gespräch beieinander saßen, erwähnte Dr. George C. Ballard von der Rockefeller-Stiftung, er habe vergangene Nacht einen entsetzlichen Traum gehabt. Die Bemerkung

wurde als ein Stück der gewöhnlichen Nach-Tisch-Gespräche aufgefaßt und mit kurzem: „Nun, was war es denn?“ beantwortet.

„Es war der deutlichste Traum, den ich je gehabt habe“, erwiderte Dr. Ballard. „Ich träumte, ganz Tokio wäre durch Erdbeben und Feuer zerstört worden. Ich sah die Stadt völlig verwüstet, die großen Gebäude in Ruinen, Hunderttausende von Menschen tot.“ – Wir lachten über die Erzählung, und einer der Herren meinte scherzend, der Doktor habe am Abend vorher vielleicht etwas zu viel Camenbert gegessen.

Am Samstagnachmittag halb fünf Uhr verließ die ‚Lincoln‘ Kobe, wo man zwar einen leichten Erdstoß verspürt hatte, der die Leuchter im Orient-Hotel in Schwingungen versetzte, aber nichts von der Katastrophe wußte, die Tokio und Yokohama wenige Stunden vorher betroffen hatte. Gegen Mitternacht fing die ‚Lincoln‘ den SOS-Ruf eines Dampfers auf, der berichtete, daß er mit dreihundertfünfzig japanischen Passagieren an Bord im Hafen von Yokohama auf Land gestoßen worden sei. Wir waren aber schon zu weit südlich gesegelt, als daß wir mit einiger Aussicht auf Hilfeleistung hätten umkehren können. Die Größe der Katastrophe erfuhren wir erst später, als vor der Einfahrt nach Schanghai der Lotse an Bord kam. Dr. Ballard hat keine Erklärung für seinen Traum. Er konnte uns nur sagen, daß er für die letzte Fahrt der ‚Titanic‘ eine Kajüte gemietet hatte, sie aber aufgab, weil er von einem gesunkenen Dampfer geträumt hatte.“

In diesem Falle kann man sich schwer einen bestimmten Sender der aufgefangenen, scheinbar telepathischen Traumbotschaft vorstellen. Es handelt sich vielmehr eher um eine Television, um einen Panoramblick im Traum; hier liegt die Annahme nahe, daß der Träumende – Dr. George C. Ballard von der Rockefeller-Stiftung – mit einer spezifischen seelischen Antenne seiner habhaft geworden ist. Daß Dr. Ballard eine bestimmte außersinnliche Begabung hat, geht schon daraus hervor, daß er bereits bei früherer Gelegenheit einen Warntraum hatte, den er zu seinem eigenen Besten beachtete. Aber zur Klärung des hier interessierenden Problems, wie denn eigentlich diese Television des Erdbebens von Tokio zustande kommen konnte, trägt ein solcher Hinweis kaum etwas bei. Wir müssen uns zunächst mit der Festhaltung der Tatsache begnügen, daß hier nicht ein Einzelvorgang, ein individuelles Geschehen, sondern ein Massenschicksal, eine viele Menschen erfassende Naturkatastrophe im Mittelpunkt des mysteriösen, aber wahren Traumes steht.

Die eingeschnittenen Emigranten

Der folgende Bericht stammt von Dr. Horace Bushnell, der im 19. Jahrhundert der puritanischen Sekte der amerikanischen Kongregationalisten angehörte. Bushnell stand überall im Rufe eines hervorragend aufrechten, fähigen, furchtlosen und ehrlichen Mannes, der sich stets zuerst seinem Gewissen verpflichtet fühlte, wohin immer es ihn auch führte. Wegen seines unabhängigen theologischen Denkens nannte man ihn einen Ketzer und gefährlich. Doch die Kongregationalisten weigerten sich klugerweise, ihn aus ihrer Gemeinschaft auszustoßen. Schließlich übte er durch seine hohe Intelligenz und durch die Vornehmheit seines Charakters einen tiefen Einfluß auf alle protestantischen Sekten in den Vereinigten Staaten aus.

Dr. Bushnell war der Autor einer Anzahl von Büchern. Eines davon, das 1858 erschien, trug den Titel „Die Natur und das Übernatürliche“. In diesem Werk schien seine Hauptabsicht der Beweis der Tatsache zu sein, daß das, was wir in der Bibel als Wunder bezeichnen, auf alle Fälle auch heute bis zu einem gewissen Grade seine Parallelen habe. Er hätte dem Ausspruch des heiligen Augustinus Beifall gezollt: „Wunder stehen nicht in Widerspruch zur Natur, sie stehen nur im Widerspruch zu dem, was wir über die Natur wissen.“

Eines dieser „Wunder“ ist der Traum mit Wahrheitsgehalt. Um dies zu belegen, berichtet er die folgende Geschichte so, wie er sie aus dem Mund des Träumers selbst hörte. Es handelt sich um eine Fernwahrnehmung im Traume.

„Als ich in einer stürmischen Novembernacht in einem Hotel-salon in Napa Valley in Kalifornien saß“, schreibt Bushnell, „kam ein sehr ehrwürdiger und gütig aussehender Herr mit seiner Frau herein, die in dem Kreis Platz nahmen. Es war Captain Yonnt, ein Mann, der vor mehr als vierzig Jahren nach Kalifornien herübergekommen war, ein echter Patriarch. Auf meine Bitte erzählte er mir seine Geschichte.“

Ungefähr vor sechs oder sieben Jahren hatte er zur Zeit der Wintersonnenwende einen Traum gehabt. In ihm erblickte er etwas, das er für eine Gruppe von Auswanderern hielt, die vom Schnee des Gebirgs eingeschlossen waren und an Kälte und Hunger schnell zugrunde zu gehen drohten. Er merkte sich das genaue Aussehen des Schauplatzes, der durch eine gewaltige senkrechte Front weißer

Felsklippen gekennzeichnet war. Er sah, wie die Männer etwas abschlugen, anscheinend Baumwipfel, die aus tiefen Schneeschlünden ragten. Auch unterschied er genau die Züge der Menschen und den Ausdruck ihrer außerordentlichen Verzweiflung. Tief beeindruckt von der Deutlichkeit und offensichtlichen Wirklichkeitstreue des Traums, wachte er auf. Dann fiel er nochmals in Schlaf und träumte wieder denselben Traum.

Am Morgen konnte er ihn nicht aus dem Kopf bekommen. Als er kurz darauf zufällig einen alten Jagdkameraden traf, erzählte er diesem die Geschichte. Als dieser sofort den Schauplatz des Traums erkannte, machte ihm das einen sehr starken Eindruck. Dieser Kamerad war durch den Carson-Valley-Paß über die Sierra gekommen und erklärte, eine Stelle im Paß entspreche genau der Traumbeschreibung.

Damit war für Captain Yonnt, den unverfälschten Patriarchen, eine Entscheidung gefallen. Er sammelte sofort eine Gruppe von Männern mit Mauleseln und Decken und allem nötigen Proviant. Seine Nachbarn lachten jedoch darüber, daß er einem Traum Glauben schenke.

„Macht nichts“, sagte er, „ich kann helfen und ich will es tun. Denn wahrlich, ich glaube, daß die Tatsachen mit meinem Traum übereinstimmen.“

Die Männer wurden hundertfünfzig Meilen weit ins Gebirge, direkt zum Carson-Valley-Paß entsandt. Und dort fanden sie die Gruppe der Emigranten genau in der Verfassung, wie es Yonnt im Traum gesehen hatte, und sie brachten die Überlebenden in Sicherheit.“

Ein anwesender Herr sagte zu Bushnell: „Sie dürfen die Geschichte ruhig glauben. Denn wir Kalifornier kennen alle die Tatsachen und die Namen der geretteten Familien, die zu unserem ehrwürdigen Freund Yonnt jetzt wie zu einer Art Heiland aufsehen.“ Er gab ihre Namen an sowie die Orte, wo sie wohnten, und Bushnell fand hinterher heraus, daß die kalifornische Bevölkerung überall Yonnts Erzählung begeistert bestätigte.

Dieser Bericht ist eine von den Geschichten aus alter Zeit, die man natürlich als Anekdote abtun kann, wenn man sie nicht glauben will. Aber daß sie eine Anekdote ist, heißt noch nicht notwendigerweise, sie sei nicht wahr. Der Traum von Captain Yonnt ist zudem in Einzelheiten einigen anderen hier berichteten Träumen verwandt. Erstens kam er zweimal in derselben Nacht, wobei sich

jede Einzelheit genau wiederholte. Zweitens machte dieser Traum jenen überwältigenden Eindruck von Wirklichkeit, wie er wichtigen „Wahrträumen“ zum Unterschied von gewöhnlichen und belanglosen Träumen eigen ist. Captain Yonnt war vom Wahrheitsgehalt seiner Traumvision so völlig überzeugt, daß er handeln mußte. Ein Mann wie dieser Patriarch träumt eben keinen gleichgültigen und harmlosen Traum, sondern einen Traum, wie er in erster Linie zu einem solchen Menschen paßt. So gewinnt diese Traumgeschichte einen fast biblischen Charakter.

Die Leiche unter der Brücke

Die folgende Geschichte ereignete sich im Oktober 1898; ein Verwandter der Frau von Professor William James machte den berühmten Harvard-Professor darauf aufmerksam. James überprüfte den Bericht und erhielt unterschriftliche Bestätigungen von allen Zeugen, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Ereignis standen, und zwar zu einer Zeit, als die Angelegenheit noch nicht lange zurücklag. Der Taucher, der die Leiche, von der hier die Rede ist, entdeckte, wurde von der „Howditch Society of Harvard“ ins Kreuzverhör genommen. Der ganze Vorfall ist also besonders gut geprüft und untersucht.

Was spielte sich nun eigentlich ab? Am 31. Oktober 1898 früh am Morgen verließ ein junges Mädchen namens Bertha Huse ihre Wohnung und verschwand spurlos. Nirgends fand sich ein Grund für ihr Verschwinden. Ihre ganze Heimatstadt Enfield (Vermont) und vor allem ihre Angehörigen gerieten in Aufruhr. Ganz früh am Morgen jenes Tags war das Mädchen zum letztenmal von einigen Mitbürgern auf der Straße gesehen worden. Die Frau des Hufschmieds gab an, daß sie eine weibliche Gestalt auf der Shaker-Brücke, die über den Muscova-See führt, gesehen habe; sie glaubte, es könne Bertha gewesen sein.

Den ganzen Tag über durchforschten etwa hundertfünfzig Menschen die Wälder und Ufer des Sees. Das war an einem Montag. An den nächsten beiden Tagen suchte ein Taucher die Tiefen des Sees selbst ab. Doch alles Suchen blieb vergebens.

Damals lebte in einem etwa viereinhalb Meilen vom See entfernten Dorfe eine Frau Nellie Titus, deren Mann in einer nahe gelegenen Fabrik arbeitete. Zufällig war eine Schwester der Bertha

Huse seine Arbeitskollegin in der Fabrik, doch kannte Frau Titus Bertha nicht. Am vorhergehenden Sonntag, dem 30. Oktober, sagte Frau Titus zu ihrem Mann: „Es wird etwas Schreckliches geschehen.“ Am Montagmorgen, als er gerade zur Fabrik gehen wollte, sagte sie ihm, jetzt sei es geschehen. Als er zum Mittagessen nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, die Schwester von Bertha Huse sei von der Arbeit nach Hause gegangen; er glaube, ihre Mutter sei krank. „Nein“, erwiderte seine Frau, „es ist etwas Schlimmeres, ich fühle es.“

Am Abend kam dann die Nachricht, Bertha werde vermißt. Am Dienstag bemerkte Frau Titus zu ihrem Mann, das Mädchen müsse im See sein; aber das behauptete ja jedermann. Am Abend des folgenden Tags, nach dem Geschirrspülen, nickte Frau Titus in ihrem Schaukelstuhl ein. Ihr Mann sprach sie an und weckte sie dadurch auf. „George“, protestierte sie, „warum hast du mich nicht in Ruhe gelassen? Morgen hätte ich dir erzählen können, wo das Mädchen liegt, und alle weiteren Umstände.“

Ungefähr um neun Uhr abends ging Frau Titus zu Bett und schlief ein. Zwei Stunden später weckte ihr Mann sie erneut, da sie im Schlaf gesprochen und gestöhnt hatte. Anscheinend sprach sie mit einem Taucher. Sie sagte: „Sie ist nicht hier unten, sondern dort drüben, weiter links.“ Sie bat ihren Mann nochmals, sie schlafen zu lassen.

In der folgenden Nacht fing sie kurz nach Mitternacht wieder im Schlaf zu sprechen an. Herr Titus stand auf und machte die Lampe an. Dann unterhielt er sich leise mit der Schlafenden. Wenn er von dem vermißten Mädchen sprach, antwortete sie. Sobald er aber ein anderes Thema anschlug, blieb sie still. Dieses seltsame Zwiegespräch zog sich über dreiviertel Stunden hin. Dann wachte sie auf und erzählte ihrem Mann, was sie gesehen und über Bertha erfahren hatte. Sie bestand darauf, es sei ihre Pflicht, zur Brücke in Enfield zu gehen. Ihr Mann ließ sich Urlaub geben, um diesen Tag von der Fabrik wegbleiben und sie begleiten zu können.

Sie brachen in einem Einspänner in aller Frühe auf und kamen an der Shaker-Brücke ungefähr um acht Uhr morgens an. Als sie noch etwa fünfundzwanzig bis dreißig Meter von der Brücke entfernt waren, ließ Frau Titus ihren Mann anhalten. Sie stieg aus, ging an einen bestimmten Platz und schaute ins Wasser hinab.

„George“, sagte sie endlich, „dort unten ist sie.“ – „Nellie, bist du dessen sicher?“ – „Ja!“

Daraufhin fuhren sie zum Haus von Herrn George W. Whitney, dem Fabrikbesitzer von Enfield, der sich eifrig an der Suchaktion beteiligt hatte. Frau Titus sagte ihm, sie wisse genau, wo die Leiche des Mädchens liege. Er lachte, doch begleitete er das Ehepaar zur Brücke. An einem bestimmten Punkt deutete Frau Titus ins Wasser. Sie war ihrer Sache so sicher, daß Herr Whitney wieder nach dem Taucher schickte, obwohl dieser gerade zwei Tage ergebnisloser Suche hinter sich hatte. Als er erschien, war er ungehalten, daß man ihm zumute, noch einmal zu tauchen. Er erklärte sich nur einverstanden, wenn Herr Whitney ihm ausdrücklich Anweisung dazu gebe. Herr Whitney tat dies und versicherte dem Taucher, daß es unter den gegebenen Umständen das mindeste sei, die Suche fortzusetzen, und sei es auch nur, um die Dorfbewohner zufriedenzustellen.

Frau Titus führte den Taucher zu einer Stelle auf der Brücke, blieb stehen, sagte „Nein!“ und ging ein paar Schritte weiter. Dann hielt sie wieder an und sagte: „Dies sieht eher aus wie die Stelle, die ich letzte Nacht gesehen habe.“ Der Taucher machte sorgfältig den Platz aus, zog seinen Taucheranzug an und bereitete sich darauf vor, auf einer Strickleiter mit der Taucherleine hinunterzusteigen. Während er hantierte, wandte er sich protestierend an Frau Titus: „Aber ich war hier unten!“ Er schüttelte den Kopf über die verrückte Zumutung, die man an ihn stellte. Wie er hinterher zugab, war er einfach wütend.

„Nein“, erwiderte Frau Titus, „Sie sind da unten an dieser und an jener Stelle gewesen – (und sie deutete auf zwei verschiedene Punkte der Wasserfläche) – aber nicht hier. Sie steckt mit dem Kopf nach unten im Schlamm. Ein Fuß mit einem neuen Gummischuh ragt heraus.“

Inzwischen hatte sich eine große Menge Dorfbewohner auf der Brücke versammelt, um zu beobachten, was vor sich ging. Der Taucher stieg ins Wasser, tief unter die Oberfläche. Ungefähr eine Minute nach seinem Verschwinden kam ein Frauenhut nach oben. Daraufhin entstand ein solches Gedränge der Zuschauer am Brückengeländer, daß der Gehilfe des Tauchers beinahe ins Wasser gestoßen worden wäre. Kurz darauf kam der Taucher nach oben und berichtete Herrn Whitney: „Sie ist dort unten.“

Als er später seinen offiziellen Bericht aufsetzte, sagte der Taucher: „Meine Hand stieß an etwas. Ich griff zu und fühlte einen Fuß... Ich vergewisserte mich, daß es ein Körper war. Er lag in

einem tiefen Loch, mit dem Kopf nach unten. Es war so dunkel, daß ich nicht das Geringste sehen konnte. Ich mußte alles erfahren...“

Ueber die Angaben von Frau Titus fügte der Taucher folgende Bemerkung hinzu: „Als ich den Körper berührte, blieb ich stehen. Es gehört zu meinem Beruf, Leichen im Wasser aufzufinden, und ich habe keine Angst vor ihnen. Doch in diesem Falle hatte ich Furcht, und zwar vor der Frau auf der Brücke. Ich dachte bei mir: wie ist es möglich, daß eine Frau vier Meilen weit herkommt und mir oder irgend jemand anderem sagt, an welcher Stelle ich die Leiche finden werde?“

Als der Taucher endlich mit der Leiche des ertrunkenen Mädchens aus dem Wasser kam, fragte ihn Herr Whitney, was er darüber denke, daß Frau Titus so genau den Fundort der Leiche angegeben habe. „Ich denke nichts“, antwortete der Taucher. „Ich bin einfach fassungslos.“

Ein paar Worte seien hier noch über Frau Titus, die Hauptperson in diesem Drama, hinzugefügt. Vor dem geschilderten Vorfall war sie ein oder zwei Jahre lang nicht in Enfield gewesen. Ihr Mann gibt in seiner Erklärung an, ihre Traumzustände seien eine Art Trance, die sie bekämpfe, da sie für ihre Gesundheit nachteilig seien. Er fügt hinzu, ihre Mutter habe auch „die Gabe gehabt“; doch handelte es sich bei dieser um automatisches Schreiben, das ohne Beeinflussungs- und Kontrollmöglichkeit kam und ging.

Nun zu der Schlußfolgerung, die Prof. William James selbst aus diesem Vorfall zieht. Er als Mann der Wissenschaft war immer darauf bedacht, nichts gläubig zu bejahen, bevor der Fall nicht klar bewiesen war. Er sagt: „Mein eigener Standpunkt in bezug auf den Titus-Fall ist der, daß hier ein entschieden zuverlässiger Beweis für die Tatsache einer übernormalen Sehergabe vorliegt – welche Bedeutung man auch später diesem Ausdruck beilegen mag.“

Es ist beachtenswert, daß in diesem Fall der Traum, der zur Auffindung der Ertrunkenen führte, nicht irgendeinem Mitglied der unglücklichen Familie zuteil wurde, sondern einem völlig fremden Menschen. Aber Frau Titus war vielleicht die geeignetste Empfangsstation in der ganzen Gegend.

Die Seherin hatte Bertha Huse niemals vorher gesehen und wußte gar nicht, wer sie war. Wie kam sie zu den genauen Angaben über die Lage des Leichnams? Kann ihre Aussage über die Lage des Körpers im Wasser und den neuen Gummischuh durch

irgendein zufälliges Zusammentreffen erklärt werden? Das ist wohl kaum anzunehmen.

Auf jeden Fall liegt hier ein überzeugendes Beispiel für die Fähigkeit vor, im Traum den Raum zu überwinden und hellsehend in der Ferne zutreffende Wahrnehmungen zu machen. Aber was dabei eigentlich vor sich geht, wenn eine solche „übernormale Sehergabe“ betätigt wird – das wissen wir nicht. Es fällt ohne Zweifel schwer, eine befriedigende Erklärung für derartige Phänomene zu finden, wenn man nicht die Grenzen unseres bisherigen Wissens um das Wesen und die Organisation des Geschöpfes Mensch erweitert und unsere überkommenen Begriffe vom Menschen als einem Wesen mit fünf Sinnen an Hand von solch unleugbaren Tatsachen einer Revision unterzieht.

Die Schulwissenschaft kennt keinen feinstofflichen Leib, in dem nach Auffassung von Hellsehern und Okkultisten Übersinne wie Hellssehen ihren Sitz haben. Aber es muß sehr bezweifelt werden, ob man eine Erklärung und ein Verständnis für Fähigkeiten wie Hellssehen und Telepathie finden kann, wenn man nicht die bisherigen Anschauungsformen in der angedeuteten Richtung erweitert.

Telepathische Wahrträume

Wie im ersten Teil des Kapitels ausgesprochen, sind Telepathie und Hellssehen zwei Seiten einer Fähigkeit, nämlich der einer außersinnlichen Wahrnehmungsgabe, die sich beim wachen und beim schlafenden Menschen zeigen kann. Der Glaube an Telepathie und insbesondere an telepathische Fähigkeiten im Traum basiert auf alter Überlieferung. So spricht z. B. schon der Kirchenlehrer Tertullian gelegentlich von Menschen, die im Schlaf willkürlich Träume senden können. Aber die abendländische Wissenschaft machte immer gern einen großen Bogen um das schwer zu klärende und fast magisch anmutende Gebiet.

Als einer der ersten europäischen Forscher suchte Ende des 19. Jahrhunderts der Italiener Dr. G.-B. Ermacora die Existenz telepathischer Träume durch Experiment zu erweisen, und ein anderer italienischer Gelehrter, Sante de Sanctis, sammelte und veröffentlichte um dieselbe Zeit spontane telepathische Traumerleb-

nisse. Unbeabsichtigte Träume verlaufen unter Umständen wesentlich anders und geben andere Aufschlüsse als experimentell bewirkte telepathische Träume. Die Wissenschaft darf zur Klärung des Problems keine von beiden Forschungsmöglichkeiten ausschließen.

Auch die psychoanalytische Forschung hat sich mit dem Problem des telepathischen Traums auseinandergesetzt, und es gibt von ihrem Altmeister Sigmund Freud mehrfach Äußerungen, die keineswegs telepathische Träume leugnen. In der Zeitschrift „Imago“ findet sich 1922 die Wiedergabe eines Vortrags, den Freud unter dem Titel „Traum und Telepathie“ gehalten hat. Freud bekennt sich u. a. als Mitglied der englischen und der amerikanischen S. P. R. und demgemäß als vertraut mit dem reichen Material, das in deren „Proceedings“ usw. niedergelegt ist. Jedoch beschränkt er sich für seine Ausführungen auf zwei ihm persönlich bekannt gewordene Fälle, die ohne Zweifel weniger eindrucksvoll sind als andere hier gebrachte Beispiele. Es ist Freud wichtig, zu sagen, daß er selbst in den siebenundzwanzig Jahren seiner Tätigkeit als Analytiker niemals bei einem Patienten einen richtigen telepathischen Traum miterlebte. Das mag man im Interesse der Sache bedauern. Immerhin gelangt Freud zu dem Schluß, daß eine „unbestrittene Begünstigung der Telepathie durch den Schlafzustand“ gegeben ist.

Das ist im Ergebnis natürlich nicht sehr viel. Aber man kann bei einem Mann wie Freud, dessen zeitgeschichtliche Bedeutung schon an anderer Stelle gekennzeichnet wurde, wohl nicht mehr erwarten.

Ebenso hat sich der Zürcher Forscher Professor C. G. Jung in seiner „Energetik der Seele“ positiv über das Vorkommen telepathischer Träume geäußert. „Als eine weitere Traumdeteminante“, schreibt er, „muß ich das telepathische Phänomen anerkennen. Die allgemeine Tatsächlichkeit dieses Phänomens ist heute nicht mehr zu bezweifeln. Selbstverständlich ist es sehr einfach, ohne Prüfung der vorhandenen Beweismaterialien die Existenz des Phänomens zu leugnen, aber das ist auch ein unwissenschaftliches Verhalten, das keinerlei Beachtung verdient. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das telepathische Phänomen auch die Träume beeinflusst, wie das übrigens schon seit den ältesten Zeiten behauptet wird. Gewisse Personen sind in dieser Hinsicht besonders empfindlich und haben sehr häufig telepathisch beeinflusste Träume.“

Es ist entschieden ein bedeutender Fortschritt, daß eine Reihe moderner Wissenschaftler auf Grund ihrer Erfahrungen und Forschungen die Tatsächlichkeit telepathischer Träume anerkennt,

auch wenn sie für das tiefste Wesen solcher Träume noch keine befriedigende Erklärung zu geben wissen. Die Aufschlüsse, welche man aus derartigen Träumen erhalten kann, übersteigen oft bei weitem das, was man dem Unterbewußtsein zuzutrauen geneigt ist. Vielfach wird da – und das werden wir später auch bei prophetischen Träumen sehen – ein Wissen um Dinge offenbar, so weitreichend, daß man wirklich nur von einem „Mysterium der Träume“ sprechen kann. Die Erforschung der hier bestehenden Zusammenhänge führt immer weiter ab von rein materialistischen Auffassungen der Vergangenheit und zeigt den Menschen als ein in erster Linie geistiges Wesen.

Wahrträume darf man telepathische Träume nennen, insoweit sie etwas der normalen Erfahrung Unbekanntes aussagen, das sich bei der Überprüfung als zutreffend und wahr erweist. Entsprechendes gilt auch von Hellschträumen. Wie schon erwähnt, unterscheiden sich telepathische von Hellschträumen dadurch, daß bei ihnen ein „Sender“ klar erkennbar wird. Es ist heute nicht mehr so schwer, sich die seelischen Vorgänge dabei vorzustellen. So, wie die technische Erfindung der Television, des Fernsehens, das psychische Hellschauen dem Verständnis näherbringt, kann auch die drahtlose Sendung, wie sie durch Radio stattfindet, die Tatsache einer seelischen Sendung, der Telepathie, begreiflicher machen. Der Schriftsteller Upton Sinclair, der sich sehr eingehend mit Telepathie befaßt hat, schrieb schon vor über zwanzig Jahren ein Buch, das er „Mental Radio“ nannte; man kann das mit „seelischer Rundfunk“ übersetzen.

Jedenfalls bestreitet heute die Wissenschaft nicht mehr die Tatsache einer psychischen Einwirkungsmöglichkeit von Mensch zu Mensch ohne Vermittlung der bekannten fünf Sinne – wie es insbesondere auch die Forschungen von Professor J. B. Rhine gesichert haben – und unter Umständen auch über weite Entfernungen hinweg. Und eine solche Verbindung kommt nicht nur im Wachzustand, sondern gerade auch im Schlaf und Traum vor, ja vielleicht da noch leichter als beim wachbewußten Menschen. Bei telepathischen Träumen werden sowohl Gedanken und Empfindungen als auch gleichzeitige, der normalen Sinneswahrnehmung entzogene Geschehnisse vor das innere Auge von Schlafenden gebracht. Das läßt sich schon an kleinen Vorkommnissen zeigen.

Verschiedene Beispiele

Professor Johann Ludwig in Freising veröffentlichte im Juniheft 1913 der „Psychischen Studien“ unter seinem Decknamen Dr. J. Clericus folgende Begebenheit:

„Einen sehr beachtenswerten Fall von Gedankenübertragung im Traum berichtete mir unlängst einer meiner Schüler, ein Kandidat der Theologie. Das Vorkommnis ist so gut bezeugt und steht so fest, daß es an Ort und Stelle auf jene Kreise großen Eindruck machte, die – an einer z. T. veralteten scholastisch-aristotelischen Psychologie zähe festhaltend – das Bestehen eines Unterbewußtseins und der Telepathie hartnäckig leugneten.

Der betreffende Kandidat hatte den Direktor seines Seminars um Weihnachtsurlaub gebeten, aber vergeblich auf die Bewilligung gewartet, so daß er seinen Eltern schrieb, sie möchten seine Heimkunft nicht erwarten, er komme nicht. Nach einigen Tagen ward ihm aber gegen sein Erwarten der Urlaub doch noch bewilligt. Der Kandidat war nicht wenig überrascht, als er, nach Hause gekommen, erfuhr, daß eine seiner Familie befreundete Dame seine Ankunft zufolge eines ihr gewordenen ‚Wahrtraums‘ bereits angekündigt hatte. Auf Ersuchen des jungen Theologen hat die Dame ihre Eindrücke schriftlich in folgender Weise geschildert:

„Die Nacht vor Ihrem Eintreffen träumte mir, Sie seien mit mehreren Herren versammelt. Hierbei erinnerte sich der Herr Direktor, daß Sie um Urlaub nachgesucht hatten. Er entschuldigte sich, er habe infolge vieler Arbeit und Aufregung ganz darauf vergessen. Sie hatten schon beschlossen, nicht mehr nachzusuchen. Herr Direktor gewährte Ihnen vier Tage Urlaub, welchen Sie auch sofort antraten. Im Traume war ich selbst anwesend. Herr Direktor war ein mittelgroßer, schwarzer Herr. Am Sonntag vor Weihnachten hatte ich durch Ihre Frau Mutter erfahren, daß Sie wohl nachgesucht, aber keinen Urlaub bekommen hatten!“

Das Merkwürdigste ist, daß alle von der Schreiberin bemerkten Einzelheiten genau zutreffen. Der Kandidat befand sich auf dem Korridor im Gespräch mit einigen Mitschülern, als sich ihm der Direktor näherte unter den oben angegebenen Worten. Auch die Schilderung des Äußeren stimmt vollkommen.“

Eine Unschärfe besteht bei dem Bericht von Professor Ludwig insofern, als nicht ganz klargestellt ist, inwieweit der Traum exakt gleichzeitig stattfand. Auch erweckt der Traum zunächst den

Eindruck eines Hellschtraums. Zu diesem Punkt äußert sich jedoch Professor Ludwig folgendermaßen:

„Wir brauchen zur Erklärung dieses Faktums nicht anzunehmen, daß ein wirkliches Fernsehen stattgefunden vermittels des sogenannten transzendentalen Subjekts (nach du Prel) oder daß die Psyche der Schlafenden ihren Zusammenhang mit dem Körper gelockert und sich räumlich hat nach F. versetzen können; sondern die Sache erklärt sich damit, daß der von freudiger Erregung erfüllte junge Mann die kurz vorher erlebte Szene in den Schlaf hinübernahm, seiner Angehörigen und Freunde in M. lebhaft gedachte und das ganze Erlebnis, die Worte und das Bild der Szene aus seinem Unterbewußtsein auf das für telepathische Einwirkung empfängliche Unterbewußtsein der schlafenden Dame, die sich wohl schon vorher im Wachen viel mit ihm beschäftigt hatte, übertrug.“

Diese Kommentierung des Wahrtraums durch Professor Ludwig kann man durchaus gelten lassen, so daß es nicht nötig erscheint, ihr noch etwas hinzuzusetzen.

Ein anderes Zeugnis, das von einem katholischen Geistlichen stammt und für oft erlebte telepathische Kontakte bezeichnend ist, berichtet Camille Flammarion in seinem Buch „Rätsel des Seelenlebens“. Der betreffende französische Curé schreibt:

„In den achtunddreißig Jahren meines Priesterstands bin ich mehrere Male instinktiv an ein Sterbelager gegangen, zu Menschen, die ich nicht einmal krank wußte. Einmal erwache ich morgens zeitig und sehe eines meiner Pfarrkinder sterbend und laut nach mir rufend in seinem Bett liegen. Fünf Minuten später bin ich angekleidet, und mit einer kleinen Laterne in der Hand eile ich zu dem Haus des Sterbenden. Unterwegs begegnet mir ein Bote, der mich holen kommt. Als ich in das Sterbezimmer trete, ist der Kranke bereits bewußtlos. Ich finde nur Zeit, die Absolution zu sprechen, dann stirbt er an dem Schlaganfall, der ihn unerwartet getroffen hatte. – Es war ein sehr kräftiger, gesunder Mensch, und er hatte sich am Abend vorher in bestem Wohlsein zu Bett gelegt.“

Bouin, Chanoine honoraire
Curé de Couze (Dordogne).“

Während im Freisinger Fall wohl ohne Zweifel ein telepathischer Traum vorliegt, könnte man auf Grund des Wortlauts in diesem zweiten Fall zweifeln, ob der telepathische Kontakt zwischen Krankem und Pfarrer im Schlafen oder im Wachen zustande gekommen ist. Wahrscheinlich wurde aber hier, wie das vielleicht

fast jeder schon einmal ähnlich bei sich selbst erlebt hat, das Traumbild in den Wachzustand mit herübergenommen und hielt so noch kurze Zeit an. Daher schrieb wohl auch der Curé: „Einmal erwache ich und sehe . . .“ Auf jeden Fall wurde telepathisch etwas Zutreffendes übertragen.

Wie Hellschträume kommen auch telepathische Träume häufig dann leicht zustande, wenn eine affektgeladene Situation, ein aufregendes oder lebensgefährliches Geschehen vorliegt. Dafür ist der folgende Fall bezeichnend, den Professor R. Tamburini-Rom im Jahrgang 1893 den „Annales psychiques“ mitgeteilt hat. Hier handelt es sich um einen Traum in Fortsetzungen.

„Dr. G. Orsi sieht am 2. Juli 1858 im Traum das Schiff ‚Andrea Doria‘, auf dem sich sein Bruder eingeschifft hatte, mitten in einem heftigen Sturm.

In der Nacht darauf hat er denselben Traum.

In der dritten Nacht sieht er wiederum den Sturm; das Schiff ist an Felsen gescheitert, und die Schiffbrüchigen laufen verwirrt nach allen Seiten. Doch fühlt er, daß sein Bruder gerettet ist.

Am 8. Juli teilte ihm ein Telegramm aus Gibraltar mit, daß das Schiff in einem Sturm in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli untergegangen, sein Bruder aber wohlbehalten davongekommen ist.“

Wenn auch die Einzelheiten des wirklichen Geschehens hier nicht genau berichtet werden, so darf doch angenommen werden, daß sie dem in den drei Traumgesichten geträumten Verlauf im wesentlichen entsprochen haben. Das nimmt auch Prof. Charles Richet an, der den Fall in seinem „Grundriß der Parapsychologie und Parapsychophysik“ wiedergibt.

Es kann sogar sein, daß die Träume zum Teil metagnostisch sind, d. h. daß sie später geträumt wurden, als das geträumte Ereignis stattfand. Ein solches Phänomen ist auch sonst schon beobachtet worden.

Der blinde Passagier

Im Gegensatz zum vorigen Fall haben wir es bei dem folgenden Bericht nicht mit einer Lebensgefahr zu tun, wenn auch mit einer Situation, die für den unfreiwilligen Traumsender mit Unannehmlichkeiten und Aufregungen verknüpft erscheint.

In „The New York Times“ vom 9. Juni 1948 stand ein seltsamer

Artikel mit der Überschrift „Traum eines Offiziers schnappt ehemaligen Soldaten als blinden Passagier kurz vor dem Ziel“. Der Inhalt der Zeitungsmeldung lautet:

„Sidney, Australien, 8. Juni 1948. Ein ehemaliger Soldat der Vereinigten Staaten, der sich als blinder Passagier auf einem Dampfer nach Australien einschiffte, wurde heute kurz vor Erreichen seines Ziels geschnappt, weil ein Schiffsoffizier einen überraschend genauen Traum hatte.

Oberzahlmeister R. T. Heydon erwachte ungefähr um drei Uhr morgens, als der Dampfer ‚Marine-Phönix‘ der Matson-Linie ungefähr zwanzig Meilen von Sidney entfernt war. Er hatte geträumt, daß sich ein blinder Passagier im Leseraum des Schiffs versteckt halte.

Herr Heydon ging sofort nach dem Lesezimmer. Der erste Mensch, den er dort sah, war Robert L. Joyce aus San Franzisko, der über den Pazifik gereist war, ohne entdeckt zu werden.

Herr Joyce hatte eine amtliche Einreiseerlaubnis erhalten, um nach Australien einzuwandern, konnte aber die Reise nicht finanzieren, auch nicht mit Regierungshilfe. So schiffte er sich als blinder Passagier ein, und fast wäre er durchgekommen. Er nahm sogar die meisten seiner Mahlzeiten im Speiseraum ein, ohne daß er nach Karten gefragt wurde. Er schlief in ausgefallenen Ecken der allgemeinen Räume des Schiffs.

Seine Papiere waren in Ordnung, und das Einwanderungsamt will ihm die Aufenthaltsgenehmigung für Australien geben, wenn die zuständigen Stellen der Matson-Linie sich damit einverstanden erklären, ihre Ansprüche niederzuschlagen und ihm das Verlassen des Schiffs erlauben.“

Man kann sich vorstellen, wie der blinde Passagier, der mit soldatischer Abenteuerlust und mit Unternehmungsgeist seinen originellen Versuch schon fast bis zu Ende bestanden hatte, sich schließlich wohl dadurch verriet, daß er sich in Gedanken lebhaft mit seiner etwas zweifelhaften Lage beschäftigte und ahnungslos Gedankenwellen aussandte. Sein Pech war, daß der Oberzahlmeister offenbar ein „Empfangsgerät“ hatte, das auf dieselbe Wellenlänge eingestellt war wie der „Sender“ des ehemaligen Soldaten.

So aufgefaßt, ist der kleine Vorfall ein echter telepathischer Traum, bei dem Ungewißheit und Aufregung des blinden Passagiers die „Stärke“ seiner „Sendung“ erhöht haben können. Skep-

tiker aber mögen vielleicht eine andere Erklärung versuchen. Möglicherweise hatte der Oberzahlmeister den sich in allerhand Ecken herumdrückenden reisenden Ex-Soldaten schon an den Tagen vorher bemerkt, wenn auch vielleicht nur mit halbem Bewußtsein, und irgend etwas in seinem Benehmen mochte ihm aufgefallen sein. Im Schlaf arbeitete dann das Unterbewußtsein des Schiffsoffiziers weiter und kombinierte aus seinen Beobachtungen die Situation, die er träumte. In diesem Falle würde es sich um keinen telepathischen Traum handeln, aber um eine recht beachtenswerte Leistung im Schlaf. Die Bedeutung des Traums würde auch in diesem Falle nicht geringer sein.

Das Kind der Hausgehilfin

Unter der sehr großen Anzahl von telepathischen Wahrträumen, die vor über sechzig Jahren in dem Buche „Phantasmen Lebender“ veröffentlicht wurden, befindet sich auch der nachfolgende Bericht:

Eine Engländerin – sie ist nur mit dem Anfangsbuchstaben „B“ bezeichnet, war aber den Autoren des Werks bekannt – nahm ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen in ihre Dienste, das mit den besten Empfehlungen versehen zu ihr kam. Die Hausfrau war mit ihr außerordentlich zufrieden. In der Tat entwickelte sich zwischen den beiden Frauen bald ein so herzliches Verhältnis, wie es zwischen Herrin und Dienerin zur damaligen Zeit selten war. Das Mädchen sagte oft, es sei noch nie in einer Stellung so restlos glücklich gewesen. Frau B. wußte über das Vorleben und die Verhältnisse des Mädchens nichts weiter als das, was in den Zeugnissen stand.

Eines Morgens hatte nun Frau B. einen seltsamen und sehr realistischen Traum. Ihr Mädchen kam darin in das Eßzimmer und tat etwas für die damalige Zeit Unerhörtes. Sie setzte sich nämlich neben sie. Dann sagte sie ernst zu ihrer Herrin: „Ich habe etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen erzählen muß. Ich habe einen dreijährigen Jungen, der Bertie heißt.“

Das war alles. Aber Frau B. war von dem Traum so beeindruckt, daß sie ihn ihrem Mann erzählte. Nach dem Frühstück ging Frau B. in den Obstgarten, wo das Mädchen Wäsche aufhing. Dort erzählte sie auch ihr den Traum. Das Mädchen erwiderte kein Wort, sondern wurde nur bleich und schaute seltsam drein. Ihre Herrin ging daher mit dem Gefühl ins Haus zurück, sie beleidigt

zu haben. Kurze Zeit später fand sie das Mädchen bitterlich weinend in der Küche.

„Nanu, was ist los, Annie, habe ich Sie beleidigt?“

„O nein, gnädige Frau, Ihr Traum ist vollständig wahr! Auch der Name stimmt.“

Dann kam es heraus: lange Zeit habe die Überzeugung wie eine Last auf ihr gelegen, sie sei es ihrer gütigen Herrin schuldig, die Existenz eines unehelichen Kindes zu gestehen, das von ihrer Mutter betreut wurde. Tatsächlich war ihre Mutter in sie gedrungen: es sei ihre Pflicht, ihrer Herrin reinen Wein einzuschenken.

Ungefähr ein Jahr später weilte Frau B. bei Verwandten in London zu Besuch. Hier hatte sie wiederum einen packenden Traum, und auch diesmal drehte es sich um Annie. Sie sah das Mädchen in furchtbarem Kummer: die Tränen strömten ihr über die Wangen. Diesesmal war der Traum nicht kurz, es kam ihr vielmehr so vor, als ob das kummervolle Gesicht sie die ganze Nacht hindurch ansehe. Gesprochen wurde in diesem Traume nichts. Aber der tragische Eindruck des Traumbildes war so stark, daß sie am nächsten Tag ihren Besuch jäh abbrach und nach Hause eilte.

Das Mädchen öffnete ihr bei der Ankunft selbst die Tür. „Oh, gnädige Frau“, rief sie weinend, „Mutter schreibt mir, Bertie liege im Sterben! Die ganze Nacht habe ich geweint und gebetet, Sie möchten zurückkommen. Ich muß zu ihm, ich muß zu ihm!“

Diesem Traumerlebnis liegt offenbar eine außergewöhnliche geistige und seelische Harmonie zwischen Herrin und Dienerin zugrunde. Manche Menschen würden wohl sagen, sie seien „auf die gleiche Wellenlänge eingestellt“. Der telepathische Vorgang wirkte in diesem Fall nicht wie in vielen sonstigen Fällen auf das Wachbewußtsein des Empfängers, sondern die „Sendung“ wurde im entspannten Schlafzustand aufgenommen.

Auf jeden Fall ist es offenbar zu eng, wenn man Telepathie nur als „Gedankenübertragung“ bezeichnen wollte. Denn wie im Wachen, so können auch im Traum sehr vielseitige seelische Gegebenheiten, sowie auch die damit zusammenhängenden äußeren Situationen – man denke z. B. an den Fall des schiffbrüchigen Herrn Orsi – unbewußt und unwillkürlich durch Telepathie übermittelt werden.

Letzte Worte einer Mutter

Die Todesstunde ist wohl der wirksamste Zeitpunkt für außersinnliche Übertragungen. Visionen abwesender Menschen, Phänomene, wie Hellsehen und Hellhören, d. h. das Hören von Stimmen und das Sprechen unter Ausschluß normaler Übertragungsmittel, ferner Erscheinungen, wie das bedeutungsvolle Stehenbleiben von Uhren, das Herunterfallen von Bildern und ähnliches mehr, was gemeinhin als „Ankündigung“ bezeichnet wird – dies und anderes mehr tritt nach aller Erfahrung häufiger im Zusammenhang mit einem Sterbefall auf als sonst. Das gilt auch von Wahrträumen.

Es ließen sich viele Fälle von telepathischen Träumen berichten, die sich an den Tod eines nahestehenden, aber nicht am Ort anwesenden Menschen knüpfen. Wir bringen jetzt ein Beispiel, das man zu derartigen telepathischen Wahrträumen zählen darf. In diesem Traum empfängt eine in der Ferne weilende Tochter eine Botschaft von ihrer sterbenden Mutter. Der Vorgang ist wohl außersinnlich, aber deswegen nicht übernatürlich.

Dr. Richard Hodgson, ein bekannter Untersuchungsbeauftragter der amerikanischen S. P. R., untersuchte persönlich den in Frage stehenden Fall. Das Ergebnis wurde in den Berichten der amerikanischen und der englischen Gesellschaft für psychische Forschung zum Abdruck gebracht. Ein Fräulein Lilian Whiting, die von der Perzipientin dazu Erlaubnis erhalten hatte, machte Dr. Hodgson auf den Fall aufmerksam. Später wandte sich dieser an die Träumerin selbst. Was letztere ihm schrieb, ist hier auszugsweise wiedergegeben:

„. . . Ich war zu Besuch bei Bekannten“, heißt es, „die fünfzig Meilen entfernt von der Wohnung meiner Mutter lebten. Meine Mutter hatte ich einige Wochen nicht gesehen, und ich wußte nicht, daß sie während dieser Zeit Herzanfalle gehabt hatte, die schließlich ihren Tod verursachten. Abgesehen davon, daß sie Rheumatismus hatte, war sie immer kräftig und gesund gewesen; es kam mir nie in den Sinn, daß sie einmal sterben könne . . .

Um elf Uhr zog ich mich zurück und schlief sofort ein. Kaum war ich eingeschlafen, da erschien mir meine Mutter im Traum. Sie war schwarz gekleidet und sah sehr jung aus. Indem sie ihre Arme um mich schlang, sagte sie: ‚Weine nicht, du hast alles für mich getan, was du konntest.‘ Diese Worte wiederholte sie mehr-

mals. Dann erwachte ich mit tränenüberströmtem Gesicht, verstört und beunruhigt.

Am Morgen sagte ich meinen Bekannten, daß ich mir infolge eines lebhaften Traums um meine Mutter Sorgen mache. Zwei Stunden später traf ein Telegramm mit der Nachricht ein, meine Mutter sei gestorben. Ich fuhr sofort hin.

Bevor man wir etwas über Mutters letzte Minute berichtete, erzählte ich meinen Traum. Meine Schwägerin sagte darauf: „Das waren ja Mutters letzte Worte, die sie vor ihrem Tode sprach!“ Um neun Uhr abends war sie von einem Unwohlsein befallen worden, und um zehn Uhr starb sie. Kurz zuvor sah sie meine Schwägerin an und sagte: „Weine nicht, du hast alles für mich getan, was du konntest.“ Mit diesen Worten verschied sie.

Hätte ich diesen Traum gehabt, nachdem ich um Mutters Tod wußte, so wäre ich nicht überrascht gewesen. Aber so, wie die Dinge liegen, erscheint mir der Traum wunderbar. Und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß es Mutter verstattet war, zu mir zu kommen, um mich auf den Schock vorzubereiten.“

Dr. Hodgson erhielt zwei Zeugnisse, die diesen Bericht erhärten. Das eine ist von der Schwägerin selbst und lautet: „Der Bericht meiner Schwägerin, Fräulein N. N., daß Mutters letzte Worte dieselben waren, die sie im Traum zu meiner Schwägerin sprach, ist völlig zutreffend. Meine Schwägerin kam einen Tag nach Mutters Tod an, und bevor ich ihr Mutters letzte Worte sagen konnte, erzählte sie mir schon ihren Traum.“

Die Bekannte fügt hinzu: „Fräulein N. N. war zur Zeit des Todes ihrer Mutter bei mir zu Besuch. Noch vor dem Eintreffen des Telegramms erzählte sie beim Frühstück, sie habe einen lebhaften Traum von ihrer Mutter gehabt.“

Das ist also wieder ein Traum, der erzählt wurde, bevor sein Wahrheitsgehalt festgestellt war. Und solche kontrollierten Träume sind für die wissenschaftliche Forschung besonders wichtig.

Zwischen dem Tod der Mutter um zehn Uhr und dem Einschlafen von Fräulein N. N. um elf Uhr liegt eine Spanne von einer Stunde.

Dieser Zeitunterschied könnte vielleicht ein Hinweis darauf sein, daß ein telepathischer Anruf erst dann aufgenommen werden kann, wenn der Geist des Empfängers genügend entspannt ist. Man müßte sich also vorstellen, daß eine dem Äther anvertraute Botschaft etwa einem Flugzeug zu vergleichen ist, das über seinem

Landeplatz so lange kreisen muß, bis alles zu seinem Empfang vorbereitet ist.

Es gibt aber auch eine andere Erklärungshypothese. Sigmund Freud schrieb 1925 in seinem Aufsatz „Die okkulte Bedeutung des Traums“, man dürfe es „nicht abweisen, daß telepathische Botschaften, die während des Tages aufgenommen wurden, erst im Traum der nächsten Nacht zur Verarbeitung kommen“. Verhielte es sich so, wie es hier Freud für möglich hält, dann wäre die Nachricht schon beim wachbewußten Träumer, also hier Fräulein N. N., angekommen, hätte sich aber erst nach Eintritt des Entspannungszustands im Schlaf bemerkbar machen können. Jedenfalls liegt hier noch ein Sonderproblem für die wissenschaftliche Forschung.

Das schwarze Kleid, das Fräulein N. N. an ihrer Mutter im Traume sah, konnte eine symbolische Einkleidung, ein Hinweis auf den Trauerfall sein; man darf aber auch daran denken, daß ältere Frauen der achtzehnhundertneunziger Jahre meistens sowieso schwarz trugen. In anderen Träumen erscheinen Abgeschiedene, wie wir dies z. B. im Falle von Dante gesehen haben, gerne in weißem Gewande.

Die unglückliche Tochter

Der Autor Stevens dieses Buches erhielt viele Briefe aus England, welche Wahrträume der Briefschreiber berichten. Darunter befindet sich einer, dessen Schreiberin offensichtlich in einem bescheidenen Heim in einem einfachen Londoner Stadtviertel lebt. Die Briefschreiberin berichtet, daß ihre verheiratete Tochter in einem anderen Bezirk der englischen Hauptstadt lebe, in welchem sie, die Mutter, sich nicht auskenne.

Eines Nachts war es ihr nun im Traum, als gehe sie mit ihrer Tochter die Straße entlang. Dabei sagte auf einmal die junge Frau, sie habe eine Bekannte in eine Wirtschaft eintreten sehen. Mit den Worten: „Ich muß mit ihr sprechen“, trat sie gleichfalls dort ein. Die Mutter blieb auf einem Schubkarren draußen sitzen. Als ihre Tochter aber nach längerer Zeit nicht herauskam, wurde sie ängstlich und ging ebenfalls in die Wirtschaft, um nachzusehen, ob ihr etwas zugestoßen sei.

Beim Betreten der Wirtschaft erblickte die Mutter einen langen

Gang und mehrere Glastüren, die sie durchschreiten mußte. Im Schankraum fand sie eine Menge roh aussehender Männer, die sie als „Raufbolde“ bezeichnete. Diese saßen an einem langen Tisch, tranken ihren Schnaps und fluchten laut. Vergebens sah sie sich nach ihrer Tochter um, sie konnte sie nirgends entdecken. Über dem ganzen Raum lag eine drohende Atmosphäre, und der Mutter fiel auf, daß das Personal erschrocken dreinsah.

Auf einmal rückte einer der rohen Burschen, der mit am Tische saß, zur Seite, und in diesem Augenblick sah die Mutter ihre Tochter, die, in ein schwarzes Tuch gerollt, der Länge nach auf dem Fußboden unter dem Tische lag.

„Was geht hier vor?“ schrie die Mutter voll Entrüstung; doch niemand gab ihr eine Antwort. Sie bückte sich und zog ihre Tochter unter dem Tisch hervor. Sie stellte sie mit einiger Anstrengung auf die Füße und lehnte sie an die Wand. Doch die junge Frau war nur halb bei Bewußtsein, und ihr Kopf fiel auf die Schulter der Mutter. Sie war völlig von Alkohol betäubt. Jetzt erst entdeckte die Mutter, daß ihre Tochter einen blauen Unterrock trug, den sie früher nie an ihr gesehen hatte.

„Was ist geschehen, – was ist geschehen? Sprich doch!“ Mit diesen Worten versuchte die Mutter ihre Tochter zum Sprechen zu bringen, um für ihren schlimmen Zustand eine Erklärung zu erhalten. Doch in ihrer augenblicklichen Verfassung konnte diese nicht ein einziges verständliches Wort sprechen. An dieser Stelle des Traumvorgangs kam der größte der Männer in den Raum. Es war ein stämmiger Bursche, der mit drohender Miene auf die Mutter zuing.

„Scheren Sie sich in den anderen Raum!“ brüllte er. Die Mutter fürchtete sich in ihrem Traum so sehr vor seinem brutalen Aussehen und Schreien, daß sie darüber aufwachte.

Die beunruhigte Frau hatte das sichere Gefühl, daß ein so lebendiger Traum eine Bedeutung haben müsse. Darum ging sie am nächsten Tag sogleich zur Wohnung ihrer Tochter. Als sie diesen ihren Traum erzählte, machte die junge Frau ein verblüfftes Gesicht und erschrak. Sie hob ihr Kleid in die Höhe und zeigte einen neuen blauen Unterrock.

„Das ist der Unterrock, den du im Traum gesehen hast, Mutter!“ sagte sie. „Ich will dir erzählen, was passiert ist. Gestern abend hatte ich Streit mit Harry, meinem Mann. Es stand mir alles bis zum Hals, so daß ich entschlossen war, auszugehen und mich zu betrinken. Die Kneipe, die du in deinem Traum gesehen hast, war

eben die, in die ich gehen wollte. Sie hat Glastüren, einen langen Gang und einen Tisch, der fast durch den ganzen Raum geht, genau so, wie du es beschreibst. Und Leute von der Sorte, wie du sie im Traum gesehen hast – die verkehren dort auch. Das stimmt also ebenfalls.

Daß ich gestern abend nicht dorthin gegangen bin, lag nur an meinem Kleid. Ich schämte mich, in dem Kleid, das ich anhatte, auszugehen. Ein anderes, anständiges Kleid hatte ich aber nicht anzuziehen. Es wäre zu spät geworden, um noch in die Kneipe zu gehen, wenn ich dieses hier ausgebessert hätte. Aber ich war fest entschlossen, heute abend hinzugehen!“

„Nun, Mädchen“, erwiderte die Mutter in aller Ruhe, „hör auf mich und gehe nicht! Mein Traum ist bestimmt eine Warnung. Du würdest dort in schlechte Gesellschaft geraten, und es könnte sich etwas ereignen, das dich für dein ganzes weiteres Leben unglücklich macht.“

Daraufhin holte sie den Ehemann ins Zimmer und sprach mit dem zerzankten jungen Paar. „Ihr habt ein Kind“, sagte sie, „warum wollt ihr das junge Leben auch verderben?“ Das kleine Mädchen, welches die Absicht der Großmutter fühlte, schlang jetzt seine Arme um ihren Hals und küßte sie. Mann und Frau zeigten beide auf ihren Gesichtern Reue, als das geschah. „Und ich konnte sehen“, so schloß die Schreiberin des Briefes, „daß alles zwischen ihnen wieder in die Reihe kommen werde.“

Diese Geschichte ist ungewöhnlich, weil sie von einem drohenden Traum handelt, dem in Wirklichkeit ein gutes Ende folgt. Das Telepathische des Traums liegt darin, daß sich der verzweifelte Entschluß der Tochter, in die Kneipe zu gehen und sich dort zu betrinken, um ihr Elend zu vergessen, auf das Traumbewußtsein der Mutter übertrug. So ergab sich ein Bild des Zustandes, in den die Tochter entfliehen wollte.

Manches an dem Traum ist symbolisch. Aber auch verblüffende Einzelheiten, die der Wirklichkeit entsprechen, waren in ihm enthalten. Dahin gehört z. B. der blaue Unterrock, von dem die Mutter nichts wußte, und die besonderen Merkmale der Kneipe: der lange Gang, die Glastüren und der lange Tisch, sowie die rohen Burschen, die dort verkehrten.

Die meisten telepathischen Träume spielen in einer mehr oder minder privaten Sphäre; bei Hellsehträumen ist es nicht anders. Gewöhnlich dreht es sich um eine Einzelsituation oder ein Einzel-

schicksal, das im Traum wahrgenommen wird. Träume, wie der des Dr. Ballard vom See- und Erdbeben in Tokio oder des Captain Yonnt von den eingeschneiten Emigranten, bei denen es sich um eine Mehrzahl in ein Unglück Verstrickter handelt, gehören zu den Ausnahmen. Ebenso sind auch Träume verhältnismäßig selten, in denen der Träumende nicht ein privates, sondern ein politisches und allgemeines Geschehen träumt, wie wir es in den beiden nächsten Fällen kennenlernen.

Die Pariser Februarrevolution von 1848

Der feinnervige Dichter Gustav Schwab ist vor allem durch seine „Schönsten Sagen des klassischen Altertums“ bekannt. In der Biographie von Karl Klüpfel über Schwab finden sich folgende interessante Angaben:

Gustav Schwabs Tochter Emilie erzählte am Morgen des 24. Februar 1848, wie sie die Nacht über in Fieberträumen gelegen, die sie nach Paris – mitten in Revolutionsszenen – versetzt hätten. Sie hörte plötzliches Schießen, sah große Verwirrung, Rennen und Laufen, Fliehende und Händeringende, dann das Herausreißen von Staketen, die Errichtung von Barrikaden, alles so deutlich in den dunklen, engen Straßen von Paris, als ob sie es miterlebte.

„Die Schilderung“, so heißt es dann weiter, „wurde natürlich als eine Reminiszenz aus der Revolution von 1789 angesehen, was Emilie sehr bestritt, da sie sich gar nicht mit jenen Begebenheiten beschäftigt, auch alles einen modernen Anstrich gehabt habe.“

Als nun einige Tage darauf die Zeitungen die Berichte über den ersten Ausbruch der Revolution brachten, so paßten nicht nur die Zeit, sondern auch die Einzelheiten am Anfang der Bewegung genau zu den Erlebnissen des Traumes.“ – Soweit der Bericht.

Die Pariser Revolution, welche ganz Europa erschütterte und überall revolutionäre und Putschbestrebungen aufkommen ließ, führte wenige Monate später zur Wahl von Louis Bonaparte als Präsidenten der Republik. – Es bleibt hier völlig unerfindlich, wieso gerade ein junges Mädchen ein ihm durchaus fernliegendes politisches und revolutionäres Geschehen träumt, das sich Hunderte von Kilometern entfernt in einem Nachbarland abspielt.

Der Charakter des Traums als telepathisch scheint außer Zweifel zu stehen – aber wen soll man als Sender annehmen? Gibt es

ein überschauendes Bewußtsein, das alle solchen Einzelfälle, wie sie sich hier in einem bewegten Traumbild vereint, in sich trägt und sie senden kann? Oder soll man den Traum als Hellsehtraum auffassen? Vorgänge wie dieses Traumerlebnis zeigen die ganze Rätselhaftigkeit, die mit Traum- und Nachtgesichten verbunden sein kann und die wissenschaftlich so leicht nicht zu klären ist. Ähnliches gilt auch von dem folgenden Beispiel.

Die Ermordung Zar Alexanders II.

Unter dem sogenannten „Zar-Befreier“ Alexander II., der seit 1855 regierte und u. a. die Leibeigenschaft in Rußland aufhob, wurde trotz mancher fortschrittlichen Tendenzen das autokratische Regiment in Rußland verschärft. Zwischen ihm und der Träumerin des hier wiedergegebenen Traums, der von Eduard Mörike geförderten Schriftstellerin Marie Bauer, bestanden keinerlei persönlichen Kontakte. Um so merkwürdiger ist, was laut Dr. Walter Bormanns Buch „Die Nornen“ Marie Bauer erzählt:

„In einer Märznacht des Jahres 1881 erwachte meine Schwester davon, daß sie mich mehrere Male lebhaft ihren Namen rufen hörte. Erschreckt fragte sie, was ich von ihr wolle. ‚So schau doch nur geschwind gen Himmel, dann siehst du es ja!‘ gab ich, noch träumend, zur Antwort, brach gleich darauf aber in solch Jammern und Wehklagen aus, daß meine Schwester mich aufweckte. Mit den Worten: ‚Aber das war ja gräßlich, war entsetzlich!‘ kam ich zu mir. ‚Was war denn so?‘ fragte meine Schwester gespannt. – ‚Ja, was?‘ Zunächst wußte ich selber nichts mehr. ‚Du hast mich herbeigerufen, um hinauf an den Himmel zu sehen‘, versuchte meine Schwester mir auf die Spur zu helfen. Nun besann ich mich, und allmählich fiel mir ein, daß ich Riesenbilder am blauen Himmelszelt gesehen hatte, und zwar von unserem alten Hausgarten aus, und daß ich mich mit lauter Stimme bemüht hatte, meine Schwester aus dem Hause herbeizurufen, damit auch sie des Anblicks teilhaftig werde.

‚Was ich gesehen und was so erschütternd gewesen?‘ wollte meine Schwester jetzt wissen. Aber ich brachte nicht mehr alles, immerhin noch das Folgende zusammen: Meine Augen hatten einen stattlichen Herrn in militärischem Anzuge erblickt. Und ich sah ihn den Arm ausstrecken und den Fuß heben, wie wenn er aus dem Wagen stiege. Die Umgebung war mir völlig fremd.

Während ich mich fragte, wer und wo das sei, kamen ein paar Bomben geflogen, barsten vor meinen Augen und spien Feuer und Qualm aus. Als dieser sich verzogen hatte, sah ich den uniformierten Herrn auf der Erde liegen, mit seinem Helm, aber ohne seine Füße. Entsetzt, zitternd, außer mir wandte ich mich ab.

Bis ich wieder gen Himmel blickte, war das Schreckliche verschwunden, aber gleich Grauensvolles war an seine Stelle getreten. Ich sah einen ungewöhnlichen mehrteiligen Galgen; an dem hingen acht bis zehn Menschen nebeneinander – ,wie die Fledermäuse im Faustturm zu Maulbronn', sagte ich zu meiner Schwester. Und wir sprachen noch lange darüber, was dieser gräßliche Traum wohl Entsetzliches ankündige.

An einem der nächsten Tage trug der Telegraph aller Welt zu, was in Petersburg geschehen war . . .“

Zar Alexander wurde zur Zeit des Wahrtraums, nämlich am 13. März 1881, in Petersburg ermordet. Und zwar geschah dies in eben der Weise, die der Traum zeigte: die Attentäter warfen Sprengbomben, der Zar wurde durch sie lebensgefährlich verwundet und verblutete. Die Attentäter wurden bald darauf gehenkt. Insofern ist der Traum ein über die Schranken des Raums hinweggreifender Wahrtraum telepathischer Art, falls Geschehen und Traumgesicht zeitlich ungefähr übereinstimmen.

Aber mindestens der zweite Teil des Traums, wo nicht schon der erste, trägt auch bereits prophetische Züge. Da sieht die Träumende die Attentäter und Verschwörer „wie die Fledermäuse im Faustturm zu Heilbronn“ – also offenbar im Traum sich an ein früheres Erlebnis erinnernd – am Galgen hängen. Damit wird im Traum etwas gezeigt, was im Augenblick des Traums noch nicht Wirklichkeit ist, wozu aber durch die Mordtat bereits der Grund gelegt ist. Telepathische und prophetische Traumbestandteile mischen sich also und gehen ineinander über. Auf jeden Fall ist dabei der Wahrheitscharakter evident.

Auch in diesem Falle ist es ebenso wie in dem vorhergehenden durchaus mysteriös, warum und wieso sich der aufregende politische Vorgang, das blutige Attentat von Petersburg, mit all seinen Begleitumständen dem an dem ganzen Geschehen unbeteiligten Mädchen im fernen Schwabenlande mitteilen konnte und mitteilen mußte.

Wahrträume, die etwas der normalen Erfahrung Entzogenes zutreffend aussagen, können aber, wie eben gezeigt, Vorgänge enthalten, die gleichzeitig mit dem Traum in der Ferne stattfinden, darüber hinaus aber auch Geschehen, das sich erst in näherer oder fernerer Zukunft verwirklicht. Die wissenschaftliche Forschung, die sich für Wahrträume interessiert, mißt natürlich mit strengeren Maßstäben als der Laie.

So schreibt z. B. der sehr skeptische Professor Max Dessoir in seinem Buch „Vom Jenseits der Seele“ über Wahrträume: „Die Voraussetzung für ihre wissenschaftliche Erklärung bleibt ein genauer, weder durch theoretische noch durch moralische Betrachtungen verfälschter Bericht des Tatbestands.“ Dessoir glaubt, derart gesicherte Berichte seien selten. Solche Voraussetzungen werden jedoch von vielen der von der S. P. R. geprüften Traumberichte, auch von manchen, die in diesem Buch enthalten sind, erfüllt. Auch sonst werden immer wieder Träume bekannt, die strengen wissenschaftlichen Maßstäben genügen.

So wurde z. B. von dem Nervenarzt Dr. H. Speer im Februarheft 1951 der Zeitschrift „Neue Wissenschaft“ ein Beitrag mit dem Titel „Gibt es Wahrträume?“ veröffentlicht. Darin gibt der durchaus kritische Verfasser einen an sich belanglosen, im Sinne der Wissenschaft jedoch sehr wichtigen Wahrtraum einer ihm persönlich bekannten Dame wieder, welcher nach Speers eigenen Worten „alle Voraussetzungen erfüllt, die für eine tatsächliche Anerkennung als Wahrtraum erforderlich sind“. Zu diesen Erfordernissen rechnet der genannte Verfasser: 1. der Traumtermin steht genau fest, 2. der Traum wurde vor seiner Bestätigung als Wirklichkeit einem anderen Menschen erzählt, der ihn bezeugen kann, 3. der Trauminhalt gibt eine Situation wieder, die an anderer Stelle Wirklichkeit war.

Nachdem die Tatsächlichkeit telepathischer und anderer Wahrträume heute seitens der Wissenschaft grundsätzlich zugegeben wird, können im Rahmen dieses Buches auch Träume Berücksichtigung finden, welche nicht allen Bedürfnissen der reinen Wissenschaft entsprechen, wenn sie als Traumgeschichten nur sonst für unseren Zweck geeignet erscheinen. Für die wissenschaftliche Erkenntnis und Forschung ihrerseits kann ein verhältnismäßig gleichgültiges Traumvorkommnis, das als Traumgeschichte vielleicht weniger interessant ist, auf Grund seiner guten Sicherung wertvoll sein. Jedenfalls hat die Wissenschaft auf dem Gebiet der

Erforschung telepathischer – und ebenso auch prophetischer – Wahrträume ohne Zweifel noch große Aufgaben vor sich.

Botschaften und Übertragungen

Ob ein Traum besser als telepathischer oder als Hellsehtraum zu bezeichnen ist, erscheint von untergeordneter Bedeutung, wenn es sich dabei nur überhaupt um außersinnliche Wahrnehmung handelt. Eine scharfe Abgrenzung zwischen den einzelnen Traumkategorien ist gar nicht immer möglich.

Die neuere wissenschaftliche Forschung neigt im allgemeinen dazu, Träume, wie sie in diesen beiden Kapiteln enthalten sind, als telepathisch zu bezeichnen. Das ist besonders bei einer Auffassung verständlich, die von Hellsehen eigentlich nur dann sprechen will, wenn eine außersinnliche Erfahrung von Tatsachen der sinnlichen Natur vorliegt, die niemand bekannt sind. In dieser Weise definiert z. B. Dr. R. Tischner in seinem Buch „Ergebnisse okkulten Forschung“ das Hellsehen, während er unter Telepathie jeglichen Übergang fremdseelischer Gegebenheiten ohne Vermittlung durch unsere Sinnesorgane verstehen will.

Nimmt man das an, dann wäre ein echter Hellsehtraum z. B. das Traumbild, das Walter Snoo von den in Schnee und Eis erfrorenen Mitgliedern der Franklinschen Arktisexpedition hatte; denn die Umstände von deren tragischem Untergang kannte vor ihrer Auffindung wirklich niemand. Alle anderen hier gebrachten Beispiele müßten dann aber vielleicht als telepathisch gelten.

Doch diese Frage können wir als für uns minder wichtig durchaus auf sich beruhen lassen. Der Leser mag selbst entscheiden, ob er alle hier wiedergegebenen Traumbotschaften usw., all die verschiedenen Träume von Begebenheiten und Vorfällen, die sich in der Ferne abspielten, lieber als hellsehtig wahrgenommen oder als telepathisch gesandt auffassen und bezeichnen will. Auf jeden Fall dreht es sich dabei nicht um Lügenträume, sondern um Wahrträume.

Verschiedene Beispiele

Das Vorkommen von Traumgesichten, in denen jemand das träumt, was ein anderer ihm mitteilen will, war schon im Altertum bekannt. So berichtet z. B. Cicero folgenden eindrucksvollen Fall:

„Zwei Freunde aus Arkadien machten zusammen eine Reise und kamen nach Megara. Der eine kehrte bei einem Gastwirt ein, der andere fand sein Quartier bei einem guten Freund.

Als sich nun die Reisenden nach dem Abendessen zum Schlafen niedergelegt hatten, erschien dem im Privathaus Schlummernden um Mitternacht der andere im Traum und bat ihn, er möge ihm gegen den Gastwirt, der ihn ermorden wolle, zu Hilfe kommen.

Bestürzt über diesen Traum erhob sich der Wachgewordene von seinem Lager. Nachdem er sich aber ein wenig gefaßt hatte, redete er sich ein, der Traum sei bedeutungslos, und legte sich wieder hin.

Da erschien ihm nun sein Freund abermals im Schlaf und bat ihn: da er ihm, als er noch lebte, nicht zu Hilfe gekommen sei, möge er nun wenigstens seinen Tod rächen. Der Gastwirt habe ihn ermordet, seinen Leichnam auf einen Karren geworfen und mit Mist überdeckt. Nun bitte er ihn, frühmorgens am Tore zu sein, ehe der Karren aus der Stadt fahre.

Dieser Traum machte auf den Freund nun doch Eindruck. Er paßte morgens beim Tore dem Fuhrmann auf und fragte ihn, was er auf dem Karren habe. Der Fuhrmann erschrak und flüchtete. Der Leichnam wurde hervorgezogen, der Gastwirt aber wurde des Mordes überführt und erhielt seine gerechte Strafe.“

Das Beispiel ist sehr bezeichnend; von sich aus wäre der durch den Traum Angerufene wohl kaum auf den Gedanken des Mordes und des Vertuschungsversuchs durch den Gastwirt gekommen. Es entsteht also völlig der gespenstische Eindruck, daß der bedrohte Freund zuerst als Lebender und schließlich als Toter im Traum des Ahnungslosen erscheint und ihn um Hilfe bittet. Denn wer hätte sonst diese wichtige Botschaft senden können?

Einen diesem außerordentlich verwandten Bericht, in dem es sich gleichfalls um eine mehrfache Erscheinung im Traum handelt, besitzen wir aus dem 18. Jahrhundert. Er stammt von Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dem Angehörigen eines alten preußischen Geschlechts, und lautet:

„Mein Großvater hatte einen Koch mit Namen Räuber und einen Läufer mit Namen Unterfutter. Die Läufer wurden damals nicht

nur zum Voranlaufen bei dem Wagen gebraucht, worin die Herrschaft fuhr, sondern auch zu Bestellungen über Land. Unterfütter muß ein wahrer Virtuose in seinem Fach gewesen sein; denn mein Vater hat mir sehr oft erzählt, daß, wenn er heute mit einem Brief zu dem Schwager meines Großvaters nach Heinrichsdorf geschickt worden, also zwanzig Meilen (= rund 150 km) weit, er den dritten Tag mit der Antwort immer zurückgewesen sei.

Am 29. November 1744 war dieser Läufer nach Berlin geschickt, sollte den 30. zurückkommen und blieb aus. Es war sehr tiefer Schnee gefallen.

Da träumt dem Koch Räuber in der Nacht zum 1. Dezember, der Unterfütter erscheine ihm und bäte: er möchte schnell nach der kleinen Heide kommen und ihn erretten – er läge im Schnee und werde gewiß erfrieren, wenn er nicht abgeholt würde.

Räuber erwacht, denkt: ob er hinausgehen solle, schlägt sich aber den Gedanken aus dem Sinn und schläft wieder ein.

Da erscheint ihm der Läufer zum zweiten Male und bittet dringender – es sei die höchste Zeit, er liege auf dem und dem Fleck. Der Koch springt auf, will gehen, sagt es den anderen Dienstboten, die lächen ihn aus; er schämt sich, legt sich wieder hin und schläft abermals.

Das Gesicht erscheint zum dritten Male, aber blaß und entstellt: es sei nun zu spät, Räuber sei an seinem Tode schuld; er solle nun wenigstens für ein ehrliches Begräbnis sorgen.

Nun wird es dem Koch zu arg; er geht mit der Laterne und mit Begleitung nach der Heide und findet den armen Unterfütter wirklich tot und erstarrt auf dem bezeichneten Fleck. Unterm 1. Dezember 1744 ist er unter den Gestorbenen im hiesigen Kirchenbuch. Mein Vater und meine Onkel haben mir die Geschichte erzählt.“

Der Bericht darf wohl als durchaus glaubwürdig gelten. Wie im vorigen Fall erscheint auch hier der in Lebensgefahr Schwebende einem Menschen, mit dem er eng verbunden ist und der ihm am ehesten helfen kann. Hier steigert sich das Traumgeschehen noch mehr, indem es sich nicht nur in zwei, sondern gar in drei Etappen vollzieht. Und wie im vorigen Fall überzeugt erst die Wiederholung den Träumenden, daß es sich um eine ernste Angelegenheit und nicht um ein täuschendes Traumbild handle. Aber in beiden Fällen finden die Botschaften zu spät Glauben.

Die Erklärung solcher Träume bereitet auf jeden Fall einige

Schwierigkeiten. Auch wer Telepathie im Traum als Phänomen zugeibt, wird nicht ohne weiteres telepathische Einwirkung von seiten eines Toten anzunehmen bereit sein. Dann aber bleibt wohl nur die Möglichkeit, diesen Teil des Traums als Hellsehen zu bezeichnen – und das ist als Vorgang genau so wunderbar.

Telepathische Traumbotschaften müssen aber durchaus nicht immer ein so affektreiches, ja tragisches Geschehen betreffen wie in diesen beiden Fällen. Manchmal sind es, wie schon früher gesagt, relativ einfache Vorgänge des Alltagslebens, welche den Inhalt eines solchen Traums ausmachen. So notiert z. B. Goethes Freund, der Pfarrer Johann Kaspar Lavater, der durch seine physiognomischen Studien bekanntgeworden ist, folgende kleine Erlebnisse:

„Zürich 1784. Ich hatte vor etwa sechzehn Jahren an einem Morgen zwei Träume, den einen von einem vor mir stehenden, seit Jahren nicht gesehenen Bürger von Zürich; den anderen von einem Briefe über eine bereits abgetan geglaubte Sache, den ich erhalten würde.

Man weckte mich auf und meldete mir die Anwesenheit eines Ratsuchenden, und wer vor mir stand, genau in eben der Kleidung, genau in eben der Positur, wie ich ihn im Traume gesehen hatte, war mein Bürger.

Und der Brief, den ich denselben Mittag erhielt, war völlig des Inhalts, wie der Traum, den ich beim Erwachen verlacht hatte, mich hatte besorgen lassen: eine Wiederaufwärmung eines alten Geschäfts.

Ein andermal erhielt ich im Traume einen Brief in Quarto mit Hexametern, die ich beinahe auswendig zu können glaubte, von einem Freunde, der mir jahrelang nicht geschrieben hatte.

Denselben Morgen fragte mich jemand: ob ich auch gar nichts mehr von meinem Freund in London wisse?

„Diesen Abend“, sagte ich lachend, „wenn mein Traum wahr wird, werde ich einen Brief von ihm erhalten.“

Ich ging auf die Post, und der Brief kam und war dem im Traum gesehenen vollkommen gleich.“

Vielleicht wird man bei diesen Erlebnissen im Traum weniger von Botschaften als von Übertragungen sprechen dürfen. Das, was ein anderer an Gedanken, Absichten, Wünschen, Empfindungen usw. in sich trägt, wird unbeabsichtigt an den schlafenden Empfänger gesendet, der es im Traum auffaßt.

Es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß ein telepathisches Wissen im Wachen oder Schlafen fast allen Menschen

zuteil wird; nur gestehen sich viele das nicht ein oder schieben ihre diesbezüglichen Erlebnisse mit einem Achselzucken oder dem Wörtchen „Zufall“, das nichts erklärt, beiseite. Ich selbst, Wilhelm Moufang, habe unzählige Male bei mir beobachtet, daß ich morgens beim Aufwachen aus dem Traum die Gewißheit ins Wachen übernahm, daß bei der Morgenpost ein bestimmter Brief sein werde, daß ein an sich unerwarteter auswärtiger Besucher im Lauf des Tages komme und ähnliches mehr. Und auf Befragen bekam ich von Bekannten immer wieder zu hören, daß auch ihnen ähnliche Erfahrungen durchaus bekannt und geläufig seien.

Von einem Vorherwissen möchte ich bei derartigen Vorfällen – auch bei dem Bericht von Lavater – darum nicht sprechen, weil zur Zeit des Träumens jeweils der später eintreffende Brief schon geschrieben und auf der Post war oder der Besucher seinen Besuchsvorsatz schon gefaßt oder gar auszuführen begonnen hatte. Es scheint also, daß von den betreffenden Sendern irgendwelche Meldungen durch den Aether gehen, die das im Schlafzustand besonders empfängliche Gemüt des in Frage kommenden Empfängers erreichen.

Es ist durchaus etwas Ähnliches, wenn wir gedankenverloren durch die Straßen gehen und auf einmal das sichere Gefühl haben, hinter der nächsten Ecke einem bestimmten Bekannten zu begegnen, und dieser trifft uns „rein zufällig“ dann auch tatsächlich in der vorher empfundenen, aber in keiner Weise verabredeten Art und Weise.

Übertragung physischer Empfindungen

Wie man aus fast allen Beispielen erkennen kann, ist das Bestehen einer nahen persönlichen Beziehung zwischen Sender und Empfänger dem Auftreten außersinnlicher Phänomene meist günstig. Während im allgemeinen durch Telepathie mehr seelische Zustände oder Gedanken übertragen werden, kommt es gelegentlich auch vor, daß sich physische Empfindungen mitteilen. Zwei hierhergehörige Beispiele mögen das erläutern.

Der Schlag auf den Mund

Der Bericht über diesen Vorfall wurde nach seiner offiziellen Untersuchung zuerst in dem Buche „Phantasmen Lebender“ veröffentlicht und von Dr. James Hyslop für sein Buch „Contact with the Other World“ (Verbindung mit dem Jenseits) ausgewählt.

Es handelt sich um ein Erlebnis, das Frau Joan R. Severn in Brantwood (England) hatte. Sie schreibt, daß sie eines Morgens durch einen harten Schlag auf den Mund plötzlich geweckt wurde. Dieser Schlag war so kräftig, daß sie überzeugt war, ihr Mund sei aufgeschlagen und blute unter der Oberlippe. Sie setzte sich im Bett auf, knüllte ihr Taschentuch zusammen und schob es unter die Oberlippe, um die vermeintliche Blutung zu stillen.

Nach einigen Sekunden entfernte sie das Taschentuch und betrachtete es. Zu ihrem Erstaunen war nicht die geringste Spur von Blut daran zu sehen. Daher sagte sie sich, ihr Erlebnis könne nur ein Traum gewesen sein, es könne sie ja auch nichts gestoßen haben, als sie im Schlafe lag.

Nun bemerkte sie, daß ihr Mann nicht im Bett lag, und vermutete richtig, er habe sich auf eine frühmorgendliche Segelfahrt begeben. Sie schaute auf ihre Armbanduhr und stellte fest, daß es sieben Uhr war. Darauf legte sie sich wieder hin und schlief ein. Als sie ungefähr eine Stunde später wieder erwachte, war der Eindruck, ihr Mund sei verletzt, noch so stark, daß sie die Innenseite ihrer Oberlippe sorgfältig untersuchte, ob dort nicht die Spur irgendeiner Verletzung zu sehen sei.

Herr Severn kam an diesem Morgen spät zum Frühstück, und seiner Frau fiel es auf, daß er sich absichtlich weiter von ihr entfernt als sonst niedersetzte. Ab und zu führte er sein Taschentuch an die Oberlippe – genau so, wie sie es nach ihrem plötzlichen Gewecktwerden getan hatte.

„Arthur“, fragte sie, „warum tust du das? Ich weiß, daß du dich verletzt hast. Nachher werde ich dir erzählen, wieso ich das weiß.“

„Nun“, erwiderte er, „ich war segeln. Da kam eine plötzliche Bö und warf die Ruderpinne herum, so daß ich einen bösen Schlag auf den Mund unter der Oberlippe erhielt. Es hat stark geblutet und will nicht aufhören.“

„Hast du eine Ahnung, um wieviel Uhr das geschehen ist?“

„Es muß etwa sieben gewesen sein.“

Zum Erstaunen ihres Mannes und der anderen am Tisch Sitzenden

den erzählte nun Frau Severn von dem Schlag auf ihren Mund, der sie diesen Morgen um sieben Uhr aus tiefem Schlaf geschreckt hatte.

Die Krebsgeschwulst

Der Pariser Chirurg Dr. Guinard teilte dem Forscher Camille Flammarion folgendes Traumerlebnis mit, das von dem Gelehrten in seinem Werk „Das Unbekannte und die seelischen Probleme“ veröffentlicht wurde. Es erscheint genau so charakteristisch wie der vorhergehende Fall.

Im März 1891 bekam Guinard eines Nachts unerträgliche Zahnschmerzen und konnte nicht schlafen. Er suchte sich abzulenken, indem er sich in Gedanken mit einer Abhandlung über die chirurgische Behandlung des Magenkrebses beschäftigte, an der er damals arbeitete. Die Entfernung der Krebsgeschwulst mit dem Messer stand im Vordergrund seiner Überlegungen. Da die Zahnschmerzen anhielten, beschloß er, gleich am Morgen den benachbarten Zahnarzt Lagrange aufzusuchen und sich den Zahn ziehen zu lassen, weil sein eigener Zahnarzt zu weit weg wohnte und zudem sehr beschäftigt war.

Als Guinard um zehn Uhr zu Dr. Lagrange kam, waren dessen erste Worte: „Wie merkwürdig! Die ganze Nacht habe ich von Ihnen geträumt. Es war ein schauderhafter Alpdruck. Ich hatte eine Krebsgeschwulst im Magen und wurde von dem Gedanken verfolgt, Sie wollten mir den Bauch öffnen, um mich zu heilen.“

Von dieser Mitteilung war Guinari außerordentlich verblüfft. Er hatte Lagrange schon mehr als sechs Monate nicht gesehen, sie besaßen auch keine gemeinsamen Freunde. Lagrange konnte auf keinen Fall wissen, daß Guinard gerade in jener Nacht sich mit Fragen der Krebs-Operation befaßte. Der Zahnarzt, der Neuro-path und leicht erregbar war, bestätigte diese Angaben Guinards schriftlich.

Man darf von solchen telepathischen Träumen wie diesen keine großen Dinge erwarten, nichts, was für das Leben der davon Betroffenen ein besonderes Gewicht hätte. Aber ist nicht das Phänomen an sich schon erstaunlich genug, daß eine Frau im Schlaf die Verletzung, die ihr Mann erhält, so erlebt, als sei sie ihr selbst widerfahren? Oder daß die Gedanken und Vorstellungen, mit

denen sich ein Forscher befaßt, sich auf seinen ahnungslosen Zahnarzt übertragen?

Würde es sich um eine Suggestion in Hypnose handeln, so könnte man den Vorgang verstehen. Aber hier genügte ein völlig absichtsloses Sichbeschäftigen mit Vorstellungen, um in einem anderen, der schlief, das Erlebnis einer Krebsgeschwulst und -operation hervorzurufen!

Von Feuer und Rauch

Dieser Fall stammt von der Frau eines berühmten Gelehrten, der Frau des bekannten biologischen Forschers Hans Driesch. Sie hat ihren Bericht im Jahre 1926 in der „Zeitschrift für Parapsychologie“ veröffentlicht. Frau Margarethe Driesch schreibt:

„In einer Julinacht dieses Jahres träumte mir, ohne vorhergehende andere Traumbilder, daß auf der gegenüberliegenden Zimmerseite des Korridors, an dem mein Schlafzimmer liegt, plötzlich ein Feuer an einer Stelle ausbräche. Die Stelle konnte ich im Traum nicht genau fixieren. Ich wurde aber von heftiger Angst erfaßt und rief: ‚Klara, Klara, Wasser, da, Wasser auf das Feuer, ach, mehr Wasser, noch mehr . . !‘ (Klara ist der Name unserer Stütze). Dann verblaßte der Traum. Selten aber hatte ich in meinem Leben einen so kondensierten Traumeindruck wie diesen.

Auch früh beim Aufwachen wußte ich noch alles ganz genau und deutlich; sonst sind meine Träume meist wenige Minuten nach dem Erwachen spurlos zerflossen. Als ich mich nun an diesem Tage an den Frühstückstisch gesetzt hatte und unser achtzehnjähriges Zweitmädchen mir den Morgenkaffee hereinbringt, fängt es gleich aufgeregt zu sprechen an: ‚Ach, ich muß der gnädigen Frau etwas erzählen, ach, das war schrecklich diese Nacht. Die Klara hat mich so erschreckt, wie ein Gespenst. Und dazu das Feuer und der Rauch, wie das Feuer ins Wasser kam. Ich habe gleich die Augen zugemacht, so habe ich mich gefürchtet.‘

Noch bevor ich der phantastischen Erzählung auf den Grund ging, fiel mir natürlich blitzartig mein Traum ein, den ich in denselben Nachtstunden geträumt hatte. Auf meine eingehenden Fragen bekam ich von dem jungen Mädchen immer nur dasselbe zu hören. – Ich will hier noch einschalten, daß die Stütze Klara und das Zweitmädchen Otilie sich in jenen Tagen nicht allzu freund-

schaftlich standen, was den Umstand erklärt, daß Otilie sich früh nicht gleich mit Klara über das ihr unheimliche Feuer-Wasser-Phänomen der Nacht unterhalten hat.

Ich ging nun gleich zur Stütze, die schon, wie alle Morgen, ihre ersten Küchenarbeiten machte. „Ja, Klara, was soll denn das in der Nacht gewesen sein, was Otilie mir eben erzählt hat; sind Sie vielleicht Schlafwandlerin und haben dabei was angestellt?“ – „Ach nein, es hätt' aber schlimm werden können.“ – „Mein Gott, was denn?“ – Klara (verlegen): „Ach, so gegen zwei Uhr habe ich mal sehen wollen, wieviel Uhr es ist. Da habe ich mit dem brennenden Streichholz nach der Uhr gesehen, und dann habe ich das Streichholz auf den Untersatz vom Leuchter gelegt, und der war ganz voll von runtergelaufenem Stearin. Das Streichholz brannte wohl noch. Ich war so müde. Und dann bin ich plötzlich wieder aufgewacht, und da war der Leuchter eine ganze große Flamme. Da bin ich gleich aus dem Bett gesprungen und habe den brennenden Leuchter angepackt und in das Waschbecken mit Wasser geworfen. Das hat dann den Rauch gegeben. Und hier habe ich mich verbrannt, wie ich den Leuchter anfaßte. Da habe ich gesehen, wie schnell so etwas gehen kann.“ – Sie zeigte mir dabei die nicht unerheblichen Brandstellen an Hand und Arm.

Beide Mädchen waren also, und mit Grund, in großem Affekt gewesen. Das unklar denkende, im Schlaf befangene Zweitmädchen hatte nur Angst gehabt. Die Stütze war von großem Schrecken befallen worden, der sich aber, wohl zum Glück für uns alle – denn der leichte Vorhang sei bei offenem Fenster ständig hin und her geweht und bedenklich nahe an der Flamme gewesen –, in praktische Handlung umgesetzt hatte.

Beiden Mädchen erzählte ich dann meinen, in derselben Nacht gehaltenen Traum, in dem ich auf ihrer Zimmerseite Feuer empfunden hatte und Klara zurief, es mit Wasser, viel Wasser zu löschen.

Trotzdem sie beide telepathischen Dingen fernstehen, hatten sie auch beide gleich den Gedanken, daß ihre große Angst irgendwie auf mich übergesprungen sein mußte. Mein Traum fand entweder zur selben Zeit oder etwas später statt, keinesfalls vor zwei Uhr, weil ich gerade in jener Nacht sehr spät zu Bett gegangen war, ungefähr erst nach ein Uhr eingeschlafen bin; außerdem träume ich fast stets nur gegen den Morgen zu.

Erwähnen muß ich noch, daß meine Zimmertür nach dem Korridor ganz fest, wirklich fast hermetisch abschließt, und daß ebenso

die Tür des Mädchenzimmers fest schließt. Außerdem liegt dieses Zimmer dem meinen nicht gegenüber, sondern um zwei Türen schräg dazu. Ein Lichtschein kann also nicht zu mir gedrungen sein. Ich stellte dies etliche Tage danach auch noch experimentell mit meinem Mann fest, indem wir zwei hellbrennende Korridorlampen anknipsten und uns in mein dunkles Schlafzimmer begaben. Nicht eine Spur von Licht drang an irgendeiner Stelle durch die Tür, die zum Korridor führt, und dabei war ja der Korridor selbst in jener Nacht ganz dunkel gewesen!

Auch Rauch kann keiner in mein Zimmer gedrungen gewesen sein; denn abgesehen davon, daß es sich nur um eine ganz kurze Rauchentwicklung gehandelt hatte, war ja das Fenster im Mädchenzimmer weit offen, so daß der Rauch rasch da hinauszog. Früh war selbst im Mädchenzimmer kein Rauch mehr vorhanden, auf dem Korridor und in meinem Zimmer erst recht nicht.

Obwohl ich eher zu den Skeptikern in bezug auf Telepathie und Hellsehen gehöre, habe ich in diesem, mit selbst zugestoßenen Fall ganz stark die Überzeugung, daß es sich hier um einen, ich möchte sagen: naturhaften Übertragungsaffect handelt. Der Eindruck auf mich war deshalb ein starker, weil ich Ähnliches noch nicht an mir selbst erlebt hatte.“

Frau Driesch hat über dieses seltsame Erlebnis im Jahre 1939 auch einen Bericht für das Journal der amerikanischen „Gesellschaft für psychische Forschung“ geschrieben und darin einige Einzelheiten noch genauer angegeben. Was ihren Ausruf im Schlaf betrifft, Klara, das Mädchen, solle Wasser auf das Feuer gießen, so hörten davon ihr Mann und ihre Kinder nichts, er kann daher nicht laut gewesen sein.

Wichtiger ist aber folgende Angabe: Klara hatte im Schlaf das sichere Gefühl, sie werde von Frau Driesch geweckt, die ihr sage, sie solle aufstehen und das Feuer löschen. Dieser Punkt ist von erheblicher Tragweite.

An sich ist der nächtliche Vorgang schon darum interessant, weil er zeigt, daß ein starker Affect, wie die Aufregung der beiden Mädchen, eine telepathische Übertragung ohne Zweifel begünstigt. Und durch die von Professor Driesch und seiner Frau gemeinsam angestellten Kontrollen wurde eindeutig festgestellt, daß eine direkte sinnliche Wahrnehmung auf keinen Fall in Frage kommen konnte, daß also eine außersinnliche Wahrnehmung des Vorgangs im Mädchenzimmer durch Frau Driesch vorlag.

Aber anscheinend handelte es sich noch um mehr. Denn nach den Angaben des Mädchens fühlte es sich im Schlaf durch Frau Driesch angesprochen und erhielt von ihr Anweisungen. Dann lag also eine wechselseitige Beziehung vor, während beide schliefen.

Es taucht da die schwierige Frage auf, was bei einer solchen Wahrnehmung im Schlaf vor sich geht, ob man zur Annahme einer Wanderung im „Astralleib“ kommen muß, um solche Vorgänge zu erklären. Hier jedenfalls handelt es sich nur um einen Kontakt auf eine kleine Entfernung, durch einige undurchsichtige Türen und Mauern hindurch. Und so kommt man in diesem Falle vielleicht doch mit der Annahme einer außersinnlichen Übertragung im Traum und Schlaf aus, ohne weiterreichende Hypothesen aufstellen zu müssen.

Eine Stimme aus fünfhundert Kilometer Entfernung

Im folgenden wird ein Traumerlebnis wiedergegeben, das nicht wie die meisten Träume als Traumgesicht bezeichnet werden kann. Denn es dreht sich um die Übertragung und das Hören eines gesprochenen Satzes. Der Kern der Geschichte ist der, daß der Ausruf einer jungen Frau, den sie in tiefer Angst tat, zweimal von dem Menschen vernommen wurde, nach dessen Hilfe sie verlangte, nämlich von ihrem Schwiegervater, und zwar während dieser, viele Meilen entfernt, in tiefem Schlafe lag. Wir haben es hier also nicht mit einer telepathischen Gedankenübertragung zu tun, sondern mit der Tatsache, daß Worte am einen Ort gesprochen und am anderen Ort gehört wurden.

Die Geschichte läßt sich nicht mit leichter Hand abtun. Sie wurde von dem ehrenwerten Sir John Drummond Hay, Komtur des Bath-Ordens und Träger hoher Auszeichnungen, für das Buch von F. W. H. Myers, „Human Personality“, aufgezeichnet. Sir John war eine hervorragende Persönlichkeit im britischen diplomatischen Dienst. Als er diesen Bericht einschickte, ließ er ihn von drei weiteren Zeugen unterschreiben. Im Gegensatz zu den meisten Menschen, die eine merkwürdige Geschichte zu erzählen haben – und das gilt vor allem für solche, die in der Gesellschaft eine Rolle spielen – verzichtet dieser Bericht auf alle Anonymität. Seine Darlegungen sind mit seinem echten Namen und denen anderer Familienmitglieder unterzeichnet. Sie lauten folgendermaßen:

„Den 16. September 1889.

Im Jahre 1879 wohnte mein Sohn Robert Drummond Hay mit seiner Familie in Mogador (Marokko), wo er damals Konsul war. Man schrieb Februar. Kurz vorher hatte ich gute Nachricht von meinem Sohn und seiner Familie erhalten. Auch ich befand mich bei bester Gesundheit. Ungefähr um ein Uhr nachts – den genauen Tag im Februar habe ich vergessen – während ich in Tanger fest schlief, wurde ich dadurch geweckt, daß ich deutlich die Stimme meiner Schwiegertochter hörte, die sich bei ihrem Mann in Mogador befand.

Sie sagte in klarem, aber kummervollem Ton: Wenn doch Papa nur wüßte, daß Robert krank ist! In meinem Zimmer befand sich eine Nachtlampe. Ich setzte mich im Bett auf und lauschte, während ich mich im Zimmer umschaute. Aber außer meiner Frau, die ruhig schlief, war niemand da. Ich lauschte ein paar Sekunden und erwartete draußen Schritte zu hören. Aber es herrschte vollkommene Stille. So legte ich mich wieder nieder und dankte Gott, daß die Stimme, die ich gehört hatte, eine Halluzination gewesen sei.

Kaum hatte ich meine Augen geschlossen, als ich dieselbe Stimme und dieselben Worte hörte, worauf ich meine Frau, Lady Drummond Hay, weckte und ihr erzählte, was sich zugetragen hatte. Ich stand auf, ging in mein neben dem Schlafzimmer gelegenes Arbeitszimmer und notierte alles in mein Tagebuch.

Am nächsten Morgen erzählte ich meiner Tochter, was vorgefallen war, und fügte hinzu: obwohl ich nicht an Träume glaube, erwarte ich doch mit Sehnsucht Nachricht aus Mogador. Dieser Hafen liegt, wie man auf der Landkarte sehen kann, ungefähr dreihundert Meilen südlich von Tanger. – Ein paar Tage nach diesem Vorfall kam ein Brief meiner Schwiegertochter, Frau R. Drummond Hay. Darin stand, mein Sohn sei schwer an Typhus erkrankt. Und auch die Nacht, in welcher er im Delirium gelegen hatte, wurde erwähnt.

Tief betroffen von der zeitlichen Übereinstimmung – denn dies war die gleiche Nacht gewesen, in der ich die Stimme meiner Schwiegertochter gehört hatte – schrieb ich ihr, was ich erlebt hatte. Sie antwortete postwendend: in ihrem Kummer darüber, daß ihr Mann so gefährlich krank lag und daß sie sich allein in dem fernen Landstrich befand, habe sie eben die Worte gesprochen, die mich aus dem Schlaf geschreckt hatten, und sie habe diese Worte auch ein zweites Mal wiederholt.

Da es für Sie von Interesse sein dürfte, eine Bestätigung meines Berichts durch die darin erwähnten Personen zu erhalten, die

damals mit mir zusammen waren, unterzeichnen auch diese, um damit die Genauigkeit meines Berichts zu bestätigen.

Als ich im Jahre 1886 aus dem Dienst schied, vernichtete ich eine Anzahl meiner Tagebücher, darunter unglücklicherweise auch das von 1879. Sonst hätte ich Ihnen den Tag angegeben und auch das Blatt senden können, auf welchem ich den Vorfall aufgezeichnet hatte.

(gez.) J. H. Drummond Hay, Annette Drummond Hay, Euphemia Drummond Hay, Alice Drummond Hay.“

Wie es in anderen Fällen ähnlich vorkommt, wird auch hier in dem exakten Bericht des Diplomaten festgestellt, daß er über seinem Traumerlebnis aufwachte. Das kann ein Hinweis darauf sein, daß er sich bereits im Halbschlummer vor dem Aufwachen befand, als die Stimme seiner Schwiegertochter an sein Ohr drang. Manche Forscher sind der Meinung, daß psychische Kontakte besonders leicht im Halbschlaf zustande kommen, und in einem späteren Kapitel werden wir uns mit solchen Traumvorgängen noch genauer befassen; denn es gibt dafür verschiedene sehr interessante Zeugnisse.

Sir John jedenfalls kam sein Erlebnis zunächst so unwahrscheinlich vor, daß er an eine Halluzination, d. h. an eine Sinnestäuschung, glauben wollte. In Wirklichkeit handelte es sich aber um gar keine Sinneswahrnehmung, sondern eben um einen außersinnlichen Vorgang, dessen Besonderheit darin bestand, daß nichts gesehen, sondern nur etwas gehört wurde.

Die Echtheit der Übertragung wird durch zwei Umstände eindeutig bestätigt: einmal empfing Sir John Drummond Hay die Worte seiner Schwiegertochter in derselben Nacht, in der sie gesprochen wurden, und dann hörte er diese Worte nicht nur einmal, sondern kurz darauf, als er wieder eingeschlummert war, ein zweitesmal; und seine Schwiegertochter bestätigte gerade auch diesen Umstand, daß sie nämlich in ihrem Kummer den Ausruf zweimal getan hatte.

Für die Zuverlässigkeit des Berichters zeugt auch, daß er noch in der Nacht seine Frau weckte, um ihr sein mysteriöses Erlebnis mitzuteilen, und daß er es sofort zu Papier brachte. Daß er die Originalunterlagen darüber nicht mehr besaß, als er seinen Brief an Herrn F. W. H. Myers schrieb, tut seiner Glaubwürdigkeit nicht den geringsten Abbruch. Offensichtlich liegt in diesem Fall eine echte telepathische Übermittlung über dreihundert Meilen hinweg vor, die unbeabsichtigt zustande kam.

Der Ruf eines kranken Kindes

Dieser Fall ist genau so merkwürdig, wie der vorhergehende. Auch hier handelt es sich wieder um einen Übertragungsvorgang wie bei dem Erlebnis von Sir Drummond Hay, um einen Hellhörtraum. Der Bericht wurde unter vielen anderen von Dr. James Hyslop für sein Buch „Enigmas of Psychical Research“ (Rätsel der psychischen Forschung) ausgewählt. Auf Ersuchen der S.P.R. wurde das Traumerlebnis von der Perzipientin selbst, einer Frau Howieson, niedergeschrieben und von zwei Zeugen, ihrem Mann und ihrem Vater, bestätigt. Die Geschichte lautet mit den Worten von Frau Howieson:

„Der Vorfall, über den ich Ihnen einen Bericht versprochen habe, spielte sich im Juni 1883 ab. (Die Aufzeichnung erfolgte 1889.) Meine älteste Tochter Kathleen, damals ein Kind von fünf Jahren, war von Hause abwesend. Sie weilte zu Besuch bei meiner Mutter, die in Newport (Monmouthshire) lebte.

Mein Töchterchen hatte sich schon einige Monate vor seiner Abreise in einem geschwächten, nervösen Gesundheitszustand befunden. Allein ein dreimonatiges Verweilen in jener bezaubernden Gegend und der ständige Aufenthalt im Freien wirkten bei ihr Wunder. Meine Mutter schrieb von Zeit zu Zeit und berichtete, wie Kathleen auf die steilen Hügel klettern konnte und wie ihre Nervosität seliger Freude gewichen war, wenn sie von einer Hügelspitze aus zusah, wie Schiffe den Bristol-Kanal herauf und herunter fuhren; oder wie sie sich an den wundervollen Sonnenuntergängen über Twm Barlum erfreuen konnte, von denen sie noch heute schwärmt.

All meine Sorge um das Kind war verflogen. Mein drei Wochen altes Baby neben mir, lag ich in friedlichem Schlaf. Da wachte ich plötzlich auf. Ich hörte Kathleen mit scharfer und erschreckter Stimme nach mir rufen: ‚Mama, o Mama!‘ Ich vergaß, daß das Kind nicht da war, setzte mich im Bett auf und rief das Kindermädchen, zu dem ich sagte: ‚Schauen Sie doch mal nach, was Kathleen fehlt!‘

‚Aber gnädige Frau‘, erwiderte sie, ‚Sie haben geträumt. Sie wissen doch, daß Kathleen in Newport ist.‘

Jetzt war ich hellwach. Ich lachte und legte mich wieder zum Schlafen nieder.

Aber ich war gerade eingenickt, als ich von neuem aufgeschreckt wurde. Ich hörte die Stimme des Kindes aus dem oberen Stock-

werk, wo es schlief, wenn es zu Hause war. Es rief die Treppe herunter die gleichen Worte, die ich vorhin gehört hatte: ‚Mama, o Mama!‘

Jetzt schrie ich einfach das Kindermädchen an: ‚Ich habe sie wieder rufen hören, Schwester! Mit dem Kind stimmt etwas nicht!‘ Ich zitterte an allen Gliedern, denn alles war so wirklich. Und doch war es wieder so unwahrscheinlich, daß ich mich schließlich beruhigen ließ.

Das Kindermädchen hatte es sich gerade wieder bequem gemacht, und ich selbst lag hellwach und dachte über das eben Erlebte nach, da traf Kathleens Ruf wieder mein Ohr: ‚Mama, o Mama! Ich habe Scharlach, ich habe Scharlach!‘ – Diese Nacht fand ich keinen Schlaf mehr. Mein Mann kam herein und versuchte, mich zu beruhigen; es war vergebens. Am Morgen telegraphierte ich nach Newport. Hier ist das Ergebnis:

Als Kathleen am Vorabend zu Bett gebracht wurde, klagte sie über Kopfschmerzen. Im Bett wurde sie so heiß und fiebrig, daß meine Mutter die ganze Nacht bei ihr sitzen blieb; sie hoffte, das Kind werde einschlafen. Doch Kathleen sagte unaufhörlich die ganze Nacht: ‚Wenn doch Mama hier wäre! Warum bin ich von Mama weggegangen!‘

In den frühen Morgenstunden verschlimmerte sich Kathleens Zustand so sehr, daß mein Vater den Arzt holte. Als dieser das Kind sah, sagte er, es sei gut möglich, daß es Scharlach habe. Die Krankheit war damals gerade ziemlich verbreitet. Kaum hörte das Kind, was der Arzt sagte, als es jenen wilden Schrei ausstieß, den ich vernahm: ‚Mama, o Mama! Ich habe Scharlach, ich habe Scharlach!‘ – Und über fast zweihundert Meilen hinweg trafen diese Worte mein Ohr!“

Wir haben in diesem von Frau Howieson berichteten Fall wieder ein gutes Beispiel für den engen Kontakt, für die „seelische Nabelschnur“, welche Mutter und Kinder meist verknüpfen. Und zwar ist festzustellen, daß diese Verbindung hier teils im Schlaf und teils im Wachen beobachtet wurde. Im vorhergehenden Falle schlief Sir John beide Male, als er den angstvollen Ruf seiner Schwiegertochter hörte, wenn auch anscheinend nicht tief. Bei Frau Howieson war es die beiden ersten Male beim Hören der Stimme ihres Töchterchens geradeso, d. h. sie schlief; beim zweiten Male war sie gerade eingnickt, also auch nicht im Tiefschlaf, als der Ruf des Kindes sie weckte.

Zweimal erlebte also Frau Howieson eine Übertragung der Stimme im Traum, beim dritten Mal jedoch war sie hellwach, wie sie angibt. Aber im Wachen so gut wie im Schlafen erreichte sie – auf dem Weg des „drahtlosen Funks“ über Hunderte von Kilometern hinweg – die rufende Stimme mit genau den Worten, welche die kleine Kathleen sprach, und übertrug auf sie das ganze Angstgefühl des Kindes.

Bei den letzten Geschichten handelte es sich um Übertragungen, die von Lebenden auf Schlafende stattfanden, und zwar geschah das jedesmal in einer ungewöhnlichen und mit Spannung geladenen Situation. Es gibt aber, wie schon wiederholt erwähnt, auch Fälle, bei denen entweder ein Mensch vor seinem Sterben einem Nahestehenden im Traume Nachricht gibt oder wo gar eine Botschaft aus dem Lande jenseits des Todes zu kommen scheint.

Das Geschenk der Toten

Für die folgende Geschichte ist der Autor Stevens Herrn Patrick Mahony zu Dank verpflichtet; er hat sie in seinem Buche „Out of the Silence“ (Aus dem Schweigen heraus) im Jahre 1948 zuerst veröffentlicht und erteilte auch die Erlaubnis zu ihrer Wiedergabe an dieser Stelle. Verschiedene den Traum betreffende Fragen hat Fräulein Sara Allgood dankenswerterweise beantwortet.

Die Heldin des folgenden Traumstücks war einst eine berühmte Schauspielerin an der Londoner Bühne, Beatrice Stella Campbell, besser bekannt unter dem Namen Mrs. Patrick Campbell oder kurz „Mrs. Pat“. Viele grauhaarige Männer und Frauen in England erinnern sich ihrer noch gut als Mélisande und als Blumenmädchen in Shaws „Pygmalion“. Doch war sie in Amerika nicht so bekannt wie in England, wo man sie als unwiderstehlich bezeichnete.

Im Lauf der Jahre mußte sie natürlich jüngeren Schauspielerinnen auf der Bühne Platz machen. Dann begannen Schatten des Unglücks ihr Leben zu verdüstern. Im Burenkrieg hatte sie ihren Mann verloren, der erste Weltkrieg nahm ihr ihren einzigen Sohn. Sie geriet in Armut und wurde sehr unglücklich.

Als eine ernste Erkrankung die Bürde des Leids, die sie zu tragen hatte, noch schwerer machte, sorgte eine bekannte irische Schauspielerin, Sara Allgood, in großzügiger Weise für sie. Einmal glaubte „Mrs. Pat“ ihr Ende sei gekommen. „Ich sehe mich schon

im Grab“, stöhnte sie. „Ich hatte gehofft, weit weg von hier zu sterben, an einem Ort, wo mich niemand kennt. Wenn man sein Leben in der Öffentlichkeit verbracht hat, liegt ein gewisser Reiz im Vergessensein.“ Die geborene Schauspielerin war nicht zu verkennen: diese Sätze hätten am Schluß des letzten Akts eines Stücks, bevor sich der Vorhang endgültig senkt, gesprochen werden können.

Doch es sollte noch nicht der letzte Akt sein. Die Schauspielerin genas wieder und ging nach Paris, wo sie untertauchen konnte. Vor ihrer Übersiedlung schenkte sie Sara Allgood, um sich für deren Güte erkenntlich zu zeigen, ein paar persönliche Erinnerungsgegenstände: eine Teekanne und ein eingerahmtes Aquarell, das einen Reiher darstellte. Nicht lange danach wurde Sara Allgood nach Hollywood eingeladen und bekam, da sie Erfolg hatte, einen langfristigen Filmvertrag. In Beverley-Hills kaufte sie sich ein Haus. Hier wurde die Teekanne in Gebrauch genommen und das Reiherbild an die Wand gehängt.

Nun zu dem Traum, so wie ihn Herr Mahony erzählt. „Als Irin glaubte Sara Allgood, daß der erste Traum, den man in einer neuen Wohnung habe, in Erfüllung gehe. Darum achtete sie besonders darauf. An ihrem Traum war die Überdeutlichkeit aller Einzelheiten auffällig, wie sie für stereoskopische Bilder bezeichnend ist. Wie durch Zauberei tauchte am Horizont eine Lokomotive auf, die mit lautem Pfeifen in voller Fahrt vorbeiraste. Alles bei dieser Traumvision war an seinem richtigen Platz wie bei einem wirklichen Bild. Doch besonders bezeichnend war ein Gefühl, das die Träumerin erfüllte, als der Zug in einiger Entfernung hinter einem Bahnhof plötzlich anhielt. Höchst überraschend stieg Frau Campbell aus dem Zug und lief auf ihre alte Freundin zu. Sie sah bleich und elend aus, so, als ob sie große Strapazen durchgemacht habe.

Bevor Sara ihrem Erstaunen Ausdruck geben konnte, hielt Frau Campbell ihren Finger an die Lippen: „Hast du mein Geschenk aus dem Grabe gefunden? Sieh hinter dem Bild nach!“ Sie sprach die Worte in jener blasierten Art, für die sie auf der Bühne berühmt gewesen war. – Dies war der Traum.

Für Sara Allgood kam er völlig überraschend. Sie wußte nur, daß ihre Freundin sich in Pau in Südfrankreich aufhielt, das unter deutscher Besatzung stand, und hatte eine Nachricht erhalten, wonach Frau Campbell wohlauf und in Sicherheit war. Am nächsten Morgen ging Sara Allgood gleich zu der Wand und nahm das Reiherbild ab. Als sie die Rückseite des Bildes entfernte, fand sie

darunter eine von Max Beerbohm signierte Karikatur der Schauspielerin, die der Künstler ihr verehrt hatte. Das Geschenk war sicher über tausend Dollar wert.“

Später stellte sich heraus, daß die siebzigjährige „Mrs. Pat“, deren Mittel fast erschöpft waren, Paris mit Pau in den Pyrenäen vertauscht hatte, wo sie billig zu leben hoffte. Dort befand sie sich, als Frankreich zusammenbrach und das Land unter deutsche Besatzung kam. In Pau erkrankte sie an einer Lungenentzündung. Wie ihr Arzt später erklärte, sei es kein lebensgefährlicher Fall gewesen, doch könne man das Leben eines Kranken nicht retten, wenn er keinen Lebenswillen habe. So senkte sich vor Frau Campbell der Schlußvorhang.

Über diesen ihren Traum befragt, teilte Sara Allgood mit, daß die Nachricht von Frau Campbells Tod erst ein paar Tage nach dem Traum durch die Presse bekannt wurde. In derselben Nacht, in der Sara Allgood in Hollywood ihren Traum hatte, war Frau Campbell in den Pyrenäen gestorben.

Diese telepathische Mitteilung der Sterbenden ist auf jeden Fall ein bemerkenswertes Phänomen, selbst wenn man annehmen will, daß alle anderen Traumbestandteile aus dem unterbewußten Wissen der Träumenden zusammengebaut seien. Indes läßt sich in keiner Weise sagen, jedenfalls nicht mit Sicherheit, wie im einzelnen ein Traum wie dieser in Wirklichkeit zustande kommt. Es können darüber lediglich Mutmaßungen ausgesprochen werden. Und diese werden bei einem psycho-analytischen Traumforscher anders sein als bei dem Menschen selbst, der einen solchen Traum erlebt.

Aufdeckung eines Mordes

Die jetzt folgende Geschichte erregte zur Zeit, als sie sich ereignete, die Gemüter in Deutschland und Österreich außerordentlich. Ist es doch etwas Ungewöhnliches, daß, wie hier, bei der Klärung eines Kriminalfalls die entscheidende Rolle ein Traum spielt. Die Unterlagen über die ganze Begebenheit verdankt der Autor Dr. Moufang dem verstorbenen Kulturhistoriker Dr. Max Kemmerich in München, der sie ihm in den 1920er Jahren mitgeteilt hat.

Im September des Jahres 1879 wurden Karoline Kühnel und deren gleichnamige Tochter in ihrem Hause zu Vorderzimmerwald

bei Teplitz in Böhmen als Leichen aufgefunden. Augenscheinlich waren beide Frauen ermordet worden. Die Mutter war gräßlich verstümmelt, ihr Haupt fast vom Rumpfe getrennt und der Schädel eingeschlagen; die Tochter hatte klaffende Wunden an beiden Schläfen, die offenbar von Axthieben herrührten.

Der Volksmund bezeichnete das Oberhaupt der Familie, Josef Kühnel, als Täter, da dieser als jähzornig und geizig bekannt war, Überdies fand ein Knabe noch an demselben Tage im nahen Walde ein Bündel blutbefleckter Kleider, einen Strick sowie einen Hausschlüssel, die als Eigentum Josef Kühnels erkannt wurden.

Kühnel selbst war nicht aufzufinden und blieb verschollen, ob schon das Gericht einen Steckbrief gegen ihn erließ. Viele glaubten, der Gesuchte habe an einem entlegenen Ort auch an sich selbst Hand gelegt. Den meisten schien es wahrscheinlicher, er sei glücklich nach Amerika entkommen. Der Sohn verkaufte das Anwesen, und so ging es an einen gewissen Johann Watzke über.

Dieser bezog das Haus sofort. Bald darauf, am 26. Mai 1880, wurde Watzke von einem beängstigenden Traum heimgesucht. Es träumte ihm nämlich, daß der frühere Besitzer des Hauses, Josef Kühnel, heftig mit ihm zanke und fortwährend ausrufe: „Wenn ihr mich auch weit von da glaubt, ich bin doch im Hause hier und bleibe darin!“

Johann Watzke erzählte diesen beunruhigenden Traum mehreren Leuten; man gab ihm den Rat, eine nochmalige gründliche Untersuchung des Hauses vorzunehmen. Dies geschah alsbald unter Zuziehung einer Kommission, allein es wurde nichts gefunden. Watzke, dem nach diesem Traum der Aufenthalt im Hause immer unheimlicher wurde, nahm nun auf eigene Faust eine weitere Durchsuchung vor. Nach einigen Tagen fruchtlosen Bemühens hob er im Stall einige Verschalhölzer weg und fand unter ihnen einen morschen Strick. Dadurch stutzig geworden, räumte er noch mehrere solcher Hölzer hinweg. Zu seinem Entsetzen stieß er schließlich auf einen halb verwesten Leichnam.

Die rasch herbeigerufene Gerichtskommission erkannte die Leiche als die des verschollenen Josef Kühnel. An seinem Körper waren ebenso schwere Verletzungen wahrzunehmen wie an den Leichen der Frau und der Tochter. Die Art der Wunden ließ sogar darauf schließen, daß der Mörder sich gegen Josef Kühnel derselben Axt bedient habe wie gegen die anderen Familienmitglieder. Offenbar hatte er den Leichnam zu dem Zwecke beiseitegeschafft und ver-

borgen, um den Verdacht der Täterschaft auf den unglücklichen Ermordeten zu lenken. Das war ihm in der Tat auch gelungen.

Verschiedene Umstände wiesen darauf hin, daß der Sohn, der gleichfalls Josef Kühnel hieß, der Mörder seines Vaters, seiner Mutter und seiner Schwester sei. Unter dieser grauenhaften Beschuldigung wurde der Bursche verhaftet. Er leugnete. Aber auf Grund eines gravierenden Indizienbeweises wurde er am 22. November 1880 vom Schwurgericht in Leitmeritz zum Tode durch den Strang verurteilt und kurze Zeit später gehenkt. Ohne den Traum des Johann Watzke wäre diese grauenvolle Tat wohl nicht so schnell aufgeklärt worden.

Dieser Fall scheint wirklich geheimnisvolle Fäden aufzuzeigen, die zwischen Toten und Lebenden gewoben werden. Soll man annehmen, daß der Geist des Ermordeten, so, wie es der neue Besitzer des Hauses träumte, erschien, um durch seine Worte zur Nachforschung nach seiner Leiche anzuregen? Oder soll man eine andere Erklärungshypothese aufstellen? Etwa: In den Gedanken des Mörders lebte seine entsetzliche Tat und das Wissen um den verborgenen Leichnam; der Mörder übertrug unbeabsichtigt sein Wissen auf den im Hause Träumenden, eingekleidet in die ganz andere Traumform, bei der das Opfer im Traum erschien und sagte: „Wenn ihr mich auch weit von da glaubt, ich bin doch im Hause hier und bleibe darin!“ Der Traum selbst gibt jedenfalls keinen konkreten Anlaß, diese zweite Erklärungshypothese für wahrscheinlicher zu halten.

Was feststeht, ist allein die Tatsache eines unerhörten, mit den grimmigsten Affekten geladenen mörderischen Geschehens. Wer weiß, was die Opfer in ihrer Todesstunde alles gedacht und welche ihrer Gedanken sich vor dem Tode noch in Schwingungen umgesetzt haben, die ein Feinfühler an Ort und Stelle wahrnehmen konnte! Es gibt ja auch, wie wir schon an anderen Beispielen gesehen haben, immer wieder Fälle, in denen ein Toter, also nicht ein noch lebender Sterbender, im Traum einem Lebenden erscheint, um Dinge auszusagen, die außer ihm schwerlich jemand wissen kann.

Die entartete Tochter

Die folgende Geschichte wurde von einer Bekannten des Autors Stevens beige-steuert, die für dieses Buch auch andere verblüffende

Traumphänomene, die nicht ihrem eigenen Erlebnisbereich entstammen, gesammelt hat.

Die Erzählerin, welche wir Kathleen nennen wollen, war in einer großen Familie das Lieblingskind ihres Vaters, und seine Liebe wurde von ihr in vollem Maße erwidert. Das Heim der Familie war ein großes Landhaus auf einem in Nordirland gelegenen Gut.

Kathleen wuchs heran, heiratete und lebte dann in Amerika. Die Mutter war gestorben, doch „Papa“ lebte im alten Hause weiter, betreut von einer anderen in der Nähe lebenden Tochter. Diese andere Tochter, Mabel, der Liebling der verstorbenen Mutter, war völlig verwöhnt und sehr selbstsüchtig.

Soweit Kathleen in Amerika unterrichtet war, ging jedoch zu Hause in Irland alles glatt und glücklich. Der Vater schrieb von Zeit zu Zeit sehr lebendige Briefe, und ungefähr einmal im Monat schrieb Mabel an ihre Schwester in den Vereinigten Staaten.

Eines Nachts jedoch hatte Kathleen einen lebhaften und erschütternden Traum. Darin sah sie ihren Vater in schäbiger, unordentlicher Kleidung, gebeugt, elend und an einem Stocke humpelnd. Sie hatte in ihrem Leben schon viele bedeutungsvolle Träume und Visionen gehabt; daher konnte sie diesen Traum nicht als bloßen Alpdruck beiseiteschieben. Vielmehr beeilte sie sich, an ihre Schwester zu schreiben und sich zu erkundigen, ob mit ihrem Vater alles in Ordnung sei. Prompt kam die Antwort: „Papa befindet sich bei vorzüglicher Gesundheit. Es ging ihm niemals besser. Er wird uns alle überleben.“ In der Tat entstammte der Vater einer sehr langlebigen Familie. Es kam dann auch von ihm ein Brief, der in seinem gewohnten heiteren Ton geschrieben war.

All dies war so beruhigend, daß Kathleens Sorge verflog. Aber eben in der Nacht nach dem Eintreffen von Mabels Brief hatte Kathleen denselben unangenehmen Traum von ihrem Vater ein zweites Mal, „nicht ein Jota anders“. Mit ihren eigenen Worten heißt es: „Ich hatte ganz und gar keinen Grund, wegen meines Vaters Gesundheit irgendwelche Befürchtungen zu hegen. Als ich ihn zuletzt gesehen hatte, war er gepflegt, ging in aufrechter Haltung, steckte voll Energie und erfreute sich seiner gewohnten vollen Gesundheit.“ Sein ganzes Leben lang war er durch seine gute Haltung und durch seine gepflegte Erscheinung aufgefallen.

Man schrieb 1925. Wie üblich, kam ungefähr einmal im Monat ein fröhlicher Brief von Mabel. Aber es verblüffte Kathleen und

erschütterte ihre Fassung, daß sie nach dem Erhalt eines jeden Briefs immer wieder den unglücklichen Traum von ihrem Vater hatte. Endlich, um die Mittsommerwende des folgenden Jahrs, erklärte sie ihrem Mann, sie könne die Ungewißheit nicht länger aushalten. Mit großer Mühe überredete sie ihn, sie für die Überfahrt nach Irland einen Platz belegen zu lassen. Natürlich erschien es ihm recht übertrieben, daß seine Frau nur wegen einiger schlechter Träume die große Reise nach Irland machen wolle. Aber Kathleen beharrte darauf und ging im August 1926 an Bord eines Dampfers, um ihr altes Heim aufzusuchen und nachzusehen, wie es dort stehe.

Bis dahin waren die Briefe ihres Vaters weiterhin fröhlich und heiter gewesen. Doch ein Brief, und zwar der, den sie erhielt, nachdem sie bereits ihre Überfahrt hatte buchen lassen, war in einem ganz anderen Ton gehalten. Der Vater schrieb, er sei sehr müde und würde am liebsten sterben. Dies verstärkte natürlich den Eindruck bei der Tochter, es stehe bei ihm nicht alles zum besten.

Kathleen war so vorsichtig, ihr Kommen nicht vorher anzukündigen. Als sie dann an der Tür ihres alten Heims in Irland ankam, fragte sie nach ihrem Vater, und das Mädchen sagte ihr, er sei im Garten. Kathleen suchte ihn dort sogleich und entdeckte ihn am hinteren Ende. Noch bevor sie ihn anrief, wandte er sich um, als ob er ihr Kommen gefühlt habe, und stieß einen Freudenschrei aus. Doch wie sah er aus!

Der alte Mann, in dessen Arme sie eilte, war die gleiche mitleid-erregende Gestalt, die sie über ein Jahr lang, Monat für Monat, im Traum gesehen hatte. Er kam, an seinem Stock humpelnd, gebeugt und ganz schwach, auf sie zu. Sein Haar war lang und unordentlich, sein Bart ungestutzt, seine Kleidung schäbig und schmutzig. Nicht eine schmerzliche Einzelheit des Traumgesichts fehlte. Es war nur zu klar, daß niemand ihm die geringste Pflege angedeihen ließ. Kathleen erfuhr erst jetzt, daß ihn vor einigen Jahren ein Sturz vom Pferd zum Krüppel gemacht hatte.

Es war ein kalter Empfang, den an jenem Tag Mabel ihrer Schwester bereitete. Ohne sich zu schämen, gab sie zu, daß sie in ihren Briefen über den Vater geschwindelt hatte, damit Kathleen ja nicht komme und die Wahrheit erfahre. Mabel war tatsächlich schamlos genug, zu sagen, sie wünschte, der alte Mann wäre tot, damit er nicht mehr im Wege stehe. Es wurde schnell nur allzu deutlich, daß die bösen Töchter Goneril und Regan in Shakespeares Drama zu ihrem alten Vater, dem König Lear, niemals herzloser

gewesen waren als diese Tochter zu ihrem Vater. Obgleich sie unwillkommen war, blieb Kathleen doch, um in den wenigen Monaten, die er noch zu leben hatte, für ihren Vater zu sorgen.

Vater und Tochter lebten dabei in einer Atmosphäre voller Mißtrauen und Haß, belauscht und beargwöhnt, wann und wo immer sie zusammen waren. Denn die Hausleute standen in Mabels Diensten, so daß kein Gespräch ohne Ohrenzeugen blieb. In dem alten Haus mit seinen tiefen Nischen befand sich immer jemand hinter einer Tür, um zu lauschen.

Es dauerte nicht lange, bis Kathleen den Grund für diese seltsame Situation entdeckte. Auf Anstiften ihres Mannes hatte Mabel ihren Vater überredet, all seine Wertpapiere und seinen Besitz auf ihren Namen zu überschreiben. Angeblich war dies nur geschehen, um so seinen Erben die drückende Erbschaftssteuer zu ersparen, und auch darum, weil Mabel versprochen hatte, dafür zu sorgen, daß nach des Vaters Tod seine Hinterlassenschaft gerecht unter seine Kinder verteilt werde. Aber die Krone von allem war dies: der Bankvorstand war mit dem Schwiegersohn im Einverständnis, so daß dieser die Verfügung über das Bankkonto des alten Herrn erhielt, während der Vater im eigenen Hause als armes Opfer lebte.

Als Kathleen nach dem Tode ihres Vaters das ganze Ausmaß der Schurkerei entdeckte — wozu auch die Aneignung des ganzen Vermögens durch Mabel und ihren Mann gehörte —, wandte sie sich an die Anwälte. Doch diese belehrten sie, die Intrige sei mit so gewandter Gesetzeskenntnis durchgeführt, daß kein anderes Familienmitglied auch nur auf einen roten Heller hoffen könne. — Darauf kehrte Kathleen tiefbetrübt zu ihrer eigenen Familie zurück.

Mabel erfeute sich jedoch nicht lange ihres Reichtums. Etwa ein Jahr, nachdem sie in ihr Heim in der Nähe von New York zurückgekehrt war, erwachte Kathleen eines Morgens und sah ihre Schwester neben ihrem Bett stehen. Sie war in schwarzen Krepp gehüllt und hielt mit einem traurigen Ausdruck ihre Hände ausgestreckt, als flehe sie um Hilfe und Vergebung.

„Mabel, wann bist du gekommen? Warum hast du mir keine Nachricht gegeben?“ Kathleen war hellwach und sah die Gestalt deutlich vor sich. Sie war fest davon überzeugt, ihre Schwester leibhaftig vor sich zu haben. Kathleen setzte sich auf und stieg dann aus dem Bett. „Was tust du hier?“ rief sie unwillig ihrer Schwester zu. Als sie sich näherte, zog sich Mabel zurück, hielt aber immer noch mit jenem gequälten Ausdruck ihre Hände ausgestreckt und

ging rückwärts zur Tür. Dort verschwand sie, ohne ein Wort geäußert zu haben. Jetzt erst wurde Kathleen klar, daß dies gar nicht ihre Schwester in Fleisch und Blut gewesen war.

Das Erlebnis hatte sie tief erschreckt, doch war es nur ein Anfang. Sieben Tage hintereinander spielte sich jeden Morgen die gleiche seltsame Pantomime ab. Nach dem siebenten Mal war Kathleen überzeugt, sie müsse kabeln, um zu erfahren, ob etwas nicht in Ordnung sei.

„So wie Mabel sich dir gegenüber verhalten hat, brauchst dich das doch nicht zu kümmern!“ widersprach ihr Mann.

„Sie ist trotz allem meine Schwester!“ war die Antwort. Und Kathleen sandte sofort eine Kabeldepesche ab: „Mabel, ist alles mit dir in Ordnung?“

Später erfuhr man, daß das Telegramm eine halbe Stunde nach Mabels Tod in Irland angekommen war und daß Mabel die letzten zwei Wochen ohne Bewußtsein darniedergelegen hatte.

Bei dieser spannenden Traumgeschichte haben wir es mit zwei verschiedenen Geschehensfolgen zu tun; aber beide Male war die Rezipientin dieselbe, eine als Irin für Träume und telepathische Kontakte offenbar sehr empfängliche Dame. Bei der ersten Vorgangsfolge handelt es sich wohl um Wahrträume.

Der zweite, an sieben aufeinander folgenden Tagen sich wiederholende telepathische Vorgang ist kein Traum, sondern wohl eine Wachhalluzination von großer Einprägsamkeit: Mabel erschien jeden Morgen in Trauerkleidung und mit hilfefehend ausgestreckten Händen in Kathleenes Schlafzimmer, oder wenigstens glaubte Kathleen, ihre Schwester leibhaftig vor sich zu sehen. Wie sich später herausstellte, lag diese zu jener Zeit in Bewußtlosigkeit auf den Tod krank darnieder.

Man könnte sich also, wenn man klare Anschauungen darüber hätte, auch denken, daß Mabel jeweils im „Astralleib“ in Kathleenes Schlafzimmer erschien. Aber auch die Vorstellung, daß Kathleen diese Erscheinungen ganz aus sich allein produziert habe, ist möglich.

Die Frage, worum es sich in diesen und anderen gleichartigen Fällen handelt, kann hier nicht entschieden werden. Jedenfalls aber waren alle Phänomene sehr eindrucksvoll und hatten völlig den Charakter eines Wahrgesichts. Es ist durchaus möglich, daß Mabel, von Gewissensbissen gefoltert, die Verzeihung ihrer Schwester für alles erlangen wollte, was sie ihr und vor allem dem Vater angetan hatte.

Immer wieder ereignet es sich, daß Menschen auf mysteriöse Art im Schlaf und Traum Kenntnis erhalten von Vorgängen, die sich in kleinerer oder größerer Entfernung abspielen und die sich nachher als zutreffend herausstellen. Ob mehr Telepathie oder mehr Hellsehen im Traum dabei in Frage kommt, ist von Fall zu Fall verschieden. Stets aber bedeutet die räumliche Schranke kein Hindernis: die Träume überwinden den Raum, wie wir in diesem Kapitel gesehen haben.

Bei einem Teil dieser Phänomene handelt es sich um relativ einfache oder fast gleichgültige Tatsachen, Situationen, Gegebenheiten, die im Traume gesehen oder telepathisch empfangen werden. In den meisten Fällen aber stehen diese Träume offenbar im Zusammenhang mit Angst, Schmerzen, Kummer, Sorgen oder anderen starken Affekten, Spannungen und Aufregungen, nicht selten mit Krankheit und Tod; heitere Dinge kommen nicht so oft vor.

Die Mehrzahl der raumüberwindenden Träume ist photographisch getreu, einzelnes ist unscharf, manches symbolisch. Fast immer handelt es sich um ein Traumgesicht, gelegentlich auch um ein Hören im Traum. Telepathische und hellsehende Elemente mischen sich mehrfach.

Am häufigsten kommen anscheinend Traumkontakte zwischen Menschen vor, die miteinander verwandt sind oder die sich persönlich nahestehen. In einzelnen Fällen jedoch hat der Träumende keinerlei persönliche Beziehung zum Inhalt seines Traumes. Darum scheint die Folgerung erlaubt, daß für das Auftreten von Träumen neben anderen Umständen auch eine bestimmte Empfangsantenne, eine bestimmte Wellenlänge des Träumers oder Rezipienten wesentlich ist, daß also der Träumer selbst eine gewisse Traumeignung aufweisen muß. Vielleicht ist es darum angebracht, folgenden Gedankengang auszusprechen:

Die Menschheit hat in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Erfindungen auf technischem Gebiet gemacht, wie das Grammophon, das Radio, das Fernsehen. Könnte der menschliche Geist diese Erfindungen auf der technisch-materiellen Ebene überhaupt gestaltet haben, wenn nicht in seiner geistig-seelischen Eigenverfassung Muster und Vorbilder für Aufspeicherung von Eindrücken und deren Wiedergabe, für Wahrnehmungen in der Ferne angelegt wären?

In der Tat machen gerade die genannten und andere moderne Erfindungen für viele Menschen gewisse Phänomene, wie z. B.

Fernwahrnehmungen im Traum, leichter verständlich. Besäße der Mensch nicht eine Veranlagung, sie möge heißen, wie sie wolle, die es ihm ermöglichte, einen Gedanken, eine Gemütsbewegung, eine Empfindung, die ein anderer gehabt hat oder im Augenblick hat, zu empfangen, oder einen Eindruck von einer nicht gegenwärtigen Landschaft, von einem mehr oder minder entfernten Geschehen auf irgendeine geheimnisvolle Art aufzunehmen, so gäbe es das ganze Phänomen der Telepathie und des Hellsehens bzw. Hellhörens – sei es im Wachen oder im Schlafen – überhaupt nicht.

Da wir in zahlreichen, einwandfrei beglaubigten und kontrollierten Fällen solche außersinnlichen Fähigkeiten feststellen können, bleibt der Wissenschaft die Aufgabe, zu ergründen, unter welchen Bedingungen derartige Erscheinungen zustande kommen. Daß nicht jedermann und zu jeder Zeit wachend oder schlafend über diese Gabe des Sendens oder Empfangens von Mitteilungen, Vorstellungen usw. verfügt, besagt nichts gegen deren Existenz und deren zweifellos erwiesenes Vorkommen.

Wir können einstweilen nur vermuten, daß selbst bei denjenigen Individuen, welche als Sender oder als Empfänger für außersinnliche Übertragungen grundsätzlich geeignet sind, noch besondere Umstände hinzutreten müssen, damit ein derartiges Phänomen jeweils einzutreten vermag. Das könnten z. B. bestimmte psychophysische Sonderzustände sein, die vielleicht an gewisse Verhältnisse von Blutdruck, Atmung, Entspanntheit usw. gebunden sind, oder auch äußere Umstände, die vielleicht begünstigend wirken, wie etwa gewisse atmosphärische und luftelektrische Verhältnisse.

Die Aufgabe, hier Klarheit zu schaffen, ist gestellt, seitdem die Tatsache von Telepathie und Hellsehen erwiesen ist. Wenn die Wissenschaft die Bedingungen des Zustandekommens dieser Phänomene erforscht, wird sie auch die konstitutionelle Eigenart der Sender und Empfänger zu berücksichtigen haben. Damit würde sie zur Klärung der Probleme beitragen, die sich aus der Tatsache telepathischer und anderer Wahrträume ergeben.

TRAUME ÜBERWINDEN DIE ZEIT

Vorahnungen und Vorschauen

Wie schon an früherer Stelle ausgesprochen, gelten im Bereich des Traums nicht die Gesetze von Raum und Zeit, welche unser wachbewußtes Dasein bestimmen. Im Schlaf und Traum schränkt uns jener Raum-Zeit-Käfig nicht mehr ein, innerhalb dessen wir von unseren Sinnen und ihren Erfahrungen im Wachzustand festgehalten werden. Daher sind Träume von einer Eigenart möglich, wie sie die Phantasie eines wachen Menschen kaum schaffen kann. Sie kommen eben durch eine Überschreitung der Grenzen normaler Sinneserfahrung zustande. Und ohne Annahme eines außersinnlichen Zusammenhangs sind viele Träume in ihrer Eigenart überhaupt nicht zu verstehen.

Die wissenschaftlich erforschte Existenz von Telepathie und Hellsehen kann telepathische und hellsehende Träume unserem Verständnis näherbringen, also solche Träume, die den Raum überwinden. Immerhin handelt es sich noch dabei um ein Innwerden von Vorgängen und Tatsachen, die wirklich gegeben sind, wenn auch nicht im nahen Umkreis der normalen sinnlichen Wahrnehmung, sondern in einer kleineren oder größeren Entfernung vom Träumer. Vorschau, Vorahnungen, Prophetie aber sind im Gegensatz zu Telepathie und Hellsehen bisher seitens der Wissenschaft erst unvollkommen erforscht.

Eine zeitliche Vorschau, vollziehe sie sich im Wachen oder im Träumen, erscheint dem kritischen Verstand zunächst durchaus unmöglich, ja widersinnig. Denn wie kann man etwas vorhersehen, das noch gar nicht vorhanden ist? Wie kann man etwas erkennen, das noch gar nicht existiert? Diesem Bedenken steht aber die Tat-

sache gegenüber, daß seit den ältesten Zeiten und wohl bei allen Völkern echte Vorahnungen und eine zeitliche Vorschau für möglich gehalten wurde, ja daß auch immer wieder vorahnende und prophetische Träume berichtet werden, die – sei es symbolisch oder wörtlich – Wahres vorherverkünden. G. H. Schubert bezeichnete schon vor hundert Jahren in seiner „Symbolik des Traums“ die vorahnenden Träume als höhere Träume.

Wenn Träume warnen, wenn Träume zum Helfen anregen können, wie wir es in früheren Kapiteln gesehen haben, so ist in solchen Träumen auch eine Vorschau, ein Vorherwissen, ein Vorhersagen von Zukünftigem enthalten. Und es läßt sich gegen solche Träume nur in seltenen Fällen der Einwand vorbringen: das, was sie verkünden, habe bei ruhiger Überlegung auch der nüchterne Verstand vorhersehen können. Denn vielfach dreht es sich dabei doch um Dinge, die durchaus unwahrscheinlich und nicht zu erwarten waren, die aber trotzdem eben nachher wahr werden.

Nicht alle Träume aber, welche die Zeit überwinden und Zukünftiges vor das innere Auge rücken, sollte man mit dem großen Namen „prophetisch“ bezeichnen. Diesen Namen verdienen z. B. die von Joseph in Ägypten gedeuteten Träume des Pharaos, welche sieben fette und sieben magere Jahre ansagten, aber nicht das Vorhersehen von Nebensächlichkeiten. Der Inhalt vieler Träume ist ja so, daß er an sich kein erhebliches Gewicht besitzt, auch wenn er für den Träumer selbst, der sie vorhersieht, belangvoll sein mag. Hier genügt es, einfach von vorschauenden Träumen zu sprechen.

Bei allen zeitlichen Wahrträumen ist auch zu beachten, daß sie nicht immer wörtlich verstanden sein wollen. Sie zeigen nicht immer geradezu und eindeutig eine künftige Wirklichkeit, sondern sie sind oft symbolisch eingekleidet, ohne daß sie deswegen für den sie Erlebenden weniger eindrucksvoll wären.

Ohne Zweifel gibt es bei Wahrträumen von der Zukunft manche Unklarheiten und Zweideutigkeiten. Man kann daher gut verstehen, daß die Wissenschaft diesem ganzen, von Irrtümern nicht freien Gebiet mit großer Zurückhaltung und Vorsicht gegenübersteht. Wer sich aber mit zeitüberwindenden Wahrträumen näher befaßt, wird immer wieder auf Träume stoßen, welche einen Ausschnitt persönlicher oder allgemeiner Zukunft bildhaft und einprägsam vor das Auge rücken. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß diese Träume in ihrer Bedeutung auch stets richtig verstanden werden können.

So schreibt z. B. Albrecht Dürer von einem prophetischen Traumgesicht: „Nürnberg. Nacht vom 7. zum 8. Juni 1525. Im Jahre 1525, nach dem Pfingsttag, in der Nacht zwischen Mittwoch und Donnerstag, habe ich im Schlaf dies Gesicht gesehen, wie viele große Wasser vom Himmel fielen. Und das erste traf das Erdreich ungefähr vier Meilen von mir mit einer solchen Grausamkeit, mit einem übergroßen Rauschen und Zerspritzen und ertränkte das ganze Land. Über solches erschrak ich so gar schwer, daß ich davon erwachte, ehe die anderen Wasser fielen. Und die Wasser, die da fielen, die waren sehr mächtig, und etliche von ihnen fielen weit, etliche näher, und sie kamen so hoch herab, daß sie scheinbar gleichmäßig langsam fielen. Aber als das erste Wasser, welches das Erdreich traf, nahezu herabgekommen war, da fiel es mit einer solchen Geschwindigkeit, mit Wind und Brausen, und ich erschrak so sehr, daß ich, als ich erwachte, am ganzen Körper zitterte und lange nicht recht zu mir selbst kommen konnte. Als ich aber am Morgen aufstand, malte ich es hier oben, wie ich es gesehen hatte. Gott wende alle Dinge zum Besten!“

Diese großartige, fast apokalyptische Traumvision – welche Dürer in einer farbigen Pinselzeichnung, die sich heute in Wien befindet, festgehalten hat – machte auf den Künstler offensichtlich einen starken Eindruck, und er hielt seinen Traum für das Vorgesicht eines zukünftigen Geschehens. Es läßt sich aber keineswegs mit Sicherheit sagen, daß dies eingetroffen ist, daß dieses Traumgesicht später seine Bewahrheitung gefunden habe.

Es gibt nicht wenige Menschen mit lebhafter Traumphantasie, welche – so, wie Dürer in diesem Beispiel – visionär und prophetisch anmutende Träume haben, ohne daß deswegen diesen Träumen später immer eine Verwirklichung, eine Bestätigung nachfolgt. Gelegentlich aber wird das Vorhergesehene doch wahr.

Einige Beispiele

Es ist kein Zufall, daß vielfach gerade künstlerisch und dichterisch veranlagte Menschen ein Traumleben besitzen, das ebenso poetisch sein kann wie ihre wachbewußte Tätigkeit. So hatte der Dichterarzt Justinus Kerner wiederholt vorahnende symbolische Träume. In einem solchen glaubte er sich in einer Kirche zu befinden, die mit Glasfenstern ausgeschmückt war. Die darauf darge-

stellten Figuren bewegten sich wie lebende Gestalten in buntem Auf und Ab. Sein Auge hing vor allem an einer weiblichen Gestalt. „Diese leuchtete mir aus allen klar heraus, und schien sie mir zu verschwinden, wandelte mich eine Angst an, und ich suchte sie, bis ich sie wiedersah.“ Als Kerner einige Zeit später seiner zukünftigen Frau begegnete, erkannte er, daß sie das genaue Ebenbild der im Traum geschauten Gestalt vom Kirchenfenster war.

Man wird leicht verstehen können, daß sich Hoffnungen, Wünsche, Erwartungen, Befürchtungen im Traum in vorahnende Bilder, Symbole und Visionen umsetzen können. Der Dichter August Strindberg berichtet ein solches Beispiel:

„Paris 1896. Manchmal träume ich in der Nacht, und diese Träume sagen mir die Zukunft vorher, sichern mich gegen Gefahren und enthüllen mir Geheimnisse. So erscheint mir ein lange verstorbener Freund im Traume und zeigt mir ein Geldstück von ungewöhnlicher Größe. Auf meine Frage, woher dieses merkwürdige Stück stamme, antwortet er mir: ‚Aus Amerika‘, und verschwindet mit dem Schatz. – Am anderen Tage erhalte ich einen Brief aus Amerika von einem Freunde, von dem ich zwanzig Jahre lang nichts mehr gehört und der mir mitteilt, daß ein Auftrag für die Ausstellung von Chikago mich vergeblich in ganz Europa gesucht habe. Es handelte sich um ein Honorar von zwölftausend Francs, eine für meine damalige verzweifelte Lage ungeheure Summe, die ich sehr wohl hätte brauchen können.“

Man mag darüber im Zweifel sein, ob dieser Traum Strindbergs im vollen Sinne als vorahnend oder vorschauend bezeichnet werden darf, aber die Analogie seiner Symbolsprache mit der Wirklichkeit läßt sich nicht bestreiten. Zu dem Zeitpunkt, an dem der Dichter träumte, konnte er auf einen Brief wie den nachher erhaltenen nicht gefaßt sein; der Traum entschleierte ihm also wirklich ein kleines Stück unbekanntes Geschehens des nächsten Tages, das verstandesmäßig nicht vorherzusehen war.

Für Wahrträume, welche die Zeit überwinden, ist es kennzeichnend, daß sie sowohl vorausschauend als wahrsagend sind. Und gerade das macht sie ja geheimnisvoll, selbst wenn es sich dabei um Dinge handelt, die mehr merkwürdig als bedeutsam sind. Das gilt auch von dem folgenden Beispiel, das der Autor Dr. Moufang einem Fräulein F. L. aus Heidelberg verdankt, welches öfters sehr eindrucksvolle Träume erlebt. Der Traum hat nach den Angaben der Perzipientin folgenden Inhalt:

„Im vergangenen Winter 1947/48 träumte mir, ich gehe ins Labor der Heidelberger Frauenklinik – in welchem ich noch nie gewesen war – und suche den mir bekannten Laboranten, Herrn D., dort auf. In dem Raume, wie ich ihn träumte, befand sich eine größere Anzahl Menschen, von denen einer, Herr D., auf mich zutrat, um mich zu begrüßen. Anschließend verschwand er hinter einem großen schwarzen Vorhang in der Ecke. Ich hörte dann ein Geräusch wie den Fall eines schweren Gegenstands. Einer der Anwesenden bemerkte dazu: ‚Herr D. hat soeben jemand enthauptet.‘ – An diesen Traum erinnerte ich mich noch lebhaft nach dem Aufwachen, dachte dann aber nicht mehr daran.

Einige Tage später ging ich an der Frauenklinik vorbei. Ich trat, ohne an meinen Traum zu denken, ein und gelangte zum erstenmal in meinem Leben in das Labor. Ich wollte Herrn D. fragen, ob seine Frau, die einen Pullover für mich strickte, mit der Arbeit fertig sei. Das Labor sah ganz anders aus, als ich es im Traum gesehen hatte. Auch war Herr D. allein darin.

Er war gerade dabei, mir die von ihm betreute Mäusezucht der Klinik zu zeigen, als eine Putzfrau den Raum betrat, die eine der bekannten nierenförmigen Spuckschalen in der Hand trug und diese Herrn D. übergab. Herr D. hielt mir die Schale unter die Nase und sagte: ‚Sehen Sie sich das mal an, Fräulein L.!'

Ich warf einen Blick hinein, fuhr entsetzt zurück, ohne den Inhalt erkannt zu haben, und fragte: ‚Ist das eine abgezogene Ratte?‘ Daraufhin erwiderte Herr D.: ‚Sehen Sie mal genauer hin!‘ und ich erkannte jetzt als Inhalt der Schale einen Embryo von vielleicht drei bis vier Monaten.

Herr D. nahm darauf die Schale und sagte: ‚So, und jetzt muß ich dem Ding da den Kopf abschneiden.‘ Und er verschwand hinter einem Vorhang, um diese Arbeit auszuführen. Es handelte sich um ein Präparat für eine auswärtige Universität, und er hatte bei allen Embryos, die bei ihm abgeliefert wurden, die gleiche Aufgabe auszuführen.

Nun erst fiel mir mein Traum wieder ein, und ich erkannte, daß er sich in diesem Augenblick verwirkliche. Ich hatte vorher niemals – weder von Herrn D. noch von anderer Seite – gehört, daß er als Laborant derartige Arbeiten auszuführen habe.“

Ohne Zweifel stellt auch dieser Traum ein Stück vorweggenommenen zukünftigen Geschehens dar. Träume solcher Art sind besonders eindrucksvoll, da man nicht erkennen kann, vermittelt wel-

cher außersinnlichen Hilfen der Träumer dazu kommt, Begebenheiten, die dann wirklich eintreten, vorher zu träumen. Solange ein Traum symbolisch eingekleidet ist, wirkt er meist nicht so beunruhigend wie ein Traumerlebnis, das genau in der geträumten Form Wirklichkeit wird.

Goethes Großvater träumt

Wie man weiß, hat Goethe in seinem Leben wiederholt Erlebnisse gehabt, welche ihn als telepathisch begabt erkennen lassen. Diese außersinnliche Veranlagung erbte er anscheinend von mütterlicher Seite. Über seinen Großvater Johann Wolfgang Textor und dessen prognostische Wahrträume berichtet Goethe im ersten Buche von „Dichtung und Wahrheit“, nachdem er das regelmäßige, zwischen Arbeit und Erholung geteilte Leben des ruhevollen und besonnenen Mannes geschildert hat:

„Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum höchsten steigerte, war die Überzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemanden als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde.

So versicherte er z. B. seiner Gattin zur Zeit, als er noch unter die jüngeren Ratsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen, vom Schläge gerührt, starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im stillen alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldene Kugel ward wirklich für ihn gezogen.

Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen: Er habe sich in voller gewöhnlicher Ratsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöffe von seinem Sitz erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Tür hinausgegangen.

Etwas Ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit dem Tode ab-

ging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit der Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgendeinmal wieder hervorholen. Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den anderen Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können.

„Gebt ihm ein ganzes“, sagte der Großvater zu den Frauen, „er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“

Dieser Äußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß, wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen und also die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekanntgewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestöbert und darin unter andern, auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute nacht kam N. N. zu mir und sagte . . . Name und Offenbarung waren in Chiffren geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute nacht sah ich . . . Das übrige war wieder in Chiffren, bis auf die Verbindungs- und anderen Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswert bleibt es hierbei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat er eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistens rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.“

Man sieht aus Goethes lebendiger Darstellung, wie auch bei seinem Großvater in dem zuerst berichteten Traum die Zukunftsschau sich in einem Sinnbild darbietet: der Schöffe erhebt sich vom Stuhl, bietet dem Ratsherrn Textor seinen Sitz an und verläßt den Raum. Das Traumbild ist so einleuchtend, daß es keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Es sei darauf hingewiesen, daß dieser Großvater ein ruhiger und friedlicher Mann war, der mit beiden Füßen auf der Erde stand. Aber Goethe läßt uns nicht zweifeln, daß auch manche seiner übrigen Träume, die er im einzelnen nicht schildert, prognostischen Wert besaßen. Besonders merkwürdig erscheint es, daß Textors außersinnliche oder mediale Veranlagung auch in anderen Menschen unbeabsichtigt solche Fähigkeiten zu wecken vermochte, was für die Stärke dieser Gabe spricht.

In diesem Zusammenhang sei auch kurz ein Wahrtraum erwähnt, den eine Tochter Textors, also eine Tante Goethes, hatte. Goethes Mutter hat den Vorgang Bettina Brentano erzählt, die wiederum Goethe davon schrieb. Man konnte nämlich nach dem Tode des Vaters, also eben des Schultheißen Textor, sein Testament nicht finden. Da träumte Goethes Mutterschwester, es sei zwischen zwei Brettchen, die durch ein geheimes Schloß verbunden waren, im Pult des Vaters versteckt. Und dort fand sich auch in der Tat das gesuchte Testament. Ist dies auch kein prognostischer, sondern ein telepathischer oder Hellsehtraum, so bezeugt er doch auf jeden Fall, daß die Veranlagung des Schultheißen Textor sich auch weiter vererbte.

Träume kündeten Zukünftiges

Die alte Volksmeinung, daß der Traum vielfach Hinweise auf die Zukunft enthalte, wurde von erfahrenen und gebildeten, insbesondere auch von künstlerischen Menschen immer wieder bestätigt. Man darf in diesem Zusammenhang auch den Namen des großen russischen Dichters Dostojewski nennen. Von jungen Jahren an träumte er viel und beachtete seine Träume sehr. Er war davon durchdrungen, daß sich in den Träumen häufig Zukünftiges andeute. Besonders bemerkenswert ist ein Traum von ihm, der in zwei verschiedenen Berichten überliefert ist.

Dostojewskis Schicksalstraum

Im Herbst 1866 mußte der fünfundvierzigjährige Dostojewski in wenigen Wochen einen Roman von erheblichem Umfang abliefern, wozu er sich vertraglich verpflichtet hatte. Er suchte daher

lich, ein Zeugnis von ihr selbst beizubringen. Doch hat sie den Traum oft Familienangehörigen erzählt, und ihre Nichte hat ihn dem Autor Stevens zur Verfügung gestellt.

Über den „Mann meiner Träume“ und die „Frau meiner Träume“ ist schon viel geschrieben und sie sind oft zitiert worden, doch gibt es in Wirklichkeit solche Träume verhältnismäßig selten. Der folgende Traum aber darf hier nicht fehlen, da er zu den wenigen gehört, in denen ein junges Mädchen seinem zukünftigen Liebsten und Gatten zum erstenmal im Traum begegnet. Die Geschichte steht in erfreulichem Gegensatz zu zahlreichen Träumen, in denen entweder nur unwichtige Dinge oder aber Unglück und Tod vorausgesehen oder vorausgesagt werden. In dieser Geschichte geht es um Liebe auf den ersten Blick und um eine glückliche Heirat als happy end.

In den Jahren 1884/85 war Pearl Tyler, die Tochter von John Tyler, dem ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, ein junges Mädchen, das bei seiner verwitweten Mutter in Richmond lebte. Sie war hübsch, lebhaft, charmant und besaß alles, was sich das Herz eines jungen Mädchens wünschen konnte. Das soll heißen, daß sie einen Schwarm von Verehrern hatte und daß sie eine der beliebtesten Schönheiten von Richmond war.

Trotz aller Bewunderung, die ihr zuteil wurde, war ihr Herz noch frei; noch war sie dem Mann, der ihr Herz gewinnen sollte, nicht begegnet. Da kam sie eines Morgens in großer Aufregung zum Familienfrühstück.

„Paßt mal auf!“ rief sie ihrer Mutter und ihrer Schwägerin zu, die damals mit ihnen unter demselben Dach lebte. „Heute nacht bin ich meinem Schicksal begegnet! Ich sah den schönsten Mann, den ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Er saß auf der Veranda eines an einem Hügel gelegenen Landhauses. Ich ging auf ihn zu, und er stand auf und kam mir entgegen. Noch nie hab ich einen so schönen Mann gesehen. Mit seinem langen, dunklen, lockigen Haar und seinen blitzenden Augen glich er Lord Byron. Er ist der Mann, der für mich bestimmt ist.“

Natürlich wurde das junge Mädchen auf diese Ankündigung hin geneckt und ausgelacht. Doch merkwürdig: in den beiden folgenden Nächten hatte Pearl wiederum genau den gleichen Traum, und sie erzählte das jedesmal gleich am Morgen. „Jetzt weiß ich, daß ich ihm eines Tages begegnen werde“, sagte sie. Und sogar ihrer skeptischen Familie erschien dieses Erlebnis außergewöhnlich.

Nicht lange danach saßen Pearl Tyler, ihre Schwägerin und ihre Mutter auf der Besuchergalerie des Staatskapitols und schauten hinab auf die versammelten Abgeordneten. Plötzlich ergriff Pearl den Arm ihrer Mutter und rief atemlos: „Schau – da ist der Mann aus meinem Traum! Sieh doch!“ Und sie wies auf einen Herrn, der im Saal unten an einem Schreibtisch saß. Es war tatsächlich ein auffallend schöner Mann. Er trug langes Haar, das dunkel und lockig war. Sein Kragen war offen, wie das bei den Porträts von Byron der Fall ist. An Stelle einer Krawatte trug er ein seidenes, lose geknüpftes Halstuch. Pearl bebte vor Aufregung. „Bestimmt! Bestimmt! Er ist es!“

Frau Tyler winkte einen Bekannten herbei und fragte ihn, wer der Herr sei.

„Das ist Herr Ellis, gnädige Frau, der Abgeordnete der Grafschaft Montgomery.“

„Würden Sie ihn uns bitte vorstellen?“

„Aber gern!“ Und kurz danach brachte der Bekannte Herrn Ellis auf die Galerie und stellte ihn den drei Damen vor. Er entsprach ganz der Beschreibung, die Pearl von dem Mann ihres Traums gegeben hatte. Er war groß und kräftig gebaut; seine regelmäßigen Gesichtszüge, die Mähne seiner dunklen Haare und seine ausdrucksvollen Augen verliehen ihm ein besonders romantisches Aussehen. Er glich wirklich Lord Byron.

Als Pearl Tyler und Herr Ellis einander in die Augen sahen, sprang sofort ein Funke über. Nach einem Monat schon trug Pearl Tyler den Brautschleier, um Frau Ellis zu werden.

Eine weitere Übereinstimmung zwischen Traum und Wirklichkeit sollte Pearl feststellen, als sie nach den Flitterwochen im Heim ihres Gatten ankam. Sie schrieb sofort an ihre Mutter: „Es ist ein Landhaus außerhalb von Roanoke und liegt an einem Hügel, genau so, wie ich es in meinem Traum gesehen habe.“

Bei diesem Traum von Fräulein Tyler scheint es sich um eine echte Vorschau zu handeln, um den Wahrtraum von einem zukünftigen Geschehen, das sich später erfüllt. Daß junge Mädchen sich in Gedanken mit einem Mann beschäftigen, den sie als Lebenspartner ersehnen, ist an sich nichts Ungewöhnliches. Daß aber ein Mädchen das Bild, die äußere Erscheinung ihres Zukünftigen, so genau, und zudem in drei Nächten hintereinander, vorher träumt, daß sie ihn nachher, bei der Begegnung im Leben, erkennt – das ist gewiß nichts Alltägliches.

Darum hat dieser Traum einen fast prophetischen Charakter. Es kann durchaus der Eindruck entstehen, daß sich hier eine schicksalhafte Vorbestimmung erfüllt habe. Denn gleich bei der ersten Begegnung schlugen die Herzen einander entgegen, die nachher im Leben lange Jahre miteinander vereint sein sollten.

Die Barke auf dem Fluß

Hier haben wir wieder den Fall einer vorwegnehmenden, eine künftige Situation vorwegzeichnenden Traumvision. Aber während bei dem Traum von Pearl Tyler zwischen ihr selbst und dem Mann, von dem sie träumte, vorher keinerlei Zusammenhang bestand, ist hier der Zusammenhang zwischen der Träumerin und dem Trauminhalt leicht erkennbar.

Die Perzipientin dieses Erlebnisses ist die Gattin eines lutherischen Geistlichen und lebt in einer Stadt im Westen der Vereinigten Staaten. Der Bericht wurde dem Autor Stevens von ihrer Tochter bestätigt, die ihre Mutter den Traum beschreiben hörte, bevor die Prophezeiung, die er enthält, in Erfüllung ging.

Eines Nachts träumte die Mutter, daß sie zwischen anderen Menschen am Ufer eines Flusses stehe. Es fiel ihr auf, daß die Leute ihre Blicke auf einen Gegenstand flußaufwärts gerichtet hatten und daß ihre Gesichter traurig und kummervoll aussahen. Als sie ihren Blicken folgte und auch den Fluß hinauf sah, erblickte sie etwas, das eine Barke zu sein schien, die sacht flußabwärts trieb. Beim Näherkommen bemerkte sie, daß diese eine bewegungslose, mit Blumen bedeckte Gestalt trug.

Als die Barke direkt unter ihren Augen vorbeiglitt, erkannte die Träumende mit Entsetzen in dem schweigenden Passagier ihre schöne junge Schwägerin Caroline, deren Lebensodem entflohen war. Sie sah, wie das lange Haar der jungen Frau in zwei Strähnen über ihre Brust fiel und wie um ihr Gesicht frische Blumen gehäuft waren, als ob sie in einem Blütenbett läge.

Dann schaute die Träumende auf und entdeckte einen am Uferstand stehenden Mann, den sie niemals zuvor gesehen hatte. Er trug den langen schwarzen Talar und die weißen Binden eines Geistlichen und hielt eine Ansprache an die Freunde am Flußufer.

„Grämt euch nicht um sie“, sagte er milde, „sie schwimmt nun den Lebensstrom hinunter – und vorbei.“

An dieser Stelle erwachte die Träumerin tief erschreckt. Sie erzählte sogleich ihrem Manne, was sie soeben mitangesehen hatte. Er tat das jedoch lachend als einen Alptraum ab.

Die in Chikago lebende Schwägerin Caroline hatte sich immer einer guten Gesundheit erfreut. Und ihr letzter Brief hatte keinen Hinweis auf eine Krankheit enthalten. Daran erinnerte jetzt der Mann seine Frau. Doch diese konnte das starke Gefühl von etwas Wirklichem, das der Traum bei ihr hinterlassen hatte, nicht abschütteln. So schrieb sie noch am gleichen Morgen einen Brief an ihre Schwägerin, um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung sei.

Im Lauf des Vormittags kam dann ein Ferngespräch aus Chikago; es brachte die Nachricht von Carolines plötzlichem Tod mit der Bitte: „Könnt ihr sofort kommen?“

Sie eilten nach Chikago und kamen gerade noch rechtzeitig zur Beerdigung. Als die Träumerin auf das Gesicht ihrer Schwägerin herablickte, stellte sie zu ihrer Bestürzung fest, daß es genau so aussah, wie sie es im Traum gesehen hatte. Das lange Haar lag in zwei Strähnen über ihrer Brust, und Gesicht und Schultern waren in eine Fülle von Blumen gebettet.

Der Geistliche, der die Zeremonie leitete, erhob sich und sprach. Als die trauernde Frau aufschaute, entdeckte sie, daß dort in Fleisch und Blut, mit Talar und Amtsbinden derselbe Geistliche stand, den sie im Traum am Flußufer hatte stehen sehen, wie er die Trauernden tröstete. So war sie auch nicht überrascht, als er wörtlich sagte: „Grämt euch nicht um sie; sie ist nur den Lebensstrom hinabgeschwommen – und vorbei.“

Es kann keinen Zweifel an diesem Bericht geben, denn er stammt von einer Zeugin von untadeligem Charakter. Und die Tatsache, daß sie den Traum erzählte, bevor seine Erfüllung bekannt war, wird von ihrer Tochter verbürgt. Der Gatte ist als orthodoxer Geistlicher zurückhaltend und will zu der Geschichte, die in das Reich des Übersinnlichen hineinragt, nichts hinzufügen. Bei einem Mann wie ihm ist dieses Verhalten verständlich. Jedoch war er der erste Zeuge, welcher die Beschreibung von der Barke auf dem Fluß zu hören bekam.

Unter den zahllosen und wohlbezeugten Träumen, die einen Todesfall ankündigen, hat dieser etwas besonders Fesselndes, da er das Wörtliche mit dem Symbolischen verbindet. Das in Blumen gebettete Gesicht des toten Mädchens, die langen, über der Brust in zwei Strähnen geordneten Haare, das nie zuvor erblickte Ge-

sicht des Geistlichen – diese und andere Einzelheiten wurden buchstäblich Wirklichkeit.

Aber damit zusammen ging das symbolische Bild: der Fluß als Lebensstrom, die Barke, die mit dem leblosen Körper den Fluß hinabschwimmt – das sind Einzelheiten symbolischer Natur. Sie stellen zugleich eine sinnbildliche Veranschaulichung der von dem Geistlichen gesprochenen Worte dar, die den Tod der jungen Frau nur als eine Reise den Lebensfluß hinunter schildern, eine Reise in das Meer der Ewigkeit hinein.

Wie Graf Zichy seinen Arm verlor

Der folgende Fall handelt von einem ungewöhnlichen Schicksal. Ein Traum, den man als Mahn- oder Wartraum auffassen kann, geht einem verhängnisvollen Geschehen voran. Aber wie so oft im Leben findet der Wahrheitsgehalt eines Traums trotz seiner Stärke, ehe er sich verwirklicht hat, nicht den Glauben, den er verdient hätte.

Der 1849 in Sztara geborene einarmige Dichter, Komponist und Virtuose auf dem Klavier Graf Géza Zichy – er starb 1924 in Budapest – war lange Jahre hindurch eine internationale Berühmtheit. Durch eisernen Fleiß hatte es der eminent musikalische Ungar dahin gebracht, geradezu genial mit einer Hand Klavier zu spielen. In den 1890er Jahren war er Intendant der ungarischen Nationalbühne. Damals reiste er, der sich mit Stolz einen Freund seines 1886 verstorbenen Landsmanns Franz Liszt nennen durfte, oft nach Wien, um dort Konzerte zu geben. In der Wiener Presse veröffentlichte er unter dem Titel „Wie ich meinen rechten Arm verlor“ interessante Erinnerungen. Später erschien seine zweibändige Selbstbiographie „Das Buch des Einarmigen“, das allen, denen das Schicksal ähnlich zugesetzt hat, Trost gewähren kann.

Sehr lebendig schildert Graf Zichy sein Erlebnis, das er mit vierzehn Jahren hatte, im Neuen Wiener Tageblatt“ vom 27. März 1892.

„Als ein schöner Herbsttag voll Sonnenglanz brach der 24. September des Jahres 1863 an. Als ich erwachte, fand ich meinen lieben Erzieher Michael von Csiky – Gott erhalte ihn lange! – in sich versunken an meinem Bette sitzen. Er hatte einen bösen prophetischen Traum gehabt; ich war darin auf ihn zugetreten und hatte ihm gesagt: Ein Teil meines Körpers ist verfault. Er schrie auf und konnte nicht wieder einschlafen.

Wer Michael von Csiky kennt, der wird wissen, daß dieser Mann niemals gelogen hat; er ist aber auch zu religiös und ernst, um abergläubisch sein zu können. Und doch erschütterte ihn dieser Traum so, daß er meinen Vater aufsuchte und ihn bat, mir nicht zu erlauben, ohne ihn auf die Jagd zu gehen. Mein guter Vater antwortete hierauf: „Lassen Sie doch den Jungen mit seiner freien Zeit machen, was er will! Joska begleitet ihn doch und wird ihn nicht außer acht lassen!“ Joska war der Kammerdiener meines Vaters, sein besonderer Liebling!“

Der Traum des Erziehers war also kurz und einprägsam und von besonderer Eigenart. Ist es doch geradezu schauerlich, wenn ein blühendes junges Menschenkind sagt: „Ein Teil meines Körpers ist verfault!“ Der Rezipient muß von seinem Traum völlig den Eindruck einer verhängnisvollen Drohung erhalten haben. Sonst hätte er, den Zichy als frei von Aberglauben kennzeichnet, nicht den Rest der Nacht schlaflos gelegen und hätte auch nicht durch eine Rücksprache mit dem Vater das Leben seines geliebten Zöglings zu schützen gesucht, indem er ihn der Jagd fernhalten wollte.

Was jedoch weiter geschah, war ein wahres Verhängnis. Der junge Zichy lief hinter dem Jagdwagen her, der vor ihm fuhr, und wollte aus ihm ein geladenes Jagdgewehr herausnehmen. Allein der Hahn der Flinte verfang sich im Sitzleder, zog sich auf und schnellte zurück: die Flinte entlud sich. Aus nächster Nähe traf der Schuß Zichys Arm, zerriß die Pulsader und zerschmetterte den ganzen Arm. Eine gräßliche und schnelle Erfüllung des Wahrtraums des Herrn von Csiky! Wie Graf Zichy erzählt, verdankt er es der Umsicht des bei dem Unglück anwesenden Grafen Nimptsch, daß er nicht verblutete. Aber sein Arm war nicht zu retten und mußte später abgenommen werden. Man kann hier wirklich den Eindruck eines schicksalkündenden Traums gewinnen, der etwas Unausweichliches vorhersagt.

Wer will sagen, daß die Dinge einen anderen Verlauf genommen hätten, wäre der Erzieher dabei gewesen! Und sollte sich ein Schicksal erfüllen, so wäre auch ohne Jagdausflug ein Unfall möglich gewesen, der gleich schreckliche Folgen auslösen konnte! Die nicht wegzuleugnende zentrale Tatsache bleibt auf jeden Fall: binnen wenigen Stunden erfüllte sich die symbolische Ankündigung des Traums auf eine ganz ungewöhnliche und schreckliche Art und Weise.

Präsident Lincolns Todestraum

Viele, ja vielleicht die meisten sogenannten prophetischen Wahrträume haben es in irgendeiner Form mit dem Tod zu tun, und in nicht wenigen Fällen handelt es sich dabei um den Tod des Träumers selbst. Aber nicht alle Menschen, denen derartige Träume zuteil werden, erzählen sie vorher, so daß sie später zu den bestätigten Wahrträumen eingereiht werden können. Das trifft indes auf den folgenden Fall zu.

Der Name des amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln ist auf ewig mit der Abschaffung der Sklaverei und der Rettung der Einheit der Union, trotz des Bürgerkriegs in den 1860er Jahren, verknüpft. Er war eine tief religiöse Persönlichkeit, und das spiegelt sich auch in dem Bericht über seinen Traum vom eigenen Tod. Sehr ausführlich schreibt über die ganzen näheren Umstände der wichtigste Zeuge Ward Hill Lamon in seinem Buch „Recollections of Abraham Lincoln“ (Erinnerungen an Abraham Lincoln). Lamon hatte früher zusammen mit Lincoln ein Anwaltsbüro innegehabt. Während des amerikanischen Bürgerkriegs war er Befehlshaber von Washington.

Glücklicherweise machte Lamon sofort Aufzeichnungen, als er den Präsidenten seinen Traum zum erstenmal erzählen hörte. Lincoln kam in den Tagen danach öfter auf seinen Traum zurück. Denn offensichtlich lastete er schwer auf seiner Seele. Doch seine propheische Vorausschau enthielt keinerlei zeitliche Hinweise. Wie sich später ergeben sollte, lagen mehrere Tage zwischen dem Traum und seiner Erfüllung.

„Der ergreifendste Vorfall in Lincolns Leben“, schreibt Lamon, „war ein Traum, den er nur wenige Tage vor seiner Ermordung hatte. (Der Präsident fiel dem Attentat eines Fanatikers aus den Südstaaten namens John Wilkes Booth zum Opfer.) Für Lincoln war der Traum von tiefster Bedeutung, und sicherlich wurde niemals in einem Traumgesicht die schreckliche Wirklichkeit so genau vorher erschaut. Nachdem er sich mehrere Tage damit abgequält hatte, konnte Lincoln sein Geheimnis nicht länger für sich behalten. Ich gebe es hier, soweit ich kann, in seinen eigenen Worten wieder, und zwar nach Aufzeichnungen, die ich unmittelbar nach der Erzählung des Präsidenten gemacht habe.

Bei dieser Erzählung waren nur zwei oder drei Personen anwesend. Der Präsident war in gedrückter und nachdenklicher Stim-

mung und hatte eine Zeitlang geschwiegen. Frau Lincoln, die mit dabei war, zog ihn wegen seiner ernsten Miene und seiner gedrückten Laune auf. Dies schien ihn munter zu machen, und, ihren Spott ignorierend, sagte er langsam und in feierlichem Ton:

„Es ist merkwürdig, wieviel in der Bibel über Träume geschrieben steht. Ich glaube, es sind im Alten Testament ungefähr sechzehn und im Neuen Testament vier oder fünf Kapitel, in denen Träume erwähnt werden. Es sind auch viele andere Stellen in der Bibel zu finden, die sich auf Visionen beziehen. Wenn wir der Bibel Glauben schenken, so müssen wir die Tatsache akzeptieren, daß Gott und seine Engel in alten Zeiten den Menschen im Schlaf erschienen und daß sie in Träumen zu ihnen sprachen. Heutzutage verlacht man Träume. Nur alte Frauen und verliebte junge Leute sprechen davon.“

Hier bemerkte Frau Lincoln: „Nun, du siehst so schrecklich ernst drein – glaubst du etwa an Träume?“

„Ich möchte das nicht unbedingt bejahen“, erwiderte Lincoln, „aber neulich hatte ich nachts einen Traum, der mich seither ununterbrochen verfolgt. Dieser Traum veranlaßte mich, die Bibel aufzuschlagen. Und so seltsam es klingt: ich schlug als erstes das 28. Kapitel der Genesis auf, das Jakobs wunderbaren Traum enthält. Ich blätterte weiter, und wo ich auch hinsah, fiel mein Auge auf einen Traum oder eine Vision. Ich fuhr fort, die Seiten umzuwenden, doch mein Blick traf nur Stellen, die auf merkwürdige Art zu meinen Gedanken stimmten: Verkündigungen, Träume, Gesichte und soweit.“

Er sah jetzt so ernst und beunruhigt aus, daß Frau Lincoln ausrief: „Du machst mir Angst! Was ist los?“

„Ich fürchte“, sagte Lincoln, der bemerkte, welche Wirkung seine Worte auf seine Frau ausübten, „daß es nicht richtig von mir war, das Thema überhaupt anzuschneiden; doch es hat mich irgendwie gepackt, und wie Banquos Geist läßt es mich nicht wieder los.“

Diese Bemerkung steigerte Frau Lincolns Neugierde nur noch mehr, und während sie tapfer jeden Glauben an Träume ableugnete, drängte sie ihn heftig, den Traum zu erzählen, der ihn so beeindruckt hatte. Die anderen Zuhörer unterstützten sie dabei. Lincoln zögerte. Aber schließlich begann er sehr bedacht, während ein Schatten von Schwermut seine Stirn umdüsterte.

„Ungefähr vor zehn Tagen ging ich sehr spät schlafen“, sagte der Präsident. „Ich konnte noch nicht lange im Bett gelegen haben, als

ich in Schlummer fiel, denn ich war sehr müde. Ich fing bald an zu träumen. Eine Todesstille umgab mich. Da hörte ich plötzlich unterdrücktes Schluchzen, so, als ob eine Menschenmenge weine. Es war mir, als ob ich mein Bett verließ und die Treppe hinunterginge. Dort wurde die Stille durch das gleich jammervolle Schluchzen unterbrochen. Allein die Klagenden waren unsichtbar. Ich schritt von Raum zu Raum, aber keine lebende Seele war zu sehen. Jedoch wie ich dahinging, trafen die gleichen Kummerlaute mein Ohr. Jeder Gegenstand war mir vertraut. Aber wo waren nur all diese Menschen, die weinten, als ob ihnen das Herz brechen sollte?

Ich stand vor einem Rätsel und war zutiefst beunruhigt. Was bedeutete das nur? Entschlossen, diesem rätselhaften und furchterweckenden Vorgang auf den Grund zu kommen, ging ich weiter, bis ich zum Ostzimmer kam, wo ich eintrat. Dort erlebte ich eine schlimme Überraschung. Vor mir stand ein Katafalk, auf welchem in Sterbegewändern ein Leichnam aufgebahrt lag. Um den Katafalk waren Soldaten als Wachen postiert. Und dort standen zahllose Menschen. Einige schauten traurig auf den Leichnam, dessen Gesicht verhüllt war; andere wieder weinten jämmerlich.

„Wer im Weißen Haus ist gestorben?“ fragte ich einen der Posten.

„Der Präsident“, war die Antwort, „er wurde ermordet!“ – Hier erfolgte ein Schmerzensausbruch der Menge, so laut, daß ich davon aufwachte. Ich schlief in dieser Nacht nicht mehr. Und obgleich alles nur ein Traum gewesen ist, beunruhigt mich dieser doch sehr.“

„Das ist schauderhaft!“ sagte Frau Lincoln. „Ich wollte, du hättest uns den Traum nicht erzählt. Wie froh bin ich, daß ich nicht an Träume glaube, sonst würde ich fortan in ständiger Angst leben.“

„Nun“, antwortete Lincoln nachdenklich, „es ist ja nur ein Traum. Wir wollen nicht mehr darüber sprechen, vielmehr versuchen, ihn zu vergessen.“

Dieses furchtbare und lebendige Traumgesicht“, fährt der Biograph Lamon fort, „paßte genau zu anderen Träumen und drohenden Vorgefühlen des Präsidenten, und das beunruhigte ihn tief. Während seiner Erzählung war er ernst und düster gewesen, zeitweise sichtlich bleich, doch völlig ruhig. Er sprach langsam und gemessen und mit tiefem Empfinden. Im Gespräch mit mir bezog er sich später nochmals darauf und schloß mit folgendem Zitat aus dem „Hamlet“: „Schlafen! Vielleicht auch träumen! Ja, da liegt's!“ Dabei legte er eine starke Betonung auf die letzten Worte.

Einmal spielte der Präsident mit einem Anflug von Humor auf

diesen schrecklichen Traum an. Dann wurde er ernst und sagte: „Nun, lassen wir es gut sein! Ich glaube, der Herr wird zur rechten Zeit und auf die rechte Weise alles vollenden. Gott weiß, wie es richtig ist.“

Diese Worte sprach er seufzend und wie in einem Selbstgespräch, so, als ob er meine Anwesenheit kaum bemerkte.

Am Tage seiner Ermordung war Lincoln jedoch heiterer. Er erzählte dem Kabinett, daß er in der letzten Nacht einen sehr ermutigenden Traum gehabt habe. Genau denselben Traum habe er schon mehrmals und immer vor einem entscheidenden Sieg der Unionstruppen geträumt. Deshalb sei er voll Zuversicht, daß bald Nachricht von der Kapitulation General Johnsons eintreffen werde. Dieser Traum mit der guten Vorbedeutung zeigte das Bild eines „schwer beschädigten Schiffes, das, verfolgt von unseren Schiffen, flüchtete.“ Lincoln sah auch das Ende einer Schlacht zu Lande, wobei sich der Feind in voller Flucht befand und die Unionsarmee von einer wichtigen strategischen Position Besitz ergriff. Zu diesem Zeitpunkt war anscheinend die Erinnerung an jenen schrecklichen anderen Traum verblaßt.

In jener Nacht aber, da Lincoln unter der Kugel des Meuchelmörders fiel, waren Frau Lincolns erste Worte, als sie die Nachricht erhielt: „Sein Traum war prophetisch!“ So berichtet Lamon. Prophetisch war aber nicht nur die Tatsache, daß Lincoln ermordet wurde. Denn danach lag sein Leichnam aufgebahrt im Ostzimmer, während Soldaten als Wachen postiert waren, genau so, wie er es in seinem Traum vorausgesehen hatte.

Wie bei vielen prophetischen Träumen lassen sich natürlich auch hier telepathische Komponenten feststellen. Man braucht nur anzunehmen, daß der Attentäter seine Mordabsicht telepathisch auf Präsident Lincoln übertragen habe und daß dieser die im Schlaf empfangenen Gedanken des Meuchelmörders in die geschilderte Traumform umgesetzt habe, um das Zustandekommen des Traums begreiflicher zu machen. Aber auch dann liegt ein außergewöhnlicher außersinnlicher Vorgang vor, ohne daß man sagen könnte, warum Lincoln im einzelnen so, wie es geschah, das von ihm erlebte Traumbild geträumt hat, das auf jeden Fall prophetische Züge trug.

Wie bei telepathischen Träumen ist es auch bei Träumen vorschauenden Charakters manchmal unverständlich, warum gerade ein bestimmter Mensch etwas von einem anderen träumt. Das trifft auch auf den folgenden Traum von einer Untat zu, der sich als Wahrtraum erweisen sollte. Er wurde im Jahrgang 1906 der „Psychischen Studien“ von deren Herausgeber V. Schnee wiedergegeben, der versicherte, daß ihm nicht nur der Name des Gastwirts B. genau bekannt sei, sondern daß ihm auch ein die Ereignisse bestätigender Originalbrief vorliege. Der Bericht lautet folgendermaßen:

„In der ersten Hälfte des Monats Juli 1905 träumte dem Gastwirt B., einem ehrbaren Bürger der Stadt Kamenz, einer seiner treuesten Stammgäste, der Glasmachermeister Linke, habe seine Frau und seine Kinder erschlagen und darauf das von ihm bewohnte Haus angezündet. Noch am anderen Morgen stand das fürchterliche Traumbild in grauenvoll greifbarer Deutlichkeit vor dem inneren Gesicht des Wirts, so daß er sich jener psychischen Depression nicht erwehren konnte, die sensitiv veranlagte Menschen bei ähnlichen Vorkommnissen bedrückt, gleich der unheilswangeren Schwüle vor einem aufsteigenden Gewitter.

Er fand erst einigermaßen seine Ruhe wieder, als er den Traum seiner Ehefrau erzählt hatte. Diese lachte über die sonderbare Laune ihres Mannes und versuchte, ihm jeden Zweifel an der Lauterkeit des Linkeschen Charakters auszureden. Das war auch sehr begreiflich, denn Linke, ein äußerst intelligenter, fleißiger Arbeiter, galt in der ganzen Stadt als musterhafter Familienvater und war in seinen Kreisen sehr beliebt.

Als Linke, wie er es gewöhnlich zu halten pflegte, nach Feierabend mit noch anderen Arbeitskollegen in die B.sche Gastwirtschaft kam, um sich nach des Tages Last und Hitze bei einem kühlen Trunke zu erfrischen, trat B. zu ihm und sagte: ‚Du, Linke, heute hat mir von dir geträumt!‘ Der Angeredete wurde neugierig und wollte wissen, was es gewesen wäre. Da mischte sich die Ehefrau des Gastwirts in das Gespräch der Männer und suchte ihren Mann von der Erzählung des Traums abzuhalten, indem sie ihm zuflüsterte, wie lächerlich die Sache sei und daß sich Linke leicht verletzt fühlen könne.

Aber B. war einmal im Zuge, und ohne sich in seiner Rede behindern zu lassen, erging er sich Linke und den übrigen Gästen

gegenüber in breiter Schilderung des grauenvollen Traumgesichts. Schallendes Gelächter von allen Seiten lohnte dem Erzähler. Es war ja auch ganz natürlich, wenn keiner der anwesenden Freunde des jovialen Linke in diesem einen feigen Mordbuben vermutete. Auch B. selbst glaubte im Ernst von Linke nichts Böses. Ihm war es ja nur darum zu tun gewesen, den Traum zu erzählen; nun das geschehen war, erfreute er sich wieder seines seelischen Gleichgewichts.

Welches Entsetzen ergriff aber den biedereren Gastwirt“, schreibt Schnee, „als er in den frühen Morgenstunden des 31. August 1905 von den Sturmglocken der in tiefem Schlummer liegenden Stadt geweckt wurde, als er hörte, das Haus des Linke stehe in Flammen, und als er dann mit eigenen Augen sehen mußte, wie die gräßlich verstümmelten Leichen der Linkeschen Familienmitglieder aus dem brennenden Gebäude gebracht wurden! Und nicht genug damit: Linke selbst war unter dem dringenden Verdachte, Mörder und Brandstifter in einer Person zu sein, inhaftiert worden.

Das mysteriöse Verbrechen erregte weit über die Grenzen Sachsens das größte Aufsehen. Wenn auch anfangs die Schuld Linkes stark bezweifelt wurde, so verdichteten sich im Laufe der Untersuchung doch die erdrückenden Indizien zur Überführung des Täters. Ein offenes Geständnis über das Verbrechen legte Linke weder jetzt noch später ab.

Zu der Verhandlung vor dem Schwurgericht war ein umfangreicher Apparat von Zeugen und Sachverständigen in Bewegung gesetzt worden. Unter den ersteren figurierte auch der Gastwirt B., der unter seinem Eide das nächtliche Erlebnis erzählte. Nach dreitägiger Verhandlung wurde Linke zum Tode verurteilt. Freiwillig auf das Recht zur Einlegung der Revision gegen das Urteil verzichtend, endete er am 19. Januar 1906 unter der Guillotine.“

Der Traum, dessen Inhalt weder der Träumer selbst noch seine Bekannten für eine echte Wahrsagung gehalten hatten, erfüllte sich etwas über einen Monat, nachdem der Gastwirt ihn geträumt hatte. Da ihn der Rezipient sogleich mehreren Menschen erzählt und außerdem seine Wahrheit vor Gericht nachher unter Eid erhärtet hatte, kann er als gut beglaubigt gelten.

Der Inhalt des Traums war dabei denkbar unwahrscheinlich, weil er einem als harmlos geltenden Menschen eine grauenvolle Untat zuschrieb. Und dennoch bewahrheitete er sich voll und ganz. Besonders merkwürdig ist dabei der Umstand, daß derjenige, der

die Erfüllung des Traums nachher herbeiführte, der Glasmachermeister Linke, den Traum kannte; denn er wurde ihm ja von dem Träumer selbst erzählt. Es wäre aber seltsam, wollte man annehmen, erst die Kenntnis des bedrückenden Traums habe den Unseligen zu den ihm zur Last gelegten Untaten des mehrfachen Mords und der Brandstiftung bewogen!

Eher mag man für möglich halten, daß Linke selbst sich schon früher mit solchen schwarzen Gedanken trug, obwohl sie ihm keiner seiner Bekannten zutraute, und daß er daher unbewußt auf das Traumbewußtsein des Gastwirts B. einwirkte. Wie in anderen vergleichbaren Fällen sträubt man sich natürlich entschieden gegen die Annahme, es habe sich bei dem ganzen Geschehen um ein unausweichliches Verhängnis gehandelt. Auf jeden Fall bleibt die Tatsache bestehen, daß ein nur lose Bekannter die Untaten eines Unglücklichen vorherträumte, so wie dieser sie einige Wochen später in Wirklichkeit ausführte. Und daher hat der Traum einen prophetischen Charakter.

Die Königin der New Yorker Bohème

Die letzte Traumgeschichte dieses Kapitels ist von einer besonderen Eigenart. Denn nicht nur hat hier eine Frau ihren Tod vorhergeträumt, sie hat sogar originell, wie sie war, ihr ganzes Traumerlebnis, ehe es sich erfüllte, im Druck erscheinen lassen.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts erschien in New York eine aparte kleine Zeitschrift in niedriger Auflage. Wie die Schriftleitung selbst offen zugab, hielt sich das Organ gerade eben am Leben. Der ganze Text stammte von Frau Zoë Anderson Norris, die zugleich als Herausgeber und Verleger zeichnete.

Frau Norris war Schriftstellerin und hatte mehrere Romane geschrieben. In ihren letzten Jahren nahm sie sich besonders der East Side, des ärmsten Viertels von New York, an und nannte ihr Magazin auch „The East Side“. Wenn man heute den Inhalt der Zeitschrift durchsieht, wird man ihren größten Reiz vielleicht nicht in den Artikeln und Erzählungen der Herausgeberin finden, sondern in den schönen ganzseitigen Zeichnungen, die William Oberhardt unentgeltlich beisteuerte, der heute einer der bedeutendsten Porträtisten der Vereinigten Staaten ist.

Frau Norris hielt sich für eine Radikale und Revolutionäre. Sie

empfund tief die Ungerechtigkeiten einer selbstzufriedenen Gesellschaft, welche die Elendsviertel mit ihrer drückenden Armut, mit Schmutz, Krankheit und Verbrechen duldet. Sie gab sich gerne als Einwanderin aus, und wenn sie mit Straßenbahnschaffnern und Polizisten zu tun hatte, tat sie so, als ob sie nicht englisch sprechen könne. Manchmal bettelte sie an Straßenecken mit einem Akkordeon, oder sie verkaufte Luftballons. All diese phantastischen Posen sollten ihr Stoff für ihr Magazin liefern. Außerdem wollte sie so erfahren, wie die Armen wirklich lebten. Sie wurde deswegen „Königin der Bohème“ genannt.

Mit einer Anzahl ihrer Freunde gründete sie den „Ragged Edge Club“ (Rauhe Ecken-Klub). Was sie zu dieser Benennung des Klubs veranlaßte, war der Gedanke, daß seine Mitglieder so radikal waren, daß sie kaum noch Anspruch auf Respektabilität machten. Das war amüsant, denn bei den Mitgliedern handelte es sich in Wirklichkeit um angesehene und gebildete Menschen, die im Berufsleben erfolgreich waren: Kaufleute, Autoren, Geistliche, Künstler, Sänger, die durch Frau Norris' interessante und vielseitige Persönlichkeit in ihren Kreis gezogen wurden. Dieser Klub traf einmal im Monat in einem Restaurant der Innenstadt zusammen, und natürlich war Frau Norris Vorsitzende und hatte die geistige Führung.

Die letzte Nummer der „East Side“ datiert vom Januar/Februar 1914 und erschien spät im Januar. In dieser Nummer erzählt Frau Norris einen Traum, den sie nicht lange zuvor gehabt hatte und der ihren Tod vorauszusagen schien. Hier folgt der Kern der Erzählung in ihren eigenen Worten:

„In Zukunft werde ich ein sehr, sehr guter Mensch sein. Ich will euch sogleich erzählen, warum. Mein lieber Oberst aus Kentucky pflegte zu sagen, diese Welt sei eine komische Oper, inszeniert von einer großen Gottheit, die sich über uns lustig macht und uns auslacht. Und im Fall des Obersten traf dies auch zu. Er war gerade im Zuge, sorglos sein drittes Vermögen zu verschwenden, als er auf der Straße tot umfiel. Drei Wochen vorher saß ich mit ihm noch im Palmengarten vom ‚Waldorf‘.

„Ich träumte, Sie wären tot“, sagte ich zu ihm. Das erzähle ich, um die Seltsamkeit meiner Träume begreiflich zu machen. Wenn Träume etwas bedeuten, so werde ich sehr, sehr bald die Reise nach dem unbekanntem Land antreten; und wenn ihr, liebe Leser, die Träume aus meinem Leben kenntet, so würdet ihr auch der Meinung sein, daß sie etwas bedeuten.

Erinnert ihr euch, wie ich euch in der Juli-August-Nummer sagte, daß ein Toter niemals wiederkehrt? Nun, wenn man so bestimmt etwas behauptet, dann spricht die große Gottheit zu sich: ‚Der werde ich zeigen, wie wenig sie weiß.‘ Und jetzt kommt, was ich erlebt habe.

Damit ihr euch aber einen rechten Begriff von meinen Träumen machen könnt, muß ich euch zuerst von meiner Familie erzählen, davon, wie mein Vater das Zeitliche segnete, wie dann in Abständen von zwei Jahren einer nach dem anderen aus meiner Familie dahinging, bis fünf gestorben waren. Nach einer langen Spanne von Jahren ohne Todesfälle starb dann vor vier Jahren eine geliebte Schwester und vor zwei Jahren eine zweite. Und jetzt will ich euch von meinem Traum erzählen.

Eines Nachts saß ich allein auf. Es war nicht lange, nachdem ich die kühne Behauptung veröffentlicht hatte, daß die Toten nicht wiederkehren. Ich saß sehr einsam in dem großen Sessel unter der Lampe und sann über das Leben nach. Ich grübelte, ob das Leben überhaupt einen Sinn habe. Dann ging ich zu Bett und schlief ein.

Gegen Morgen hatte ich einen Traum. Wieder saß ich allein und sann und sann. Da war es mir, als ob eine kleine Frau ganz schnell eine lange und düstere Halle herunterkäme, eine winzig kleine Frau in Schwarz. Beim Näherkommen öffneten und schlossen sich für sie die Türen auf eine geheimnisvolle Art, so, als ob sie vom Winde auf- und zugeweht würden. Endlich erreichte die Gestalt mein Bett und blieb dort stehen: es war meine Mutter.

Daß so ein winziges Geschöpf dreizehn Kinder geboren haben sollte! Wie sie dort neben mir stand, war sie kaum größer als die Pfosten meines niedrigen Betts. Im Traum hob ich meine Arme und schlang sie um meine Mutter. Ich fühlte die weiche dünne Seide ihres schwarzen Kleids, ‚Bin ich die nächste?‘ fragte ich sie, und sie sagte: ‚Ja!‘ Ich schrie, und sie hob ihre kleine Hand und machte: ‚Pst! Pst!‘ Mein Schreien weckte mich auf.

Wie froh war ich, daß es hell war; denn obgleich ich meine Arme um meine Mutter geschlungen hatte, ängstigte ich mich doch vor ihr. Ich fühlte ihre Gegenwart so stark, daß ich glaubte, ihr Geist stände immer noch neben meinem Bett, obwohl ich ihn wegen der Helligkeit nicht sehen konnte. Als ich dort im Morgengrauen lag, war mein erster Gedanke, daß ich mir nichts daraus machte . . .

Ich betrachte es als Glück, daß mir durch diesen Traum von meiner kleinen Mutter Zeit gegeben wurde, mich auf den Tod vor-

zubereiten, zu vergeben und zu vergessen, meinen Nächsten zu lieben, keinen Groll zu hegen, soviel Gutes als möglich zu tun und, wenn möglich, nichts Böses . . .

Und wenn mich bei dem Gedanken, daß ich meine geliebten Freunde verlassen muß, die Lust zu weinen ankommt, so beruhige und tröste ich mich mit der Verheißung der Heiligen Schrift, daß in dem fernen unbekanntem Land Ehen weder geschlossen noch getrennt werden. Ich glaube, ich werde unter ein Auto kommen, ich habe solche Angst vor den Straßen. Doch jeden Abend, an dem ich noch lebe, flechte ich sorgfältig mein Haar, bevor ich mein Abendgebet verrichte, und mache mich so hübsch als möglich für diejenigen, welche mich vielleicht am Morgen tot finden werden.

Ich wünsche mir auch ein schönes East-Side-Leichenbegängnis: die kleine holländische Musikkapelle, die jeden Morgen auf meinem Hof spielt, soll voranmarschieren. Die ‚Ragged Edgers‘ sollen zu Fuß hinterhergehen. Schwarze Pferde mit schönen langen Schwänzen und Mähnen und mit Schabracken gleich den wehenden Flossen der japanischen Goldfische, nur schwarz natürlich, sollen nicht fehlen – ebensowenig alle übrige Ausschmückung, die zu einem richtigen und schönen Leichenbegängnis auf der East Side gehört.

Ah, liebe Kinder, es gibt so viele Dinge, die ich wissen möchte, so viele Dinge, über die ich mein Leben lang nachgegrübelt habe: warum die einen das Leben von Schmetterlingen führen und andere barfuß gehen, warum die Welt für einige ein Märchenschloß ist und für andere ein Gefängnis . . .

Und wenn ich im Land der Lilien auf all diese Fragen die Antwort gefunden habe, dann, liebe Kinder, komme ich wieder und erzähle euch alles. Denn wie ihr seht, habe ich doch Unrecht gehabt: die Toten können wiederkehren. Und so lebet denn in der Furcht Gottes und so, als ob jeder Augenblick euer letzter sein könnte; denn ihr tretet vielleicht eure Reise nach dem Land der Lilien ebenso bald an wie ich, vielleicht sogar noch früher. Wahrlich ich sage euch, meine Lieben, haltet euer Haus in Ordnung, so wie ich es auch tun will, und seid sehr, sehr gut und betet sehr, sehr stark; denn wir alle sind hilflos in die Hand der Gottheit gegeben, und niemandem ist Tag und Stunde bekannt. Amen.

P. S. Damit meine Feinde sich nicht allzu sehr freuen, möchte ich hinzufügen, daß dies vielleicht einer jener Träume ist, die das Gegenteil des Geträumten bedeuten, und daß ich vielleicht das Vergnügen habe, erst nach ihnen in die ewigen Jagdgründe einzugehen.“

Die Erfüllung dieses Traums wurde von allen New Yorker Zeitungen in der Ausgabe vom 14. Februar 1914 bekanntgegeben. Und alle Nachrufe bezogen sich auf jenen Traumbericht, den Frau Norris in der letzten Nummer der „East Side“ veröffentlicht hatte. Einige Zeitungen brachten diese Traumerfüllung in Schlagzeilen und führten Auszüge aus dem Artikel von Frau Norris an. Denn diese starb plötzlich in der Nacht des 13. Februar, nicht ganz einen Monat nach dem Erscheinen der bewußten Nummer ihrer Zeitschrift.

Zu jener Zeit litt Frau Norris an einem Bronchialkatarrh, und ihr Arzt hatte ihr verordnet, im Bett zu bleiben. Doch es lag ihr nicht, Anordnungen geduldig zu befolgen. Das monatliche gemeinsame Essen des „Ragged Edge Clubs“ im Café Bohème sollte stattfinden, und sie konnte den Gedanken, nicht dabei zu sein, nicht ertragen. Daher stand sie auf, kleidete sich für die Gesellschaft an, ging zu dem Abendessen und führte wie üblich den Vorsitz.

Wie ihre Bekannten hinterher bezeugten, sprach Frau Norris zu ihren Tischnachbarn wieder von ihrem Wartraum, lachend natürlich, doch war klar zu erkennen, daß dieser sie immer noch beschäftigte.

Als sie aufbrach, hustete sie heftig und war offensichtlich so krank, daß ihre Bekannten darauf bestanden, sie solle nicht in ihr Zimmer zurückgehen, sondern sich zur Behandlung in das Krankenhaus in der Second Avenue begeben. Dort stellte der Arzt bei der Untersuchung fest, daß ihr Herz sehr schwach war. Sie bekam ein Krankenzimmer, und ein paar Stunden darauf war sie tot. Sie hatte nur ein Alter von fünfundvierzig Jahren erreicht.

Die Beerdigungsfeierlichkeiten entsprachen allerdings nicht ganz dem Wunsch der „Königin der Bohème“. Denn ihre Tochter ließ den Leichnam zur Bestattung in die Heimatstadt nach Kentucky überführen. Jedoch taten die Ragged Edgers ihr Bestes. Sie mieteten Straßenmusikanten zum Spielen. Und es wurde ein echtes East-Side-Leichenbegängnis; denn die Zeremonien wurden im Tanzsaal über einer Kneipe in der Avenue A. abgehalten. Nur aus dem Leichenbegängnis mit den prunkvoll geschmückten schwarzen Pferden und dem langen Zug der Leidtragenden, die durch die East-Side-Straßen ziehen sollten – aus diesem Prunk und Gepränge, das sich Frau Norris gewünscht hatte, wurde nichts.

Wir haben bis hierher eine Reihe von Träumen kennengelernt,

welche einen vorausahnenden und vorausschauenden, um nicht zu sagen prophetischen Charakter tragen. Die Ereignisse vermochten, trotz mancher Einwände, vielfach deren vollen Wahrheitsgehalt zu erweisen.

Gewiß trifft nicht immer jede Einzelheit zu, sondern manchmal nur das Wesentliche. Das gilt vor allem, wenn sich der Traum einer Symbolsprache bedient, die ja nicht immer eindeutig ist. Aber die Tatsache, daß es die Zeit überwindende Wahrträume gibt und daß diese sich auch auf recht wichtige Dinge beziehen können, läßt sich keinesfalls ableugnen. Es gibt eben zu viele Träume prophetischen Charakters, als daß man sie mit dem Wort Zufall abtun könnte.

Vieles, was wir zum Verständnis vorschauender und ähnlicher Träume wissen möchten, bleibt uns häufig zunächst rätselhaft. Denn wir bewegen uns auf einem Gebiet außerhalb unserer fünf Sinne und außerhalb der normalen Gesetzmäßigkeit von Raum, Zeit und Kausalität, und unser Wachbewußtsein vermag die Grenzen von Raum und Zeit nicht mit der Leichtigkeit zu überschreiten, wie es dem Traumbewußtsein allem Anschein nach gegeben ist.

Prophetische Wahrträume

Wohl alle Völker kennen seit alten Zeiten den Glauben an Propheten und prophetische Träume. Die moderne wissenschaftliche Forschung nähert sich diesem lockenden Gebiet nur langsam und vorsichtig. Solange die auf Prophetie bezüglichen Fragen wissenschaftlich noch ungeklärt sind, sprechen besonnene Wissenschaftler begreiflicherweise nur ungern und mit Zurückhaltung von prophetischen Träumen. Eine einheitliche Auffassung über ihre Möglichkeit und ihre Eigenart besteht bisher nicht.

Der Standpunkt zum Beispiel, den Professor A. Hoche in seinem Buch „Das träumende Ich“ einnimmt, daß es nämlich „prophetische Träume, die einen solchen Namen verdienen, nur als seltene und gar nicht interessante Ereignisse im Rahmen der eigenen Körperlichkeit des Träumers“ gebe, ist ziemlich einseitig, und eine so enge Auffassung wird auch nur von wenigen Forschern geteilt. Ein Autor wie Professor Ludwig Binswanger, der sich eingehend mit der

Geschichte des Traums befaßt hat, möchte vorahnende (oder „prospektive“) Träume, die ihm als Tatsache gelten, nicht Prophezeiung nennen; er glaubt in solchen Träumen den bildhaften Ausdruck von Wahrnehmungen, Wünschen, Befürchtungen und Hoffnungen zu sehen. Die wissenschaftliche Psychologie lehnt meist einen höheren Wert von Träumen, insbesondere einen Vorrang von prophetischen Träumen ab, da die wachbewußten Erkenntniskräfte dem Traume immer überlegen seien.

Der Wissenschaftler Werner Achelis, der sich schon vor Jahrzehnten mit dem Problem des Traums befaßt hat, möchte die These aufstellen, daß Träume im Grunde immer Wahrträume seien, was jedoch nicht besagen soll, daß sie alle unverhüllt Zukünftiges prophezeien. Der Psychoanalytiker Wilhelm Stekel sagte schon früher: „Träume suchen immer die Zukunft zu ergründen, sie zeigen uns die Einstellung zum Leben, die Lebenswege und die Lebensziele.“ Heute vertritt Dr. W. Tenhaeff, Dozent an der holländischen Universität Utrecht, die Überzeugung, daß es Träume gibt, welche als unverkennbar proskopisch (d. h. vorausschauend) zu bezeichnen sind und daß im tiefsten Grund seines Wesens jeder Mensch seine eigene Zukunft kennt. Das klingt ähnlich wie die Meinung von Professor C. G. Jung, der die Existenz „prospektiver“ Träume nicht leugnen will und glaubt, es handle sich dabei um eine „im Unbewußten auftretende Antizipation zukünftiger bewußter Leistungen, etwa wie eine Vorübung oder eine Vorausskizzierung, einen im voraus entworfenen Plan“.

Man kann angesichts solcher Äußerungen nicht sagen, daß die Wissenschaft sich der Problematik zeitüberwindender Träume verschließe, aber sie tastet sich erst vorsichtig an das Gebiet heran und bleibt in ihren Schlußfolgerungen behutsam. So entsteht der Eindruck, daß die Wissenschaft der Fülle hierhergehöriger Träume, von denen in diesen Kapiteln manches einprägsame Beispiel zu finden ist, noch nicht ganz gerecht wird. Das ist aber wohl besser als übereilte Urteile.

Es mag sein, daß die meisten Zukünftiges spiegelnden Träume sich auf das eigene Leben des Träumers beziehen. Manche modernen Forscher nehmen das an, und auch unsere Beispiele widersprechen dem nicht grundsätzlich. Die meisten bisher berichteten Beispiele beziehen sich auf zukünftige Ereignisse aus dem Leben des Träumers selbst, und dabei sind manche dieser Träume zum Teil noch symbolisch.

In diesem Kapitel aber wollen wir vor allem solche Fälle betrachten, die möglichst eindeutig, möglichst frei von symbolischem Gehalt sind. Auch dabei wird wieder Alltägliches und Bedeutsames, Ernstes und Erheiterndes auftreten. Obwohl vielleicht unheil- schwangere Träume häufiger sind als glückverheißende, muß es sich keineswegs immer um Negatives handeln, wenn Träume einen Zipfel vom Schleier der Zukunft heben.

Zwei kleine Beispiele

Ein an und für sich unwichtiges Vorkommnis kann eine besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß es nach den bisher bekannten Naturgesetzen nicht ohne weiteres zu erklären ist. Das gilt z. B. von einem kleinen, fast lächerlichen Vorfall, von dem der Dichter Charles Dickens am 30. Mai 1863 berichtet:

„Folgendes ist ein sonderbarer, von mir selbst erlebter Fall. Während ich mich am Donnerstag letzter Woche in meinem Arbeitszimmer befand, träumte ich, ich sehe eine Dame mit rotem Schal, die mir den Rücken zuehrte. Ich nahm an, daß es E. sei. Als sie sich umdrehte, stellte ich fest, daß ich sie nicht kannte. Sie sagte: ‚Ich bin Fräulein Napier.‘ Beim Ankleiden am nächsten Morgen dachte ich die ganze Zeit: ‚Wie albern, einen so deutlichen Traum über ein reines Nichts zu haben. Und wie komme ich auf den Namen Fräulein Napier?‘ Denn ich hatte niemals von einem Fräulein Napier gehört. An eben diesem Freitag abend las ich. Später kamen in mein Zimmer Mary Boyle, ihr Bruder und — die Dame im roten Schal. Sie stellten sie mir als Fräulein Napier vor! — Dies sind die genau erzählten Umstände.“ So zu lesen in Forsters Dickens-Biographie.

Dieser auch von Dr. Walter F. Prince mitgeteilte kurze Wahrtraum besitzt an sich keine große Bedeutung; aber wieso er zustande kommen konnte, ist für uns genau so schwer durchschaubar wie für Dickens selbst, der ihn erlebt hat.

Einen anderen merkwürdigen vorausschauenden Traum erzählt der Schriftsteller Rudyard Kipling, bekannt vor allem durch seine Dschungel- und Tierbücher, in seiner Autobiographie „Something about Myself“ (Etwas über mich selbst). Amüsant ist dabei, wie sich der Autor bei dieser Gelegenheit als Spötter zu geben sucht, der sich über Phänomene wie Hellsehen und Wahrträume erhaben dünkt.

„Es gibt eine geistige Einstellung“, sagt Kipling, „die nach dem verlangt, was man ‚psychische Erfahrungen‘ nennt. Aber ich bin keineswegs ‚psychisch‘ oder ‚medial‘ veranlagt. Befaßt man sich, wie ich es getan habe, in großen Zügen mit bestimmten Vorfällen und ihren Ursachen, so kommt man sicher zu ein paar erfreulichen Treffern oder glücklichen Schlußfolgerungen. Aber es ist nicht notwendig, sich mit ‚Hellsehen‘ oder dem übrigen modernen Fachkram näher einzulassen. Ich habe vom Unglück, vom Kummer und vom Schiffbruch guter Köpfe ‚auf dem Weg zur Hexe von Endor‘ genug gesehen, um auch nur einen Schritt auf diesem gefährlichen Pfad gehen zu wollen. Nur einmal war ich sicher, die Grenzen zu berühren, an denen es ernst wird.“ Dann folgt sein Erlebnis.

Kipling träumte, er stehe in feierlicher Kleidung mitten in einer Menschenmenge „in einer weiten Halle, deren Boden mit großen, aneinander gefügten Platten belegt war“. Es fand eine Feierlichkeit statt, die er von seinem Platz in der Menge aus nicht sehen konnte. Als sie vorüber war, lösten sich die Reihen der Zuschauer auf und erfüllten die Halle. In eben diesem Augenblick kam ein Mann auf Kipling zu, berührte ihn am Arm und sagte: „Ich möchte kurz mit Ihnen sprechen.“ Das war alles. Kipling betont, es sei ein vollkommen deutlicher Traum gewesen.

Sechs Wochen später wohnte der Schriftsteller einem Krieger-Gedächtnisgottesdienst in der Westminster-Abtei bei. Er konnte die Feierlichkeit nicht sehen, weil ihm ein dicker Mann zu seiner Linken, genau wie im Traum, die Sicht versperrte. „Dann wurden meine Augen von den Sprüngen des steinernen Bodenbelags gefesselt und ich sagte mir: ‚Aber das ist ja der Ort, wo ich schon gewesen bin!‘“ Als die Feierlichkeit zu Ende war, kam ein Mann von hinten auf Kipling zu, legte eine Hand auf seinen Arm und sagte: „Ich möchte Sie gerne kurz sprechen.“ Damit hatte sich also das Traumgesicht, das Kipling einige Wochen zuvor gehabt hatte, genau erfüllt.

„Aber wie oder warum wurde mir eine noch nicht abgelaufene Rolle meines Lebensfilms gezeigt?“ fragt Kipling. „Um der schwächeren Brüder und Schwestern willen machte ich von diesem Erlebnis keinen Gebrauch“, fügt er hinzu.

Kiplings besorgte Rücksichtnahme auf seine schwächeren Brüder und Schwestern ist ganz unterhaltsam, ebenso die Sorge um die „vom Unglück, vom Kummer und vom Schiffbruch“ ereilten guten Köpfe, welche die schlüpfrige „Straße nach Endor“ gegangen sind.

Auf alle Fälle ist sein vorausschauender Traum auch darum besonders interessant, weil er Kipling sozusagen gegen den Strich ging. Aber er fühlte sich doch gedrängt, den Traum in seiner Autobiographie zu veröffentlichen.

An sich ist auch diese Traumgeschichte ziemlich belanglos. Aber es ist wichtig, daß sie ein scharfer Beobachter, der zudem skeptisch genannt werden muß, erlebt hat. Eine Erklärung dafür, warum Kipling eine Situation wie die geschilderte im Traum vorher erleben mußte, kann genau so wenig gegeben werden wie im Falle von Dickens und Fräulein Napier. Keines der beiden Beispiele hat etwas Symbolisches an sich, beide betreffen nur eine an sich nebensächliche Szene, aber sie stellen diese genau so vor Augen, wie sie später eintritt.

Zwei lustige Vorfälle

Auch die folgenden kleinen Begebenheiten sind ohne schweren Ballast. Sie berühren keine Lebensfrage, es handelt sich dabei um kein großes Glück oder Unglück; sie haben nur etwas grotesk Unwahrscheinliches an sich und sind trotzdem wahr. Überdies sind sie besonders gut bezeugt.

Das Schwein des Bischofs

Der erste Traum ist dadurch bemerkenswert, daß sich in ihm äußerste Unwahrscheinlichkeit mit einer Art von derbem Humor verbindet. Daß diese Traumgeschichte so komisch erscheint, rührt zum Teil daher, daß die Perzipientin eine sehr würdige Persönlichkeit war, nämlich die Gattin des anglikanischen Bischofs von Hereford, Frau Atlay. Die Bühne für den Hauptdarsteller dieses Stücks war der bischöfliche Palast. Kein Geringerer als der bedeutende Frederic Myers selbst nahm sich die Mühe, die Geschichte nachzuprüfen. Man darf sich daher darauf verlassen, daß sie zuverlässig berichtet ist. Kurz gesagt, begab sich folgendes (Proc. XI, 487):

Eines Nachts träumte Frau Atlay, daß sie in der Halle des Palasts die Morgenandacht halte, wie sie es während der Abwesenheit des Bischofs zu tun pflegte. Nach Schluß öffnete sie die Tür, die in das Speisezimmer führte, und sah dort zwischen Speisezimmer

und Anrichte ein riesiges Schwein stehen. Das war alles. Ein kleiner komischer, anscheinend unsinniger Traum.

Am nächsten Morgen erzählte Frau Atlay diesen Traum beim Frühstück zur Erheiterung der Erzieherin und der Kinder. Danach versammelte sich, wie es stets geschah, Familie und Dienerschaft zur Morgenandacht. Der Bischof war an diesem Tag von Hause abwesend, und statt seiner hielt daher Frau Atlay die Andacht. Danach öffnete sie die ins Speisezimmer führende Tür, blieb aber wie vom Donner gerührt über den Anblick, der sich ihr bot: ein riesiges Schwein stand in aller Gemütsruhe auf der gleichen Stelle, auf der sie es vor wenigen Stunden im Traum gesehen hatte. Es war zunächst rätselhaft, wie es dem Tier gelungen war, dahinzukommen. Aber es stand wirklich da.

Natürlich sprach sich die komische Geschichte herum. Auch Frederic H. Myers hörte davon und kam zur Prüfung des Wahrtraums und seiner Erfüllung von Cambridge. Zunächst stellte er fest, daß zu dem Zeitpunkt, an dem Frau Atlay diesen Traum hatte, das Schwein bestimmt noch nicht im Palaste war. Er untersuchte den Fall gründlich und befragte alle Personen, die zum Haus gehörten.

An jenem Morgen hatten die Gärtner den Schweinestall gesäubert, und dessen Bewohner durfte solange frei umherspazieren. Der Stall lag in beträchtlicher Entfernung von der Wohnung. Als das Personal zur Andacht ins Haus ging, wurde die Stalltür offengelassen. Irgendwie gelang es dem Schwein auf seiner Entdeckungsfahrt den langen Weg zwischen dem Schweinestall und dem bischöflichen Palast zurückzulegen. Und als es eine einladend geöffnete Tür fand, zögerte es offenbar nicht, einzudringen, und lief weiter, bis es ins Speisezimmer gelangte. An diesem erhabenen und für ein Schwein ungewohnten Ort machte es halt und stand da in einem wahrscheinlich verwirrten Gemütszustand, als Frau Atlay die Tür öffnete und es staunend erblickte.

Das ganze Geschehen ist so unwahrscheinlich, daß man nicht von Zufall sprechen kann. Daß aber dieses unwahrscheinliche Geschehen vorweggeträumt werden konnte, ist für einen normalen Verstand einfach unbegreiflich.

Der Pantoffel des Polizeipräfekten

Wie beim vorigen handelt es sich auch bei diesem Fall um etwas an sich Unwichtiges. Aber wie es eben einfach komisch wirkt, wenn ein Schwein im Speisezimmer einer Wohnung auftaucht, wo es nichts zu suchen hat, erscheint es in diesem Fall ebenso spaßig, wenn ein Polizeipräfekt mit einem Pantoffel am Fuß Dienst macht.

Der französische Publizist Henri Buisson berichtete 1907 in den „Annales psychiques“ folgende Traumgeschichte:

„In der Nacht vom 9. auf den 10. April klopfte meine Hausbeschlößerin an meine Tür und sagt: ‚Auf Befehl des Polizeipräfekten mache ich Sie hiermit zum letztenmal aufmerksam, mein Herr, daß Sie noch nach neun Uhr Licht brennen haben!‘ Erstaunt sehe ich auf die Straße und erblicke tatsächlich Herrn Lépine, und zwar in einem Aufzug, daß ich laut auflachen muß . . . Er trug ein Lederjackett, einen kleinen weichen Hut; am einen Fuß hatte er einen Schuh, am anderen einen Pantoffel. Natürlich hatte ich ihn nie in einem solchen Aufzug erlebt. Im gleichen Augenblick – immer noch in meinem Traum – bricht eine schreckliche Feuersbrunst in einem benachbarten Hause aus – ich gehe hinaus, packe ordentlich mit zu und zeige mich dabei sogar außerordentlich mutig.

Wie immer teile ich beim Erwachen den erlebten Traum meiner Frau mit. Der Tag geht vorüber, nichts Anormales passiert. Erst am Abend, als wir ungefähr um ein halb neun Uhr zu Tisch saßen, hörten wir auf einmal die Feuerwehr vorbeifahren, und zugleich vernahmen wir einen schrecklichen Lärm, der von der Straße zu uns heraufschallte. Wir stürzten ans Fenster und bemerkten zur Linken, in der Avenue Clichy, ein riesiges Feuer. Es war das Waschhaus in der Rue Jacquemont, das brannte. Man kann das in den Zeitungen von diesem Tag nachlesen. Einige Minuten später ging ich hinunter und begab mich an die Brandstelle. Nachdem ich mich durch die Menge durchgezängt und durch die Absperrung geschoben hatte, war die erste Person, die ich sah, Herr Lépine: in Lederweste, weichem Hut und mit einem Schuh und einem Pantoffel an den Füßen. Später erfuhr ich, daß der Präfekt, da er sich am Fuß verletzt hatte, an jenem Tag gezwungen war, einen Pantoffel zu tragen.

Henri Buisson, Publizist.

18/II Rue Dautancourt, Paris.

Wir bescheinigen, daß Herr Henri Buisson uns seinen Traum

über den Brand des Waschhauses in der Rue Jacquemont bereits am Vorabend des Ereignisses erzählt hat.

Frau Henri Buisson. P. Buisson.“

Schopenhauers Mäde

Einer der wenigen Philosophen, die es nicht verschmäht haben, sich mit der Problematik des Traums – und zudem eingehend – zu befassen, ist Arthur Schopenhauer. Er leugnet auf Grund seiner Erfahrungen nicht, daß es – wenn auch nur in seltenen Fällen – prophetische Träume gebe. Der Philosoph konnte sich selbst davon überzeugen, daß „mitunter ziemlich geringfügige Begebenheiten von einigen Menschen haarklein vorhergeträumt“ werden. Solche Träume, die das Kommende unmittelbar Vorbilden, die sich buchstäblich erfüllen, nennt er im Anschluß an den antiken Traumkundigen Artemidoros „theorematisch“.

In seinem „Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt“ bringt Schopenhauer die nachstehende Geschichte, die, wie er schreibt, „die strenge Notwendigkeit alles Geschehenden, selbst des allerzufälligsten in das hellste Licht stellt“. Schopenhauer berichtet:

„An einem Morgen schrieb ich mit großem Eifer einen langen und für mich sehr wichtigen englischen Geschäftsbrief; als ich die dritte Seite fertig hatte, ergriff ich statt des Streusands das Tintenfaß und goß es über den Brief aus; vom Pult floß die Tinte auf den Fußboden. Die auf mein Schellen herbeigekommene Magd holte einen Eimer Wasser und scheuerte damit den Fußboden, damit die Flecken nicht eindringen.“

Während dieser Arbeit sagte sie zu mir: ‚Mir hat diese Nacht geträumt, daß ich hier Tintenflecke aus dem Fußboden ausriebe.‘ Worauf ich: ‚Das ist nicht wahr!‘ Sie wiederum: ‚Es ist wahr, und ich habe es nach dem Erwachen der anderen, mit mir zusammenschlafenden Magd erzählt.‘ Jetzt kommt zufällig diese andere Magd, etwa siebzehn Jahre alt, herein, die scheuernde abzurufen. Ich trete der Eintretenden entgegen und frage: ‚Was hat der da diese Nacht geträumt?‘ Antwort: ‚Das weiß ich nicht.‘ Ich wiederum: ‚Doch! Sie hat es dir ja beim Erwachen erzählt.‘ Die junge Magd: ‚Ach ja, ihr hatte geträumt, daß sie hier Tintenflecke aus dem Fußboden reiben würde.‘

Diese Geschichte, welche, da ich mich für die genaue Wahrheit derselben verbürge, die ‚theorematischen Träume‘ außer Zweifel setzt, ist nicht minder dadurch merkwürdig, daß das Vorhergeträumte die Wirkung einer Handlung war, die man unwillkürlich nennen könnte, sofern ich sie ganz und gar gegen meine Absicht vollzog und sie von einem ganz kleinen Fehlgriff meiner Hand abhing; dennoch war diese Handlung so streng notwendig und unausbleiblich vorherbestimmt, daß ihre Wirkung mehrere Stunden vorher als Traum im Bewußtsein eines anderen dastand. Hier sieht man aufs deutlichste die Wahrheit meines Satzes: Alles, was geschieht, geschieht notwendig . . .“

Das „durch die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse nicht beschränkte Erkenntnisvermögen“, das in unserem Innern verborgen ist, nennt Schopenhauer rätselhaft; es sieht „Vorgänge, die in unserer empirischen Wirklichkeit noch gar nicht eingetreten, dennoch aus der Nacht der Zukunft heraus schon wirken“. Das von ihm für unleugbar gehaltene Vorkommen von prophetischen und Wahrträumen sucht er sich durch seine philosophische Auffassung vom Willen als Urwesen alles Wirklichen begreiflich zu machen. Das Leben und die Träume gelten Schopenhauer als Blätter ein und desselben Buches, und er nimmt damit zum Wesen des Traums eine Haltung ein, die würdig und klug ist.

Vorausschau eines Erlebnisses

Im folgenden Beispiel verbindet sich die Vorausschau einer bestimmten Umwelt mit einem kleinen Geschehen, das sich in dieser Umwelt abspielt. Der Fall ist gut kontrolliert; der Traum wurde alsbald aufgezeichnet und erwies sich ein Jahr später als wahr.

Herr Hugh Lynn Cayce, der Sohn des Heilträumers Edgar Cayce, von dem in einem anderen Kapitel die Rede ist, machte auf Vorschlag seines Vaters längere Zeit hindurch täglich Aufzeichnungen von seinen Träumen. Er schrieb jeweils sofort nach dem Erwachen seine Träume mit allen Einzelheiten, an die er sich erinnerte, nieder, datierte jedes Blatt, unterzeichnete es und ließ es außerdem noch von einem Mitglied seines Haushalts unterschreiben. Der folgende Traum wurde dem Autor Stevens von Herrn Cayce selbst erzählt.

Eines Nachts träumte Herr Cayce, er gehe mit einer jungen

Dame nach dem alten Masury-Haus in Virginia Beach, einem riesigen steinernen Gebäude, das in Wirklichkeit zu jener Zeit geschlossen war. Im Traum wußte Herr Cayce, daß das Haus in einen Nachtclub umgewandelt worden war. Merkwürdigerweise war das Gesicht der Begleiterin leer – er hatte keine Ahnung, wer sie war.

Als sie die Stufen zum Eingang hinaufschritten, fiel Herrn Cayce auf, daß das Haus für einen Nachtclub auffallend schlecht erleuchtet war. An der Eingangstür nahm sie ein Angestellter in Empfang und entschuldigte sich wegen der schlechten Beleuchtung. Er erklärte, eine Sicherung sei durchgebrannt und daher ständen als Notbeleuchtung Kerzen auf den Tischen.

Herr Cayce und seine Begleiterin nahmen im Traum an einem kleinen Tisch Platz. Ein Kellner in einem weißen Jackett mit Messingknöpfen erschien, um ihre Bestellung entgegenzunehmen. Unmittelbar darauf wandte sich Herr Cayce um und sah, wie sein Freund Blumenthal, der für die Cayce-Stiftung ein Krankenhaus in Virginia Beach baute, durch die Tür hereinkam. — All das begab sich also im Traum.

Ungefähr ein Jahr später ging Herr Cayce wirklich zu dem Masury-Haus, aus dem inzwischen tatsächlich ein Nachtclub gemacht worden war. Er hatte bis zu diesem Zeitpunkt bereits Hunderte von Träumen aufgezeichnet und den oben berichteten vollständig vergessen. Er befand sich in Begleitung von Fräulein Sally Taylor, seiner jetzigen Frau, die er aber ein Jahr vorher, zur Zeit seines Traums, noch nicht gekannt hatte. Herr Cayce bemerkte, daß das Gebäude merkwürdig dunkel war. An der Eingangstür wurde das Paar von einem Angestellten empfangen, der sich für das Fehlen der elektrischen Beleuchtung entschuldigte und erklärte, eine Sicherung sei durchgebrannt, so daß die Verwaltung im Augenblick ihre Zuflucht zu Kerzenbeleuchtung genommen habe.

Mit seiner Begleiterin nahm Herr Cayce an einem kleinen Tische Platz. Sofort eilte ein Kellner herbei, um ihre Bestellung zu notieren. Er hatte ein weißes Jackett mit Messingknöpfen an. Erst beim Anblick des Kellners kam Herrn Cayce lebhaft die Erinnerung an seinen Traum. Er erzählte Fräulein Taylor davon und schloß mit den Worten: „Wenn ich mich jetzt umwende und sehe meinen Freund Blumenthal zur Tür hereinkommen, dann stehe ich auf und laufe davon. Denn das wäre einfach zu spukhaft.“ Damit wandte sich Herr Cayce auf seinem Stuhl um – und sah, wie sein Freund Blumenthal zur Tür hereintrat!

Soweit Cayce sich in diesem Augenblick erinnern konnte, bestand zwischen dem Traum und dem wirklichen Erlebnis dieser kleinen Szene, die sich soeben abgespielt hatte, völlige Übereinstimmung. Doch sah er, um sicherzugehen, alle seine Aufzeichnungen durch, bis er auf die bewußte stieß. In der Tat! sie war vorhanden: unterschrieben, datiert und von einem Familienmitglied bezeugt. Das Datum, welches das Blatt trug, lag um mehr als ein Jahr zurück.

Der Leser wird beachtet haben, daß im Traum das Gesicht der Dame eine leere Fläche war. Das läßt sich wohl dadurch erklären, daß Herr Cayce sie zu diesem Zeitpunkt noch nie gesehen hatte. Aber alle übrigen Umstände waren genau so vorhergeträumt, wie sie sich nachher ereigneten.

Es entzieht sich anscheinend jeder Deutbarkeit, warum und wieso Herr Cayce den Vorfall, der sich ein Jahr später abspielte, mit allen charakteristischen Umständen vorher träumen konnte. Der Traum gehört unbedingt zu jenen, die als rätselhaft und mysteriös bezeichnet werden müssen und die der wissenschaftlichen Forschung Fragen aufgeben, auf die nicht ohne weiteres eine Antwort möglich ist.

Das Leichenbegängnis

Während die meisten Perzipienten der hier gebrachten Traumberichte im Wachzustand Alltagsmenschen sind und es ablehnen würden, als medial bezeichnet zu werden, ist die Träumerin des folgenden Traums wohl ohne Zweifel medial veranlagt. Schon von Kindheit an machten sich bei ihr hellseherische Kräfte bemerkbar, von denen sich der Autor Stevens, der sie seit langen Jahren kennt, bei verschiedenen Gelegenheiten überzeugen konnte. Dieses Hellsehen tritt stets spontan auf. Durch Willenskraft oder innere Einstellung läßt es sich nicht erzwingen.

Die Lebensgeschichte der Dame ist ungewöhnlich. Sie wurde in der Tschechoslowakei geboren und in früher Kindheit dort von einem gütigen Ehepaar adoptiert. Von ihrer Pflegemutter spricht sie stets als „Mutter“, und so wird diese auch in unserer Erzählung bezeichnet. Die Adoptiveltern waren tief bekümmert darüber, daß ihr Kind über Menschen und Ereignisse merkwürdige Dinge äußerte, die sich alle bewahrheiteten. Diese Äußerungen trugen ihr stets harte Schläge ein, denn sie rochen nach dem Teufel und seinen

schwarzen Künsten. Die Angelegenheit wurde vor den Ortsgeistlichen gebracht. Doch die beängstigende Gabe des kleinen Mädchens wurde dadurch nicht ausgetrieben.

Im Lauf der Jahre wuchs das Mädchen heran und verließ nicht nur ihre Heimatstadt, sondern auch ihr Heimatland. Sie reiste im Fernen Osten umher und gelangte schließlich nach Amerika, wo sie sich in New York niederließ. Einige Zeit später kam ihre Mutter nach Amerika und besuchte sie. Bei ihrer Heimreise, als ihr die Adoptivtochter vom Pier aus zum Abschied zuwinkte, befand sich die Mutter bei bester Gesundheit.

Die Niederschrift des zunächst mündlich erzählten Traums, der jetzt folgt, hat die Perzipientin selbst geprüft. Einige Zeit nach dem Besuch ihrer Mutter besuchte die junge Frau Bekannte in New Jersey. Dort hatte sie einen ungewöhnlich lebhaften Traum. Sie glaubte, wieder in ihrer alten Heimatstadt zu sein, und besuchte im Traum die altvertrauten Plätze. Besonders fiel ihr auf, daß der Tag so strahlend sonnig war.

Plötzlich hörte sie Klänge von einer sich nähernden Musikkapelle; und bald sah sie, wie sich auf der ihr wohlbekannten Straße hinter einer Musikkapelle ein langer Zug von Menschen näherte. In diesem Zug befanden sich alle Einwohner der Stadt, jung und alt und Kinder jeder Altersstufe. Sie erkannte viele ihrer früheren Freunde und Nachbarn und nahm auch die Besonderheiten an ihrer Kleidung wahr. Sie war davon betroffen, daß jeder, der in dem Zug mitging, eine Kerze trug. Ein Leichenwagen rollte langsam vorbei, und gern hätte sie gewußt, wer da so feierlich beerdigt wurde, daß fast die ganze Einwohnerschaft unter Vorantritt einer Musikkapelle mitging.

Sie fragte jemand aus dem Leichenzuge: „Wer wird hier denn beerdigt?“

„Es ist die Beerdigung einer Dame“, war die Antwort. Da überkam sie plötzlich Furcht, daß sie vielleicht wisse, wer diese Dame sei. Sie wandte sich von dem Zug ab, streckte die Arme gen Himmel und schrie laut: „O Gott, o Gott! Schütze meine Mutter – laß sie nicht sterben!“ Und die Tränen strömten ihr aus den Augen.

Ihre Bekannten hörten vom Nachbarzimmer her, wie sie laut weinte, und eilten herbei, um sie zu wecken. Als sie hellwach wurde, fand sie ihr Kopfkissen naß von Tränen.

„Bist du krank?“ fragte man sie besorgt.

„Nein“, erwiderte sie, „aber ich träumte gerade, daß ich Gott anrief, er möge meine Mutter schützen.“

Der Eindruck dieses Traums war so bedrückend, daß die Dame zwei Tage brauchte, um darüber hinwegzukommen. Der Traum mußte eine Bedeutung haben! Die letzte Nachricht, die von ihrer Mutter eingetroffen war, hatte gut gelautet, und es war darin keinerlei Hinweis auf einen etwaigen schlechten Gesundheitszustand enthalten. Trotzdem entschloß sich die Dame, nach Haus zu schreiben. Ihr Gefühl riet ihr jedoch, den Brief nicht an ihre Mutter, sondern lieber an ihren Großvater zu richten. Diesem beschrieb sie ihren Traum in allen Einzelheiten, die ihr noch klar vor Augen standen.

Etwas später erhielt sie die traurige Nachricht, ihre Mutter sei plötzlich gestorben. Dann kam eine Antwort des Großvaters auf den Brief seiner Enkelin; er schrieb mit dem Ausdruck tiefsten Erstaunens.

„Nach dem, was du geschrieben hast“, hieß es, „mußt du die Beerdigung deiner Mutter mit eigenen Augen mitangesehen haben. Wärest du hier gewesen, du hättest die Einzelheiten nicht vollständiger beschreiben können.“ Er fügte weiter hinzu, daß er als Augenzeuge eine so genaue Beschreibung der Vorgänge nicht hätte geben können.

Was die Daten anbelangt, so starb die Mutter wenige Tage nach dem Traum von ihrem Leichenbegängnis. Und die Beerdigung mußte natürlich ein paar Tage nach dem Tode stattgefunden haben. So sah die Dame das Leichenbegängnis ihrer Mutter nicht nur mehrere Tage, bevor die Beerdigung stattfand, sondern sogar zu einem Zeitpunkt, an dem die Mutter noch am Leben war!

Wäre dieser Traum telepathisch, handelte es sich bei ihm um eine mit dem Geschehen gleichzeitig sich vollziehende helllichtige Vision, so wäre seine Schärfe und Genauigkeit schon erstaunlich. Daß er aber ein Geschehen, das erst einige Tage später sich verwirklicht und das vorher nicht zu vermuten war, darstellt, ist einfach unbegreiflich.

Soll man etwa annehmen, die Mutter habe einige Tage vor ihrem Tod ihr nahes Ende vorhergesehen und sich ihr Leichenbegängnis so, wie sie es sich wünschte, vorgestellt, und ihre Tochter in Amerika habe diese Vorstellung als Traum empfangen? Soll man annehmen, der feierliche Leichenzug sei vorherbestimmt gewesen, der Äther habe seine bildhafte Niederschrift in Schwingungen enthal-

ten, und diese Schwingungen seien auf das Traumbewußtsein der Tochter übergegangen?

Man sieht: ohne gewagte und phantastische Hypothesen, zu deren Annahme uns nichts berechtigt, kommt man kaum aus, wenn man den Versuch machen will, einen Raum und Zeit überwindenden Traum mit Wahrheitsgehalt wie diesen zu verstehen oder zu erklären. Vernünftigerweise kann man vorläufig nur sagen, daß Träume solcher Art bisher einfach unerklärlich sind.

Der Mord am britischen Schatzkanzler

Es gibt Träume, bei denen sich unwillkürlich die Frage aufdrängt, ob es ein unausweichliches Verhängnis gibt, dessen der Mensch in bestimmten Fällen vorher innerwerden kann. Das folgende Traumbeispiel verdient in diesem Zusammenhang besondere Beachtung.

Fast so bekannt wie in unseren Zeiten der Name von Winston Churchill war im alten England vor hundertzwei Jahren der des „Spardiktators“, des Schatzkanzlers Spencer Perceval. Von ihm handelt diese Geschichte.

An einem Maiabend des Jahres 1812 spielte sich in der Halle des Unterhauses ein Vorfall ab, der in den Annalen des Parlaments nicht seinesgleichen hat. Britischer Schatzkanzler war zu jener Zeit Spencer Perceval, ein Mann, der von vielen seiner Landsleute als die mächtigste Gestalt in der Regierung angesehen wurde. Er war auch eine der unbeliebtesten. Teilweise kam das von seiner Gegnerschaft gegen die katholische Opposition, doch mehr noch von seinen Regierungsverordnungen. Diese eigenwilligen Dekrete verursachten den finanziellen Ruin vieler Kaufleute und führten unmittelbar zur Kriegserklärung der Vereinigten Staaten im Juni jenes Jahres.

Am Abend des 11. Mai durchquerte Perceval die Halle des Unterhauses, als er von einem Mann namens Bellingham angesprochen wurde, der auf ihn zugehend, eine Pistole unter seinem Rock hervorzog und ihn erschoss. Nach seiner Verhaftung erklärte Bellingham, daß er ein Makler aus Liverpool sei und den Kanzler persönlich für die katastrophalen Verluste verantwortlich mache, die er an seinem Vermögen erlitten hatte. Soweit die nackten Tatsachen.

Nun zu dem Traum, der in den Berichten der S. P. R. enthalten ist. Ein Landedelmann, der sich unterschreibt „John Williams, Esquire zu Scorrier-House bei Rebruth in Cornwall“ berichtet: In

der Nacht zum zweiten oder dritten Mai – er war etwas unsicher, welcher von beiden Tagen in Frage kam –, nachdem er wie gewöhnlich schlafen gegangen war, habe er sich plötzlich in der Halle des Unterhauses, einem ihm wohlbekanntem Ort, befunden. Auch andere Männer standen dort oder gingen hin und her, doch waren sie ihm alle fremd.

Da sah er einen kleinen Mann eintreten, der einen blauen Rock mit einer weißen Weste trug. Sofort ging ein anderer Mann in einem tabakfarbenen Rock mit eigentümlichen Metallknöpfen auf die kleine Gestalt im blauen Schwalbenschwanz zu. Als sie aufeinander stießen, zog der Mann im tabakfarbenen Rock blitzartig eine Pistole und feuerte auf des anderen Mannes Brust.

Der Träumer sah, wie erst ein Blutfleck die weiße Weste färbte und dann das Blut ungehemmt strömte. Das Opfer fiel mit einem Ausdruck des Entsetzens zu Boden. Die in der Halle anwesenden Männer stürzten herbei und überwältigten den Mörder.

„Wer ist der Ermordete?“ hörte Williams sich selbst fragen.

„Der Kanzler“, antwortete jemand, und es war klar, daß er den britischen Schatzkanzler meinte.

Daraufhin löste sich das Bild auf, und Williams erwachte; doch der Traum war so lebendig und scharf in den Einzelheiten gewesen, daß er in sein Gedächtnis eingebrennt blieb. Er weckte seine Frau und erzählte ihr, was er gerade mitangesehen hatte.

„Oh, John, es ist nur ein Alptraum!“ antwortete sie. „Schlaf jetzt wieder – bitte!“

Und so schlief er wieder ein; aber sofort erlebte er erneut die ganze Tragödie genau wie in seinem ersten Traumbild; nicht eine Einzelheit, nicht ein Wort war anders.

Er erwachte, weckte wieder seine Frau und erzählte ihr, daß er die ganze schreckliche Mordszene noch einmal geträumt habe, und zwar genau so wie vorher. Doch auch das machte auf seine Frau keinen Eindruck. Sie protestierte schläfrig und verdrossen: „Beruhige dich, mein Lieber! Sei überzeugt, daß es nichts weiter als ein Alptraum ist. Schlaf jetzt und wecke mich nicht auf, um mir deine Träume zu erzählen.“

So drehte er sich um und schlief ein; aber zum drittenmal fand er sich in der Halle des Unterhauses und sah wiederum die Ermordung des Kanzlers mit an. Jede Bewegung, jedes Wort, jede Einzelheit der Kleidung und Umgebung, der Klang des Schusses, die blutige Stelle auf der weißen Weste, die sich zu einem großen Fleck erwei-

terte, der Ausdruck von Todespein auf dem Gesicht des Opfers, der Sturz auf den Boden, das Herbeieilen der Umstehenden, um den Mörder zu überwältigen – alles war wieder genau so wie in den beiden vorhergehenden Träumen.

Das war zuviel. Williams erwachte, zitternd vor Entsetzen. In dieser Nacht gab es für ihn keinen Schlaf mehr. Nichts Derartiges war ihm jemals zuvor widerfahren. Keiner seiner Träume war jemals so scharf, lebendig und wirklichkeitsnah gewesen. Und niemals hatte er denselben Traum dreimal in der gleichen Nacht gehabt. Seine Frau fuhr fort, ihre Versicherung zu wiederholen: „Es ist nur ein Traum, mein Lieber!“ Doch das vermochte ihn nicht mehr zu beruhigen. Nichts konnte John Williams von seiner Überzeugung abbringen, daß solch ein Traum eine Bedeutung haben müsse, und zwar eine schlimme.

Zu jener Zeit führte er die Oberaufsicht über große Bergwerke in Cornwall, und am Tage nach seinem Traum hatte er eine Verabredung mit einigen der Mitbesitzer auf einem der Bergwerke. Er erzählte ihnen die Geschichte und fragte sie, ob sie nicht glaubten, daß es seine Pflicht sei, nach London zu fahren und den Kanzler zu warnen. Er sprach alle Einzelheiten seines Traumes durch und legte Nachdruck auf die seltsame Tatsache, daß er das alles sich dreimal in einer Nacht hatte zutragen sehen.

Doch seine Freunde stellten ihm vor: „Um Himmels willen, Mann, tun Sie nicht etwas so Törichtes! Begreifen Sie denn nicht, daß Sie nur über die Achsel angesehen werden, falls Sie die Reise nach London machen und so eine Geschichte erzählen? Man würde Sie als einen Narren auslachen und wahrscheinlich als Schwätzer festnehmen, wo nicht gar als völlig Verrückten einsperren.“

In diesen Äußerungen schien der gesunde Menschenverstand zu sprechen, und widerstrebend gab Williams nach. Aber gespannt hielt er jeden Abend, wenn die Postkutsche aus London ankam, nach den Zeitungen Ausschau.

Auch am Abend des 13. Mai las er wie gewöhnlich die Zeitung, fand aber nichts, das mit seinem Traum in Zusammenhang stand. Bald darauf stürzte jedoch einer seiner Söhne, der von einem Ausflug nach Truro zurückkam, plötzlich in das Zimmer zu seinem Vater.

„O Vater!“ rief er, „dein Traum ist in Erfüllung gegangen! Herr Perceval ist in der Halle des Unterhauses erschossen worden.“

„Woher weißt du das?“

„Ein Bericht kam heute nach Truro. Er wurde geschrieben, nachdem die Zeitungen bereits gedruckt worden waren.“

Das alles war nur zu wahr. Kurz danach durcheilte die amtliche Meldung ganz Britannien, daß am Abend des 11. Mai der Schatzkanzler von einem Manne namens Bellingham in der Halle des Unterhauses ermordet worden war.

Nicht viel später riefen Geschäfte Squire Williams nach London. Dort entdeckte er in einem Laden, daß ein unternehmender Künstler eine farbige Zeichnung von der Mordszene gemacht hatte, wobei sämtliche Einzelheiten auf den von verschiedenen Zeugen festgestellten Angaben beruhten. Herr Williams prüfte diese Einzelheiten sorgfältig und stellte fest, daß sie in allem mit dem übereinstimmten, was er im Traum gesehen hatte. Da war Perceval, die kleine Gestalt in blauem Rock und weißer Weste; ebenso der Mörder in seinem tabakfarbenen Rock mit den eigentümlichen Metallknöpfen. Williams kaufte das Blatt, um es nach Hause mitzunehmen und es seinen Bekannten und seiner Familie als Beleg dafür zu zeigen, daß die Einzelheiten, die er so oft beschrieben hatte, durchaus stimmten.

So hatte sich denn der schreckliche Traum erfüllt. Da Williams seine Geschichte so ungescheut erzählt hatte, bevor das Ereignis eintrat, machte die Erfüllung des Traumes überall einen tiefen Eindruck. Aus freien Stücken verfaßte, unterzeichnete und beglaubigte Williams verschiedene Berichte und erklärte feierlich, daß er sich streng an die Wahrheit gehalten habe.

Es kann keinen vernünftigen Grund geben, an John Williams Erzählung zu zweifeln. Einmal stand er in dem Ruf eines redlichen Mannes, und sodann bestätigten sehr viele Zeugen, daß er seinen Traum erzählte, bevor sich dieser erfüllte.

Dieser Traum eröffnet interessante Perspektiven. Was sonst in Wahrträumen als künftiges Geschehen gesehen wird, bezieht sich oft oder meist auf jemand, der durch Bluts- oder Freundschaftsbande mit dem Träumenden verbunden ist, oder der Traum handelt vom eigenen Schicksal des Träumenden. In diesem Fall jedoch verband Spencer Perceval nichts mit John Williams. Der Träumende kannte den Minister nicht einmal vom Sehen und war sich auch nicht klar darüber, was für eine Stellung er in der Regierung innehatte. Genau so wenig kannte er den Mörder Bellingham. Bekannt war ihm lediglich die Halle des Unterhauses, in der er schon gewesen war.

Die Frage, ob der Lauf der Dinge ein anderer geworden wäre,

wenn Squire Williams gemäß seiner ersten Absicht den Versuch gemacht hätte, den Schatzkanzler persönlich zu warnen – diese Frage ist kaum eindeutig zu beantworten. Vielleicht wäre die Ermordung auf jeden Fall das Schicksal des Schatzkanzlers geblieben.

Das Eisenbahnunglück

Wie im vorigen, so ist auch in dem jetzt folgenden Falle nicht zu sehen, welcher zwingende Zusammenhang zwischen einem Geschehen, das sich später verwirklicht, und dem Träumer, der es vorher träumt, besteht. Denn in beiden Fällen ist der Perzipient an dem sich abspielenden Unheil persönlich unbeteiligt. Diesen Traum verdanken wir einem der hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiet: Dr. Walter Franklin Prince.

Lange Jahre hindurch war Prince Leiter einer Gesellschaft für grenzwissenschaftliche Forschung, der „Boston Society“. 1930/31 wurde er zum Präsidenten der englischen S. P. R. erwählt. Bis dahin war erst einmal ein Amerikaner der Vorsitzende dieser berühmten Forschungsgesellschaft gewesen, nämlich Professor William James von der Harvard-Universität, dem diese Ehrung 1894/95 zuteil geworden war. Es mag hier erwähnt werden, daß bisher einmal auch ein Deutscher, nämlich 1926/27 Professor Hans Driesch, sowie dreimal ein Franzose: als erster 1905 Professor Charles Richet, dann 1913 Professor Henri Bergson und schließlich 1923 Camille Flammarion mit der Präsidentschaft dieser seit 1882 bestehenden Gesellschaft geehrt wurden. Sonst aber waren stets Engländer die Präsidenten.

Prince und James bildeten zusammen mit Dr. James Hyslop von der Columbia-Universität auf diesem Gebiet der psychischen Forschung ein hervorragendes Triumvirat, wobei Dr. Prince für die Entwicklung dieser Forschungen vielleicht am meisten leistete.

Prince begann seine Laufbahn damit, daß er an der Yale-Universität den psychologischen Doktorgrad erwarb. Dann wandte er sich dem geistlichen Amt zu und wurde Pfarrer mehrerer Kirchspiele. Sein Interesse für Psychologie veranlaßte ihn zu einem besonders umfassenden Studium, und dieses Studium führte ihn zu Dr. Hyslop, der seinerseits sein Interesse für psychische Forschung weckte. Der hier berichtete Traum von Dr. Prince liegt jedoch vor dieser Zeit.

1923 veröffentlichte Dr. Prince im „American Journal for Psychi-

cal Research“ einen Artikel mit dem Titel „Vier Träume von besonderem Charakter“. Darin sagt er, daß diese vier Träume sich deutlich von allen anderen unterscheiden, die er jemals im Leben gehabt habe, und daß sie daher zu einer Sonderklasse gehörten. Er gibt zwei Gründe an, warum er diese vier Träume als wesentlich verschieden aus allen anderen heraushebt. Erstens zeigen sie eine Intensität des Gefühls und eine Deutlichkeit, wie sie normale Träume nicht aufweisen. Zweitens sind sie von einer so starken Bildhaftigkeit, daß alle übrigen Träume, die Prince hatte, sich zu ihnen verhalten wie „das Glühwürmchen zum Blitz“.

Aus diesen vier Träumen wurde der folgende zum Abdruck an dieser Stelle ausgewählt, weil er die bemerkenswerte Vorausschau eines bald danach eintretenden Ereignisses enthält, ohne daß eine greifbare Verbindung zwischen dem Träumer und den von dem Unglück betroffenen Menschen bestand.

Dr. Prince schreibt: „In der Nacht vom 7. auf den 8. Januar 1902, vermutlich gegen Morgen, träumte ich, ich sehe auf einen Zug, dessen Ende aus einem Eisenbahntunnel herausragte. Da stieß plötzlich zu meinem Entsetzen ein anderer Zug in den ersten hinein.“ Der Träumende sah, wie die Waggons zusammengestoßen wurden und sich aufeinander schoben, und er hörte, wie aus der Trümmermasse die Schreie der Verwundeten hervordrangten. Deutlich konnte er verschiedene Menschen erkennen, die zwischen den Trümmern festgeklemmt waren.

Kurz darauf kam eine Anzahl von Männern heran, die verzweifelt versuchten, die Opfer zu befreien. Dann strömten aus den zerstörten Waggons Wolken von Dampf oder Rauch, welche die entsetzlichen Schmerzensschreie noch verstärkten. Die Passagiere verbrannten oder wurden tödlich verbrüht.

Im Schlaf gab Dr. Prince solche Angstlaute von sich, daß seine Frau ihn aufweckte. Er erzählte ihr sogleich seinen Traum. Wie er berichtet, hallten auch nach dem Erwachen in seinem Gehirn die Nachwirkungen jenes Zusammenstoßes wider: das Zischen des entweichenden Dampfes und die irrsinnigen Schreie der Opfer. Es vergingen viele Minuten, bevor diese Laute völlig in seinen Ohren verklungen. Endlich jedoch konnte er wieder einschlafen. Das also war der aufregende Traum.

Was geschah nun in Wirklichkeit? Am nächsten Morgen, achtzehn Minuten nach Acht, wurde der Danbury-Express, als er mit seinem Ende am Eingang des Park-Avenue-Tunnels in New-York-City

stand, von der Lokomotive des White-Plains-Lokalzugs gerammt. Dieser unerwartete Zusammenstoß ereignete sich höchstens sechs, wahrscheinlich aber nicht mehr als vier Stunden nach dem Traum. Die herankommende Lokomotive fuhr in den stehenden Zug hinein, zerschmetterte die Waggons und tötete und verwundete viele Reisende.

Männer eilten zur Hilfe herbei, doch bald entwich zischend der Dampf aus der zerstörten Lokomotive und strömte aus dem Tunnelleingang. Dieser Dampf legte sich auf die Passagiere, die unter den Trümmern festgeklemmt waren und vergrößerte so die Katastrophe.

Daraus ergibt sich eine erhebliche Übereinstimmung von Traum und Wirklichkeit. Glücklicherweise hatte Dr. Prince beim Erwachen den Traum mit allen Einzelheiten seiner Frau erzählt. Später am Nachmittag hörte Frau Prince Einzelheiten über das Unglück von einer Nachbarin und war sogleich tief betroffen von den auffallenden Parallelen, die zwischen dem wirklichen Zusammenstoß und dem Traum ihres Mannes bestanden. Die Einzelheiten, welche die Zeitung später brachte, machten die Übereinstimmung noch deutlicher.

Damals interessierte sich Dr. Prince noch nicht für psychische Forschung, und erst sieben Jahre später schrieb er auf Bitten von Dr. Hyslop seinen Traum nieder. Er bat Prof. Hyslop, seinen Bericht, den er nach der Erinnerung geschrieben hatte, mit den Zeitungen jenes Datums zu vergleichen, aber aus irgendeinem Grunde geschah dies nicht. 1917, als er Untersuchungsbeauftragter der S. P. R. war, machte er sich persönlich an die Nachprüfung und stellte dabei fest, daß seine Erinnerung an den Traum mit den damaligen Zeitungsmeldungen übereinstimmte.

Im gleichen Jahr schrieb Frau Prince aus eigenem Antrieb den Traum ihres Mannes gleichfalls aus dem Gedächtnis nieder, ohne daß ihr eine Notiz von früher zur Verfügung stand. Es sei unwahrscheinlich, so sagt sie, daß sie den Traum vergessen haben könne, da ihr Mann damals den Tag und die Nacht, die dem Traum folgten, unerwarteterweise abgehalten war, nach Hause zu kommen. Die Nachricht, die er ihr zur Erklärung seines Ausbleibens schickte, wurde ihr nicht zugestellt, so daß sie die ganze Nacht wartete und fürchtete, ihr Mann sei einem Unfall zum Opfer gefallen, der mit dem Eisenbahnunglück zusammenhänge.

Dr. Prince zählt die übereinstimmenden Punkte von Traum und

Ereignis auf und die Tatsachen, die er als beachtenswert ansieht: 1) es fand ein Zusammenstoß von zwei Eisenbahnzügen statt; 2) dieser Zusammenstoß ereignete sich in einem Tunnel; 3) das Unglück geschah am Eingang eines Tunnels; 4) es war ein Zusammenstoß mit dem Ende des einen Zugs; 5) viele Menschen wurden sogleich bei dem Zusammenstoß verwundet und getötet; 6) danach vergrößerte Feuer das Unglück, als dicke Rauchwolken aus dem Tunnelleingang strömten; 7) entweichender Dampf verursachte weitere Verletzungen und Tod von Passagieren; 8) Männer eilten sofort herbei und begannen die Trümmer wegzuhacken, um Menschenleben zu retten; 9) zwischen dem Traum und seiner Erfüllung lag nur eine kurze Zeitspanne; 10) die Wohnung des Träumers und der Ort des Unglücks lagen nur etwa 75 Meilen auseinander.

Es ist unbefriedigend, alle Parallelen, die zwischen dem Traum und dem wirklichen Ereignis bestehen, das ihm so schnell folgte, als Zufall zu erklären.

Abschließend sei gesagt: die meisten Traumgeschichten werden natürlich von Menschen erzählt, deren Glaubwürdigkeit man in Frage stellen könnte, da sie ihren Träumen gegenüber unkritisch sind. Doch der hier wiedergegebene Traum stammt als eigenes Erlebnis von einer Autorität auf dem Gebiet der psychischen Forschung, von einem weltbekannten Psychologen, der geschult ist, ungewöhnliche mentale Phänomene höchst kritisch zu betrachten. Und dieser Umstand ist ein einzigartiger Glücksfall. Aber auch hier muß wieder die Frage, wieso gerade Dr. Prince zum Perzipienten des sich bald danach verwirklichenden Geschehens wurde, ohne Antwort bleiben.

Neben dem Reitweg

Mehrere der hier berichteten Träume telepathischen und vorschauenden Charakters waren dadurch ausgezeichnet, daß ein Traum sich mehrmals – meistens dreimal – unverändert wiederholte. Auch im vorliegenden Falle bleibt sich der Traum bei seiner Wiederkehr völlig gleich. Aber zugleich bietet er geradezu ein Schulbeispiel für den zeitüberwindenden Charakter vorschauender und prophetischer Träume: er wurde nämlich bereits eine ganze Reihe von Jahren vor seiner schließlichen Erfüllung zum erstenmal geträumt und zwar kehrte das Traumbild innerhalb einer Periode von mehreren Jahren dreimal wieder, erst sechs Jahre nach dem ersten Traum aber er-

füllte sich schließlich das Geschaute. Dadurch also unterscheidet sich dieser Traum von anderen Träumen sonst gleicher Art, bei denen die Erfüllung innerhalb kurzer Zeit eintraf.

Die Perzipientin war die Gattin eines britischen Peers, die in dem Buch „Human Personality“, in welchem der Bericht zuerst erschien, als „Lady Q.“ erscheint. Der Autor dieses Werkes ist Frederic W. H. Myers, einer der Begründer der englischen „Society for Psychical Research“.

Die Dame schrieb nicht nur das ganze Erlebnis nieder, nachdem die Erfüllung eingetreten war, sondern gab auch Myers eine noch eingehendere mündliche Schilderung davon. Lord Q. und seine Gemahlin setzten unter die Darstellung ihre Unterschriften; und auch der Stiefvater von Lady Q. unterzeichnete einen Bericht, um die kleine Rolle zu bestätigen, die er in der Geschichte spielte. Alles in allem dürfte es schwer sein, sich eine bessere Zeugenschaft für ein spontanes psychisches Geschehen vorzustellen.

Die Geschichte wird hier ein wenig kürzer gebracht als im Original, doch unter Einschluß aller wesentlichen Tatsachen. – Als Lady Q. ein Kind war, starb ihr Vater, und ihre Mutter heiratete wieder. Von da an lebte das Mädchen bei ihrem Onkel, der ihr ein zweiter Vater wurde.

Sie schreibt: „Im Frühjahr 1882 träumte ich, daß meine Schwester und ich im Wohnzimmer meines Onkels saßen. Im Traum war es ein herrlicher Frühlingstag. Wir sahen Unmengen von Blumen im Garten, mehr tatsächlich, als in Wirklichkeit von jenem Fenster aus zu sehen waren. Doch lag über dem Garten eine dünne Schneedecke.“

Im Traum wußte ich, daß mein Onkel neben einem bestimmten Reitweg, ungefähr drei Meilen vom Haus entfernt, tot aufgefunden worden war. Es handelte sich um einen Feldweg, auf dem ich häufig mit ihm geritten war und den er oft entlangritt, wenn er in einem benachbarten See fischen wollte. Ich wußte, daß sein Pferd neben ihm stand, daß er einen dunklen Homespun-Anzug aus einem Stoff trug, der aus der Wolle schwarzer Schafe eigener Zucht hergestellt war. Ich wußte auch, daß seine Leiche später auf einer Heu-Unterlage in einem Fuhrwerk mit zwei Pferden nach Hause gebracht werde, und wir warteten auf die Ankunft seiner Leiche.

Dann sah ich im Traum, wie das Fuhrwerk vor die Türe kam. Zwei mir wohlbekannte Männer – einer war ein Gärtner, der andere ein Jäger – halfen die Leiche die ziemlich schmale Treppe her-

auftragen. Mein Onkel war ein sehr großer und schwerer Mann. Im Traum sah ich, wie die Männer ihn nur mit Mühe tragen konnten und wie seine linke Hand herunterhing und gegen das Treppengeländer schlug, als die Männer die Treppe hochstiegen. Das erregte bei mir im Traum grundlosen Schrecken. Ich mußte denken: ‚Oh, warum haben sie nicht verhindert, daß seine Hand auf diese Art verletzt wird?‘ In Kummer und Entsetzen über diesen Anblick erwachte ich und fand diese Nacht keinen Schlaf mehr.“

Zuerst war die Dame entschlossen, ihrem Onkel nichts von dem Traum zu sagen. Doch am Morgen sah sie so elend und bekümmert aus, daß er darauf bestand, zu erfahren, was ihr fehle. Er lachte sie bei ihrer Erzählung nicht aus, wie es wohl die meisten Menschen getan hätten. Der Onkel war damals ein robuster Mann von sechsundsechzig Jahren, der an ein Leben im Freien gewöhnt war, besonders an die Jagd mit einer Meute eigener Jagdhunde. Freundlich sagte er ihr, daß er ihr alles verspreche, was ihren Seelenfrieden sichere. Sie bat ihn darauf, ihr sein Wort zu geben, daß er niemals allein jenen Reitweg entlang reiten werde. Er gewährte ihre Bitte und versprach, daß er immer eine Ausrede gebrauchen werde, um einen Reitburschen mitzunehmen, falls er doch wieder einmal ohne andere Begleiter diesen Weg entlangreite.

Das Mädchen fühlte sich dadurch beruhigt, doch obgleich das Grauen vor diesem Traum allmählich schwächer wurde, verließ es sie nie gänzlich. Einmal kam ein Junge in das Haus und rasselte mit einem Stock das Geländer entlang, als er die Treppe hinaufging, und dieser Klang rief ihr sofort das Traumbild vor Augen: ihres Onkels leblose linke Hand, die gegen das Treppengeländer schlug.

Zwei Jahre später hatte sie den gleichen Traum in seiner ganzen früheren Intensität und wurde dadurch wieder in gleicher Weise bedrückt. Sie sprach ihrem Onkel davon und sagte, sie fürchte, er habe sein Versprechen vernachlässigt.

„Ab und zu habe ich es wohl getan“, erwiderte er gütig, „aber im ganzen habe ich mein Versprechen gehalten.“ Und er versprach aufs neue, auf jenem Reitweg niemals allein zu reiten.

Vier weitere Jahre vergingen, während deren der Eindruck des Traums natürlich verblaßte. Dann heiratete die Dame und verließ das Heim ihres Onkels. 1888 erwartete sie in London ihr erstes Kind. In der Nacht vor der Niederkunft träumte sie den gleichen Traum zum drittenmal. Doch gab es dabei folgende Abweichung: Sie glaubte, sie liege in ihrem Londoner Hause im Bett, und nicht,

sie sei wie in den vorhergehenden Träumen im Wohnzimmer ihres Onkels. Von ihrem Bett aus sah sie ihren Onkel auf der gleichen Stelle neben dem Reitweg tot liegen. Dann sah sie, wie die beiden Männer die Leiche ihres Onkels nach Hause brachten.

Hier fügte sich etwas Neues in das Traumgeschehen ein. Sie sah einen ganz in Schwarz gekleideten Herrn neben sich stehen, dessen Gesicht sie jedoch nicht sehen konnte, und der ihr mitteilte, daß ihr Onkel tot sei.

Sie erwachte in neuer tiefer Seelenqual. Am nächsten Tage wurde ihr Baby geboren. Sobald die Schwester es zuließ, schrieb sie mit Bleistift ein paar Zeilen an ihren Onkel, um ihm mitzuteilen, daß es ihr besser gehe. Der Brief erreichte ihn, aber sie erhielt keine Antwort. Das war ihr unverständlich, denn er schrieb ihr sonst jeden Tag.

„Da fiel mir mein Traum ein“, schreibt sie, „und ich war sicher, daß mein Onkel tot sei. Eines Morgens sagte mein Mann, daß mein Stiefvater mich zu sehen wünsche, und ich erriet sofort den Grund seines Kommens. Er betrat den Raum, schwarzgekleidet, und stand neben meinem Bett. Sofort erkannte ich in ihm die Gestalt, die ich im Traum gesehen hatte. Ich sagte: ‚Onkel ist tot – ich weiß alles – ich habe es oft geträumt‘. Und da mein Stiefvater vor Bewegung nicht sprechen konnte, erzählte ich ihm alles: den Ort, die Tageszeit (nämlich morgens) und die Kleidung, die mein Onkel trug.“

Dann dachte ich an die Szene auf der Treppe, die mir immer in Erinnerung geblieben war. Ich fragte, ob mein Onkel an den Händen verletzt worden sei. Er hatte keine Verletzungen, sagte mein Stiefvater, weder an den Händen noch am Gesicht. Er war wohl der Meinung, ich glaube, mein Onkel sei vom Pferd gestürzt.“

Bald danach kam Lady Q.s Schwester, um sie zu besuchen, die gleiche, die in ihrem Traum vorgekommen war. Sie brachte den Ring von ihres Onkels linker Hand. Als Lady Q. sie gleichfalls fragte, ob die Hand des Onkels verletzt sei, erinnerte sie sich an eine bläuliche Verfärbung auf dem Rücken der ersten Fingerglieder, doch wußte sie nichts über deren Ursache.

Sobald Lady Q. sich genügend erholt hatte, begab sie sich nach dem Haus ihres Onkels und sprach mit der alten Kinderfrau, die an dem Tag, an dem der Onkel starb, dort gewesen war. Von ihr erfuhr sie weitere Einzelheiten über seinen Tod. Er hatte die Nachricht von der Niederkunft seiner Nichte erhalten und war so beglückt bei dem Gedanken, daß sie ihre schwere Stunde glücklich

überstanden und einem Sohn und Erben das Leben geschenkt hatte, daß er aus Anlaß des freudigen Ereignisses ein kleines Essen gab. Unter den Gästen befand sich auch Lady Q.s Stiefvater. Bei dieser Gelegenheit sagte der Gastgeber zu seinen Gästen, daß er nun alles bekommen habe, was das Leben ihm bieten könne und daß er „jederzeit bereit sei, zu gehen“.

Zwei Tage später wurde er neben dem Reitweg tot aufgefunden. Augenscheinlich hatte er einen Anfall kommen gefühlt und war vom Pferd heruntergeglitten. Der Tod wurde auf einen Herzschlag zurückgeführt, obgleich sich vorher niemals eine Herzschwäche gezeigt hatte. Und tatsächlich wurde er in jenem dunklen Homespun-Anzug gefunden, in welchem ihn Lady Q. in ihren Träumen gesehen hatte. Es waren auch die gleichen zwei Männer wie in ihrem Traum, die den Leichnam nach Hause gebracht und die Treppe hinaufgetragen hatten.

Auf nähere Fragen gab die Kinderfrau mit Widerstreben zu, daß die linke Hand des Onkels gegen das Treppengeländer geschlagen hatte. Dabei war sie ängstlich darauf bedacht, daß man nicht den Männern die Schuld daran gebe.

Über die Wirkung, welche die schließliche Erfüllung ihres Traums auf sie hatte, fügt Lady Q. folgende Bemerkung hinzu:

„Ich glaube nicht, daß eine Tochter ihren Vater mehr lieben kann, als ich meinen Onkel geliebt habe; und wie man wohl verstehen wird, war der Gedanke an seinen Tod bei mir stets voll tiefer innerer Angst. Doch sobald ich wußte, daß alles eingetreten war, was mein Traum mir vorhergesagt hatte, fühlte ich irgendwie, daß alles gut war, und sein Tod hinterließ in mir ein Gefühl von vollständiger Ergebung und Frieden.“

In diesem bemerkenswerten Traum, der in einem Zeitraum von sechs Jahren dreimal geträumt wurde, sind nicht nur auffallende Einzelheiten enthalten, die wörtlich wahr wurden. Er weist auch eine Spur von Symbolik auf, nämlich den Blick durchs Fenster auf den Garten, der wie an einem Frühlingstag von Blumen erstrahlte, während über allem zugleich eine dünne Schneeschicht lag. Der wichtigste Inhalt des Traums aber fand seine Erfüllung buchstäblich und genau.

Lassen wir die hier berichteten Träume vorschauender und prophetischer Art in Gedanken nochmals an uns vorüberziehen, so finden wir dabei unwichtige und bedeutsame, heitere und ernste, ja zum Teil geradezu schicksalhafte Vorfälle. Sicher erweist sich manches, das zunächst wie eine Zukunftsvorschau erscheint, bei näherem Zusehen als räumliches Hellsehen oder als telepathischer Empfang im Traum. Aber es gibt daneben doch immer Fälle, die einer anderen Erklärung bedürfen, Träume, bei denen offensichtlich die Grenzen der Zeit überschritten werden. Handelt es sich bei einigen Berichten auch nur um eine Vorherschau um Stunden (wie in dem von Dr. Prince erlebten Traum vom Eisenbahnglück), so wird doch in anderen (wie im Traum der Lady Q.) ein späteres Geschehen Jahre zuvor prophetisch vorhergesehen.

Dabei verbinden sich unter Umständen innerhalb desselben Traums symbolische Einkleidungen mit buchstäblichen Darstellungen künftiger Dinge. Auf keinen Fall aber läßt sich bestreiten, daß es Träume gibt, welche einwandfrei von vorschauendem oder von prophetischem Charakter sind. Es bleibt jedoch zweifelhaft, inwieweit es sich jeweils um Vormahnungen oder um Warnungen handelt, beziehungsweise um ein Aufzeigen von künftigen Dingen, die geändert werden können, oder inwieweit Träume einen zukunfts-kündenden Charakter im Sinne eines unabänderlichen schicksalhaften Geschehens besitzen. Solche Zweifel bleiben ja auch bei Vorahnungen, Wahrsagungen und Prophezeiungen im Wachzustand.

Wenn ein Traum Zukünftiges treffend vorhersagt, so geschieht es ohne die Gesetze der Logik und außerhalb der Kausalität. Darum sind gerade zukunfts haltige Träume so schwer zu verstehen, selbst wenn man sich von ihrem Wahrheitsgehalt überzeugt hat. Sollte diese Schwierigkeit aber nicht vielleicht auch darin begründet sein, daß unsere Begriffe von Raum und Zeit eben nur menschlich sind? Daß es sich bei ihnen nur um Anschauungsbehelfe handelt? Raum und Zeit gibt es so, wie wir in unserem Alltagsleben von ihnen Gebrauch machen, im Grunde nicht; wir benötigen sie nur zum Verständnis unserer selbst und unseres Lebens. Denn wir sind als Körper ein räumliches Gebilde und erleben alles, was zwischen Geburt und Tod mit diesem Raumfaktor vorgeht, in der Zeit. Im Schlaf und Traum besitzen Raum und Zeit sofort nicht mehr die einschränkende Bedeutung, die sie für unser Wachbewußtsein haben.

Machen wir uns einmal folgendes klar: Wir Menschen können einen ganzen Tag als Einheit in der Gegenwart betrachten und erleben, während derselbe Tag für eine Eintagsfliege, der wir am Mittag begegnen, in Vergangenheit (Morgen), Gegenwart (Mittag) und Zukunft (Abend) zerfällt. Von einem höheren als dem menschlichen Bewußtsein aus könnte unser ganzes Leben als ein Tag betrachtet werden, und damit entfielen die Einteilung unserer Lebensjahrzehnte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; unser ganzes Leben von der Wiege bis zur Bahre wäre für ein solches Bewußtsein „Gegenwart“, es würde auch Dinge als gegenwärtig betrachten und erleben, die für uns genau so zukünftig sind wie für die Eintagsfliege am Mittag der Abend ihres Lebens.

So kann der Eindruck entstehen, als ob wir im Traum bisweilen eines solchen übergeordneten Bewußtseinszustands teilhaftig werden und dann vielleicht darum im Traum zukünftige Dinge gleichsam als gegenwärtige erleben können. Diese Hilfsvorstellung einer „Überzeit“ könnte vielleicht das Wesen prophetischer Träume begreiflicher machen. Jedenfalls aber ist Zukunftsschau im Traum offenbar nur eine unter besonderen Bedingungen zustandekommende Ausnahme.

Einige prophetische Träume legen den Gedanken nahe, daß wir unsere Zukunft nicht selber gestalten, sondern daß auch Einzelheiten schicksalhaft vorherbestimmt sind. Eine solche Vorstellung erweckt Unbehagen. Es mag indes sein, daß wir leicht einer Selbsttäuschung unterliegen. Auch im Wachzustand Vorhergesehenes verwirklicht sich manchmal nur, weil wir an sein Wahrwerden glauben und unbeabsichtigt in einer Art Erfüllungszwang zu seiner Verwirklichung mithelfen.

Wenn auch der Rahmen des künftigen Geschehens vorherbestimmt sein mag, so sind doch wohl die Einzelheiten darum noch nicht unausweichlich festgelegt. Unser eigenes Handeln und Entschließen kann offenbar innerhalb eines gewissen Spielraums die möglichen kommenden Ereignisse auch zu einer anderen als der in einem zukunfts trächtigen Traum vorhergesehenen Ausformung bringen. Bei einer solchen Auffassung verliert ein schicksalhaltiger Traum viel von dem Unheimlichen und Drohenden, das ihm sonst anhaftet.

Daß sich die Dinge tatsächlich so verhalten, wie in diesen Erwägungen einmal angenommen wurde, kann natürlich nicht mit völliger Sicherheit behauptet werden. Ohne Zweifel sind auch von

den hier ausgesprochenen Gedanken abweichende Auffassungen möglich. Träume, welche die Zeit überwinden und Zukünftiges erkennen lassen, bleiben, wie immer wir sie auch ansehen, mysteriös und geben uns Rätselfragen auf, deren Lösung der wissenschaftlichen Forschung vorbehalten bleiben muß.

Schicksalsträume und Zeitgeschehen

Die meisten Träume telepathischen und prophetischen Charakters scheinen sich auf Vorgänge zu beziehen, welche den Träumer selbst oder ihm nahestehende Menschen betreffen, und spielen vorzugsweise in einer ziemlich privaten Sphäre. Diese allgemeine Erfahrung wird auch durch unsere Beispiele bestätigt. Es muß als Ausnahme gelten, wenn ein Unbeteiligter über ein gleichzeitiges oder zukünftiges Geschehen, das ihn selbst nicht unmittelbar betrifft, das vielmehr eine allgemeinere Bedeutung hat, einen Wahrtraum erlebt. Solche Beispiele sind z. B. Captain Yonnts telepathischer Traum von den eingeschnittenen Emigranten oder der Traum von Esquire John Williams über die Ermordung des Schatzkanzlers Spencer Perceval.

Aus neuerer Zeit gibt es eine Anzahl Berichte, welche zeigen, daß vielfach wichtige Zeitereignisse sich im Traum einzelner Menschen spiegeln. Manchmal sind die Rezipienten mit den politischen oder anderen bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit näher verbunden, manchmal aber nicht. Das wurde bei den an früherer Stelle berichteten Träumen Emilie Schwabs über die Pariser Revolution von 1848 und Marie Bauers über die Ermordung Zar Alexanders II. deutlich. Die nachfolgenden Beispiele beziehen sich alle auf das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert.

Wahrtraum vom Tode Ludwigs II.

Vielleicht hat keine andere Fürstengestalt die Phantasie des Volks im neunzehnten Jahrhundert so sehr beschäftigt wie die König Ludwigs II. von Bayern. Seine künstlerischen Neigungen, seine Freundschaft mit Richard Wagner, seine prunkvollen Schloßbauten

Neuschwanstein, Herrenchiemsee und Linderhof, seine romantische Lebensführung – all das brachte ihn dem Herzen des Volks besonders nahe. So wollten auch viele nicht an seine geistige Erkrankung und an eine Verkettung tragischer Umstände bei seinem Tod glauben, den er 1886 zusammen mit seinem Arzt Dr. Bernhard Gudden im Starnberger See bei Schloß Berg fand. Sein Bild und sein Schicksal leben in romantischer Verklärung bis zur Gegenwart fort.

An dem nachstehend wiedergegebenen Wahrtraum, den Dr. Gudden von seinem und des Königs Ende am Tage vor dem traurigen Ereignis hatte, ist nicht zu zweifeln. Die Richtigkeit bezeugten sowohl die Witwe des Arztes wie Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, welche aus Dr. Guddens Mund den Traum vernahmen, ehe er sich schauerlich erfüllte.

Schon 1908 schrieb Prof. Dr. Friedrich zur Bonsen in seiner Schrift „Das Zweite Gesicht“: „Die Witwe Guddens hat von dem Traumbericht später der Abordnung des ‚Anthropologischen Vereins‘, die ihr das Beileid dieses Vereins ausdrückte, Kenntnis gegeben und letzterer hat den Bericht in seine Schriften aufgenommen.“ Fürst Eulenburg aber, dessen Angaben im Wortlaut folgen, hat in seinen 1934 posthum erschienenen Erinnerungen unter dem Titel „Das Ende König Ludwigs II. und andere Erlebnisse“ als historischer Zeuge einen genauen Bericht überliefert.

Was die tatsächlichen Vorgänge in den Schicksalstagen vom Juni 1886 betrifft, so sei hier nur kurz gesagt, daß nach der heute vorherrschenden Auffassung König Ludwig versucht hatte, aus dem ringsum abgeschlossenen Gebiet von Schloß Berg zu entkommen, in dem man ihn als Geisteskranken festhielt. Möglicherweise wollte der König durch Schwimmen aus dem umgrenzten Kreis des Schloßparks herausgelangen. Für diese Auffassung spricht, daß eine geheimnisvolle Kutsche zur selben Zeit stundenlang in der Nähe wartete, die ohne Ergebnis später wieder abfuhr. Sie scheint für die Flucht bestellt gewesen zu sein. Gudden, dem das Leben des von ihm für wahnsinnig gehaltenen Königs anvertraut war, sprang dem König nach, als dieser in den See ging. Der Arzt nahm offenbar an, der König wolle Selbstmord durch Ertrinken begehen, und suchte ihn davor zu bewahren. Die Lage der aufgefundenen Leichen sowie andere Umstände zeigten später deutlich, daß die beiden Männer im Wasser auf das heftigste miteinander gerungen hatten, bis sie beide den Tod durch Ertrinken fanden. Diese Tatsache steht auf jeden Fall unbezweifelbar fest.

Gudden, der aus Cleve stammte, genoß einen hervorragenden Ruf als Gehirnanatom und Psychiater. Als Kind der Wissenschaft seiner Zeit stand er jedoch allen außersinnlichen Phänomenen mit Skepsis und Ablehnung gegenüber. Um so bedeutsamer erscheint, was Fürst Eulenburg zu berichten hat. Er schreibt:

„Gudden stand unter dem starken Eindruck eines Traumes, durch den er in der letzten Nacht vom 12. zum 13. Juni gequält worden war. Er hatte diese Nacht in seinem Hause in München zugebracht, nachdem er mit mir aus Schwanstein nach München zurückgekehrt war. Er war bleich und verstört des Morgens zum Frühstück gekommen. Seine Frau fragte ihn, was ihm sei, und er antwortete lachend, daß er einen törichten Traum gehabt hätte, der ihm die ganze Nachtruhe geraubt habe. Er sei unaufhörlich im Kampfe mit einem Manne im Wasser gewesen. Sie hätten fürchterlich, unablässig miteinander gerungen.

Ich möchte fast annehmen“, fährt Eulenburg fort, „daß Gudden in seiner kraftvollen Art den Gendarm fortschickte (im Park des Schlosses Berg am Starnberger See, wodurch die Katastrophe herbeigeführt wurde), gerade weil er einen solchen Traum hatte, der die Seinigen entsetzte und seine Freunde und Bekannten merkwürdig berührte, als sich sein Schicksal in dieser Weise entschied . . .

Der Gendarm war der letzte, der seinen König lebend neben Gudden schreiten sah. Kaum eine Stunde später, hinter jenen Bäumen, unter denen sie verschwanden, spielte sich der Schlußakt des Trauerspiels ab, das ganz Europa in Aufregung versetzte und eine unerschöpfliche Quelle für Legenden und Sagenbildung wurde.“

Gewiß – die tatsächlichen Vorgänge der letzten Lebensstunden König Ludwigs und Dr. Guddens haben keinen Menschen als Zeugen und werden immer wieder zu Zweifeln Anlaß geben. Was feststeht ist, daß ein Traum geträumt wurde, der sich binnen weniger Stunden als Wahrtraum erwies, als ein außerordentlicher, schicksalkündender Traum. Gudden scheint für Träume gar nicht besonders empfänglich gewesen zu sein, und er schob den erlebten Trauminhalt weit von sich, ohne sich doch davon frei machen zu können. Denn dieser Traum nahm den Schleier von einer drohenden Zukunft und prägte sich dem Träumenden mit aller Macht ein.

In den Anschauungen seiner Zeit befangen, konnte Gudden Träumen keinen Wahrheitsgehalt zuerkennen. Eulenburg kennzeichnet die Auffassungen des Arztes mit folgenden Worten: „Er haßte den Aberglauben und hielt jeden Zusammenhang einer jen-

seitigen Welt mit uns für einen Unsinn. Er sprach mir völlig überzeugt aus, daß seine ganze Erfahrung ihn lehre, jedwede sogenannte übernatürliche Erscheinung oder Empfindung nur als eine besondere Form des Wahnsinns zu betrachten. Das außergewöhnliche Selbstbewußtsein Guddens wird sich daher auch hier in einem Augenblick der Entscheidung gegenüber Aberglauben oder Furcht aufgelehnt haben.“

Danach kann man fast der Meinung sein, daß Gudden seinen Traum für den möglichen Beginn eigenen Wahnsinns angesehen habe, was natürlich eine irriige Auffassung wäre. Dem starken Eindruck seines Traums konnte sich Gudden offensichtlich nicht entziehen, wenn er ihn auch von seinem materialistischen Standpunkt aus falsch beurteilte. Denn im Rahmen seines Weltbilds war für Telepathie und Prophetie kein Platz. Hätte er den Traum als Warnung aufgefaßt, als Vorschau einer drohenden Möglichkeit, die sich bei entsprechender Haltung ändern läßt – vielleicht hätten die Dinge einen anderen Verlauf genommen. Doch es ist müßig, darüber zu spekulieren, nachdem sich der Wahrtraum genau so erfüllt hat, wie er erlebt worden war; denn daß dem Tod des Königs und Dr. Guddens ein langes, erbittertes Ringen im Wasser vorhergegangen ist – davon konnte sich später die eingesetzte Untersuchungskommission überzeugen.

Mit dem Tod des unglücklichen Königs ist noch ein anderer bedeutsamer Traum verknüpft, der zwar keinen prophetischen, sondern telepathischen Charakter trägt, aber in diesem Zusammenhang nicht fehlen sollte. Rezipientin ist niemand anders als Kaiserin Elisabeth von Österreich, deren Vetter König Ludwig war; der Traum wird von einer namentlich nicht genannten Vertrauten der Kaiserin berichtet, deren Original-Veröffentlichung leider nicht aufzutreiben war. Wir müssen uns daher mit der Wiedergabe einer aufschlußreichen Stelle begnügen, die 1921 das „Zentralblatt für Okkultismus“ zum Abdruck gebracht hat. Fehlt so diesem Traum auch die volle Sicherung, so hat er doch den Charakter der Glaubwürdigkeit und ist im Zusammenhang mit dem vorhergehenden Traum Dr. Guddens von Interesse. Die Hofdame der Kaiserin schreibt in dem Buche „Die Märtyrerin auf dem Kaiserthron“:

„Erst am nächsten Nachmittag empfing Kaiserin Elisabeth die Nachricht von dem, was sich ereignet hatte. Sonderbarerweise hatte sie in der Nacht vorher einen Traum gehabt, der wieder einmal einen Beweis dafür gibt, daß Dinge zwischen Himmel und Erde

existieren, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Bald nachdem sie sich zu Bette begeben hatte und entschlummert war, also ungefähr zu derselben Zeit, in welcher auf der entgegengesetzten Seite des Sees die tragische Katastrophe sich ereignete, träumte ihr, daß ihr königlicher Vetter an der Seite ihres Bettes stehe und daß an seinen Gewändern Wasser in solcher Menge niederströme, daß es den Fußboden des Gemachs zu bedecken begann.

Mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr sie empor und als, durch diesen Schrei alarmiert, ihre Kammerfrauen in ihr Gemach eilten, erzählte sie diesen, noch leichenblaß im Gesicht und mit entsetzter Miene, ihren Traum. Dies geschah ungefähr achtzehn Stunden, ehe ihr die Kunde von dem Geschehenen wurde. Hätte sie diesen Traum nicht sogleich ihren Kammerfrauen erzählt, so würde man ihn sicherlich für eine nachträgliche Ausgeburt der Phantasie erklärt haben.“

Es war ein halb elf Uhr abends am 13. Juni 1886, als die Leichen des Königs und Dr. Guddens im See gefunden wurden. Der berichtete Traum scheint etwa um dieselbe Zeit stattgefunden zu haben. Die Zuverlässigkeit des wiedergegebenen Berichts vorausgesetzt, scheint es sich hier also um eine jener telepathischen Übermittlungen zu handeln, wie sie sich beim Tod nahestehender Menschen als Wach- oder Traumerlebnis vielfach ereignen. Im Hinblick auf die beteiligten Persönlichkeiten verdient dieser Traum wohl, vor dem Schicksal des Verschollengehens bewahrt zu werden.

Wie aus dem Bericht hervorgeht, trat der Traum der Kaiserin alsbald nach dem Einschlafen auf. Die meisten berichteten Träume sind sonst Morgenträume aus der Zeit vor dem Erwachen. Wahrscheinlich erinnern wir uns an die dramatischen und erschreckenden Träume im allgemeinen, weil wir dabei aufzuwachen pflegen. Auch hier ist der Traum so lebhaft, daß die eben erst Entschlummerte mit einem Entsetzensschrei wieder erwacht. Träume ohne aufregendes Geschehen führen offenbar nicht so oft zum Erwachen und werden wohl auch leichter vergessen.

Die Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand Der Traum des Bischofs Lanyi

Bei dem folgenden Bericht handelt es sich um einen der eindrucksvollsten Träume mit weltpolitischem Hintergrund, der je bekannt geworden ist. Es ist nicht nur die historische Situation, in welche der Traum fällt und durch die er sein Relief bekommt. Genau so bedeutsam wie der Umstand, daß sich dieser Traum auf den Erben der großen Doppelmonarchie an der Donau bezieht, dessen Ermordung letzten Endes den ersten Weltkrieg auslöste, ist die Tatsache, daß ein hoher kirchlicher Würdenträger ihn geträumt und sich zu ihm bekannt hat. Vielleicht hat nie sonst ein einzelner Traum so anregend auf die Beschäftigung mit dem Problem des Wahrtraums eingewirkt wie dieser Traum des Bischofs Dr. Josef von Lanyi, in dem sich – wie bei Wahrträumen öfter – symbolische, telepathische und prophetische Elemente zu mischen scheinen.

Um die Entscheidung und Wirkung des Traums voll zu verstehen, ist es angebracht, sich zunächst einmal die äußere Situation der Zeit vor dem ersten Weltkrieg in aller Kürze zu vergegenwärtigen. Seitdem sich Österreich 1908 Bosnien und die Herzegovina angegliedert hatte (die heute Gebiet Jugoslawiens sind), war Serbien sein erklärter Feind. Durch den Balkankrieg von 1912/13 war die Macht Serbiens auf dem Balkan gestiegen. Österreich litt schwer unter den ungelösten Problemen seiner verschiedenen Nationalitäten. Europa war in zwei Bündnisgruppen zerspalten, und die Spannungen zwischen beiden Seiten waren so gewachsen, daß viele eine kriegerische Auseinandersetzung für unausweichlich hielten.

Daß in dieser spannungsgeladenen Situation der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand einen schon länger geplanten Besuch in Sarajewo in Bosnien nicht absagte, wurde für um so riskanter angesehen, als die serbische Regierung, welche ihre Nationalisten weder zügeln konnte noch wollte, in Wien eine Warnung ausgesprochen hatte. Der in Aussicht genommene Tag des Besuchs, der 28. Juni 1914, war außerdem ein serbischer Nationalfeiertag, so daß niemand einen friedlichen Verlauf des Tags garantieren konnte.

Trotz gewisser Attentats-Befürchtungen war es für einen kritischen Verstand natürlich nicht möglich, konkret etwas Unheilvolles vorherzusehen. Aber unzählige Menschen in Europa waren in Unruhe und Sorge, es könne sich etwas Schlimmes ereignen.

Bischof Dr. Lanyi von Großwardein (Nagyvarad) war mit dem Erzherzog, dessen ungarischer Lehrer er durch viele Jahre gewesen war, befreundet und nahm schon darum an seinem Ergehen besonderen Anteil. Doch das allein mußte sicherlich noch nicht notgedrungen bei ihm einen Traum auslösen, wie er ihn am Schicksalstag heimsuchte. Dieser Traum war derart intensiv, daß der Bischof schreckerfüllt aus dem Schlaf erwachte. Die eigenhändige Niederschrift des hohen kirchlichen Würdenträgers über sein Erlebnis lautet:

„Am 28. Juni 1914, halb vier Uhr früh, erwachte ich aus einem schrecklichen Traum. Mir träumte, daß ich in den Morgenstunden an meinen Schreibtisch ging, um die eingelangte Post durchzusehen. Ganz oben lag ein Brief mit schwarzen Rändern, schwarzem Siegel und dem Wappen des Erzherzogs. Sofort erkannte ich die Schrift meines unvergeßlichen höchsten Herrn. Ich öffnete den Brief und sah am Kopf des Briefpapiers in himmelblauem Ton ein Bild, wie auf Ansichtskarten, welches eine Straße und eine enge Gasse darstellte. Die Hoheiten saßen in einem Automobil, ihnen gegenüber saß ein General, neben dem Chauffeur ein Offizier. Auf beiden Seiten der Straße eine Menschenmenge. Zwei junge Burschen springen hervor und schießen auf die Hoheiten.“

Der Text des Briefes ist wörtlich derselbe, wie ich ihn im Traume gesehen. Er lautet: ‚Eure bischöfliche Gnaden! Lieber Dr. Lanyi! Teile Ihnen hiermit mit, daß ich heute mit meiner Frau in Sarajewo als Opfer eines politischen Meuchelmords falle. Wir empfehlen uns Ihren frommen Gebeten und hl. Meßopfern, und bitten Sie, unseren armen Kindern auch fernerhin in Liebe und Treue ergeben zu bleiben wie bisher. Herzlich grüßt Sie Ihr Erzherzog Franz. Sarajewo, 28. Juni 1914, ¼4 Uhr morgens.‘ – Zitternd und in Tränen aufgelöst sprang ich aus dem Bett“, schreibt Bischof Lanyi, „sah auf die Uhr, die ein halb vier zeigte. Ich eilte sofort zum Schreibtisch, schrieb nieder, was ich im Traum erlebte und gesehen. Beim Niederschreiben behielt ich sogar die Form einiger Buchstaben, wie sie vom Erzherzog niedergeschrieben waren, bei.“

Der Kirchenfürst war von dem Traum, wie es nicht anders sein konnte, tief erschüttert. Als der Hausdiener Nikolaus kam, um seinen Herrn wie jeden Morgen zu wecken, fand er ihn blaß wie einen Kranken. Der Bischof ließ durch den Diener seine Mutter und einen bei dieser weilenden Hausgast, Fräulein S., herbeirufen. Diesen drei Personen berichtete der Bischof sofort seinen Traum

und las dann für das erzherzogliche Paar in der Hauskapelle eine Messe. Die Stunden vergingen dann in Sorge und Unruhe. Am Nachmittag um ein halb vier Uhr, genau zwölf Stunden nach dem Traum, wurde schließlich aus Wien telegraphisch die Ermordung des Thronfolgers und seiner Gemahlin gemeldet.

Bischof Lanyi hat demnach den Traum schon in der Morgenfrühe, also noch vor seiner furchtbaren Erfüllung, drei Personen erzählt; diese Tatsache wurde später auch von dem Bruder des Bischofs, dem Jesuitenpater Professor Eduard Lanyi in Fünfkirchen, schriftlich bestätigt.

In der Folgezeit wurde der Traum von Mund zu Mund weiter erzählt, und es erfuhren so nicht wenige Menschen davon. Pater Lanyi erhielt von seinem Bruder, dem Bischof, 1916 in Tyrnau eine eigenhändige Abschrift der Traumniederschrift. Nach dessen Angaben erzählte der Bischof selbst den Traum einige Tage nach dem 28. Juni 1914 einem Pater Fischer und dem Herrn Abt von Melk (Benediktinerabtei). Wie Pater Puntigam aus Sarajewo mitteilte, der ebenso wie Bischof Lanyi nach dem Attentat nach Wien reiste, hat der Bischof dort den Traum noch vor dem Leichenbegängnis der Ermordeten auch den Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Annunziata genau erzählt.

Der Innsbrucker Universitätsprofessor P. A. Donat erbat sich die Traumniederschrift und gab sie an P. Puntigam in Sarajewo weiter. Dieser veröffentlichte den Traum während des ersten Weltkriegs in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Balkanstimmen“. Danach wurde er in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften nachgedruckt. Das führte zu vielen brieflichen Belästigungen des Bischofs.

1918 begann endlich die wissenschaftliche Forschung sich um die Nachprüfung des Traums zu bemühen, denn hier schien ein Beweisstück ungewöhnlicher Art für die umstrittene Existenz bedeutsamer Wahrträume vorzuliegen. Begreiflicherweise fehlte es auch nicht an Skeptikern, welche die Authentizität des Traums in Zweifel zu ziehen suchten. Zwei Forscher nahmen sich der Klärung des Sachverhaltes in erster Linie an, und auf deren Veröffentlichungen stützt sich der hier gegebene Bericht vor allem: der eine war der unter dem Decknamen „Clericus“ schreibende, inzwischen verstorbene Freisinger Hochschulprofessor Dr. theol. F. Ludwig, der andere der Redakteur und Schriftsteller Bruno Grabinski, der heute in Freiburg i. B. lebt.

Professor Ludwig veröffentlichte einen ausführlichen Beitrag,

welcher auch den kurz erwähnten Brief von P. Eduard Lanyi enthält, in den „Psychischen Studien“. Bruno Grabinski ließ zwei Schriften erscheinen: „Das Übersinnliche im Weltkrieg“ und „Neuere Mystik“. Beide bemühten sich um die Sicherung der etwa noch erreichbaren Zeugenbeweise. Damals war die Mutter des Bischofs bereits gestorben, so daß sie kein Zeugnis mehr ausstellen konnte. Der Hausdiener Nikolaus lebte noch in Großwardein, Fräulein S. (deren Name bekannt ist), in Wien. Leider wurden aber keine Bestätigungen dieser beiden Personen beigebracht, daß ihnen Bischof Lanyi den Traum schon am Morgen des 28. Juni 1914 erzählt habe. Doch auch ohne das erscheint diese Tatsache unbezweifelbar. Und der Traum selbst ist in der veröffentlichten Form nach den brieflichen Zeugnissen sowohl des Bischofs selbst wie seines Bruders P. Eduard Lanyi und des P. A. Puntigam absolut authentisch.

Dieser Wahrtraum gibt eine Reihe Fragen auf, die erst dann ganz zu erfassen sind, wenn man das Traumerlebnis mit dem wirklichen Vorgang vergleicht.

Nach dem Traumbild sprangen zwei junge Burschen aus der Volksmenge und schossen auf die Insassen des Autos; der Bischof sah also ein einziges Attentat. In Wirklichkeit handelte es sich um zwei Attentate. Das erste wurde durch den Mitverschworenen Gabrinowitsch kurz nach zehn Uhr vormittags am 28. Juni 1914 in Sarajewo dadurch ausgeführt, daß er eine Bombe warf, die aber das Auto des Thronfolgerpaars nur unwesentlich beschädigte. Das geschah auf dem Weg zum Rathaus am Appelkai.

Bei der Rückfahrt vom Rathaus gab es nicht weit vom ersten Platz infolge eines Mißverständnisses des Chauffeurs einen kurzen Halt des Autos. In diesem Augenblick schoß der im Menschengedränge stehende zweite Attentäter, Printschip, und traf den Erzherzog und seine Gattin tödlich. Die Traumvision hat also die beiden Attentate in eines zusammengezogen, ohne dadurch den Wahrheitskern zu verändern.

Sodann zeigte das Traumbild im erzherzoglichen Auto neben dem Chauffeur einen Offizier und gegenüber dem hohen Paar einen General. Das stimmte mit der Wirklichkeit überein. Der Offizier war Graf Harrach vom Freiwilligen Automobilkorps, der General daneben der Landeskommandant Feldzeugmeister Potiorek. Beim ersten Attentat saßen sie genau so im Auto, wie es der Traum zeigte, beim zweiten Attentat stand Graf Harrach auf dem Trittbrett. Diese kleine Abweichung erscheint jedoch nicht sehr wesentlich.

Das Traumbild zeigte sodann eine Straße und eine enge Gasse, alles gesäumt von einer dichten Menschenmenge. Auch dies stimmte mit der wirklichen Situation ziemlich genau überein. Denn die zum Rathaus führende Straße war breit, der Appelkai schmal, überall stand die Bevölkerung Kopf an Kopf, und am Treffpunkt der beiden Straßen wurde das Attentat ausgeführt.

Der Inhalt des im Traum geschauten Briefs deckt sich völlig mit den nachher eingetretenen Tatsachen: der Erzherzog und seine Gemahlin wurden am angegebenen Tage Opfer eines Meuchelmords, wie es in dem geträumten Briefe gestanden hatte.

Die Form der Einkleidung des Traums: ein Brief des Erzherzogs an den Bischof, den dieser bei seiner Morgenpost zu erhalten glaubt, ist höchst eigenartig, aber ein Symbol, das der Traumsprache durchaus entspricht. Schon an der Schrift der Adresse erkennt der Bischof im Traum den Absender, und die schwarzen Ränder und schwarzen Siegel als Symbole lassen sofort den düsteren Inhalt ahnen. Der geöffnete Brief zeigt ein postkartenartiges Bild am Briefkopf, aber bewegt wie ein abrollender Film. Der Text des Briefs bestätigt im einzelnen, was dieses filmartige Bild zeigt: er bringt die prophetische Ankündigung des bevorstehenden doppelten Meuchelmords.

So ist dieser ganze Wahrtraum nach Inhalt und Form ungewöhnlich und einzigartig. Schwer zu verstehen ist aber insbesondere auch, wie es zu diesem zeitlichen Hellsehen im Traum oder zu diesem prophetischen Wahrgesicht kommen konnte; denn es ist ja in diesem Traum etwas enthalten, was in der konkreten Form, wie es geschaut wurde und sich auch verwirklichte, kein einziger Mensch vorhersehen und vorherwissen konnte.

Eine telepathische Einwirkung des Erzherzogs auf den Bischof ist an sich wohl denkbar. Mindestens seine Ängste und Befürchtungen im allgemeinen konnte er auf den ihm befreundeten Bischof übertragen. Aber die Einzelheiten des Kommenden konnte er nicht wissen und konnte er daher auch nicht telepathisch übermitteln. Er wußte ja nichts von der Existenz der beiden Attentäter. Die Attentäter selbst hatten wohl ihre bestimmten Absichten, auch wenn sie im voraus nicht wissen konnten, ob und wie sie dieselben würden ausführen können. Aber sie konnten diese Gedanken nur auf ihnen bekannte Menschen übertragen, keinesfalls jedoch auf den Bischof, von dessen Existenz hinwiederum sie nichts wußten.

So erscheint es als abwegig, diesen Traum mit Telepathie erklären zu wollen. Man muß ihn eben als einen echten prophetischen

Traum anerkennen, als einen Traum, der ein grausames und unerbittliches Geschehen, ein tragisches Schicksal mit einer Reihe von buchstäblich richtigen Einzelheiten im voraus zeigte. Beim heutigen Stand wissenschaftlicher Forschung kann man demnach nur die Tatsache prophetischer Träume als gesichert ansehen, eine wissenschaftlich befriedigende Erklärung für solche Träume aber ist vorläufig kaum möglich. Angesichts eines Wahrtraums wie dieses Schicksals-traums stehen wir mit heiligem Schauern an der Pforte unenträt-selter Geheimnisse.

Wahrtraum bei Kriegsausbruch 1914

Es gibt Zeiten der Hochspannung, in denen die Luft schwanger zu sein scheint von Gesichtern. So wie Erfindungen, die „in der Luft liegen“, schon mehr als einmal unabhängig voneinander durch verschiedene Menschen gemacht worden sind – man könnte dabei vielleicht wirklich sagen: „Sie haben sie aus der Luft gegriffen!“ – so erweckt das Weltgeschehen manchmal den Eindruck, als sei das Vorbild dessen, was in der realen Welt, auf dem harten Boden der Wirklichkeit Tatsache wird, als Idee, als gestaltender Gedanke im Äther, in der Erdaura, in der unsichtbaren Atmosphäre schon vorhanden – und der und jener erhasche nur dank besonderer Begabung im Wachen oder Schlafen als Vision, als Traumgesicht, als Vorahnung einen Teil davon, er lüpfte einen Zipfel des Schleiers, der Zukunft und Schicksal den menschlichen Augen für gewöhnlich verbirgt.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß alles im einzelnen vorher bestimmt sei. Aber die Keime des Künftigen sind ja schon in der Vergangenheit durch menschliche Handlungen gesät worden. Oder es werden in der Gegenwart durch menschliches Eingreifen Bedingungen gesetzt, die entweder zur Erreichung oder zur Verhinderung dessen beitragen, was kommen kann, wenn auch nicht unbedingt kommen muß.

Betrachtet man die Dinge in der angedeuteten Art und Weise, dann wird es nicht mehr so unbegreiflich erscheinen, daß es überhaupt Zukunft enthüllende Wahrträume und Visionen gibt, in denen sich aus der Zeitsituation heraus eine mögliche Entwicklung symbolisch oder buchstäblich spiegelt. Zu den übersinnlichen Geschehnissen dieser Art, deren Einzelheiten trotz des Gesagten uns

immer wieder mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen, gehört auch das merkwürdige Vorgesicht, von dem hier zu berichten ist. Es widerfuhr dem von allen ähnlichen Erfahrungen bis dahin unberührt gebliebenen Hauptmann Guido von Gillhausen bei Ausbruch des ersten Weltkriegs, den er nicht überleben sollte. Seine damals sofort angefertigte Niederschrift hat folgenden Wortlaut:

„Berlin SO 26, Mariannenplatz 20, den 3. August 1914.

Was ich am 3. August 1914 gegen 2 Uhr sah: Wie wird der Krieg verlaufen? Nicht in kurzer Spanne Zeit, nicht nur gegen einen starken Gegner.

Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich, das ich gestoßen, getreten und vergewaltigt sehe von England, eben dieses England auf als unser bedeutendster Gegner.

In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, doch scheinen es auch Weiße zu sein, die uns dort zu vernichten streben. Zwischen beiden Erdteilen erblicke ich eine unklare Gestalt, die uns zu schaffen macht, ohne daß ich wüßte, wer es sein könnte. (Spanien?)

Italien aber eilt, mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen, wider uns. Auf dem Balkan: Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt.

Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft. Ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln – und Roosevelt schien doch unser Freund?!!

Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen. Ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen; und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausführung von Nordamerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unserer Feinde sitzt es fest und regiert brutal und egoistisch, und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme.

Ist es möglich? Deutschland kommt in eine furchtbare Lage, und 1918 wird's am schlimmsten. Und 1920 erst scheint der Krieg zu Ende. Oder nur Waffenstillstand? Es sieht so aus. Ob der Kaiser

das Jahr 1921 noch erlebt? Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und die Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen; während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschumpfte und der Kaiser selbst in nichts zerrann.

Mir scheint, als ob England in Indien und Ägypten den Todesstoß erhält. Dort sehe ich Bewegung wie im Ameisenhaufen.

Deutschland geht furchtbar aus dem Krieg hervor, und an dreißig Jahre braucht's zur Erholung.

Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. – Gott sei mit uns!

Guido von Gillhausen,
Hauptmann und Chef der 6. Komp. 3. Garde-Regt. z. F.“

Die Niederschrift dieses ihn selbst schwer erschütternden Traumes, dessen volle Bedeutung er sich vergebens auszureden suchte, versiegelte Gillhausen und leitete sie dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Kronprinzen, zu. Aber erst im Herbst 1915 wurden, wie feststeht, vom Prinzen die Siegel gelöst. Nach Lektüre der Niederschrift schickte sie der Kronprinz wieder an Gillhausen zurück. Dieser fand am 2. Mai 1918 als Major den Tod. Seine Testamentsvollstrecker fanden das Schriftstück dann in seinem Schreibtisch in Berlin. Durch einen Abdruck in der Zeitschrift „Der Türmer“ gelangte der Traum zur Kenntnis der Öffentlichkeit und wurde seitdem in der Presse und in der einschlägigen Literatur öfters zitiert. Die Authentizität des Wahrgesichts und seiner Niederschrift kann danach nicht gut bezweifelt werden.

Um den ins Unerwartete vorschauenden Charakter des nächtlichen Traumgesichts zu würdigen, muß man sich klarmachen, daß bei Kriegsbeginn 1914 fast jedermann in Deutschland einen kurzen Krieg erwartete, auf keinen Fall ein jahrelanges Ringen. Ebenso hat wohl auch kaum jemand den späteren Kriegseintritt Amerikas oder die Großzahl der von England herbeigeführten Kriegserklärungen kleinerer Staaten gegen Deutschland für möglich gehalten. Über die spätere Entwicklung und die Kriegsfolgen dürfte sich damals erst recht kaum jemand Gedanken dieser Art gemacht haben.

Um so überraschender ist die Grundkonzeption, wie sie das Traumgesicht erkennen läßt, und die der späteren Entwicklung der Ereignisse genau entsprach, so daß einige Abweichungen davon

nicht schwer ins Gewicht fallen. Umfang, Bedeutung und Tragweite des Krieges sind so treffend gesehen, wie dies auch außerhalb Deutschlands damals kaum jemand hätte aussprechen können.

Soweit es sich nicht um die Aufzählung der wichtigsten Gegner handelt, ist das Traumgesicht weitgehend symbolisch, und zwar prägt es treffende Bilder. Wie kennzeichnend ist es doch, wenn Roosevelt dem König von England auf die Schulter klopf und ihm Brot und Wein sowie Bleikugeln, Pulverhorn und Dolch überreicht! Ebenso treffend im Wahrheitsgehalt ist das Bild, wie Wilhelm II. die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägt, während Hermelinmantel und Krone, mit denen er dabei bekleidet ist, immer mehr zusammenschumpfen und der Kaiser selbst sich in nichts auflöst. Man denkt bei diesen Bildern an die Waffen- und Lebensmittelhilfe, welche England von Amerika erhielt, und daran, daß der Kaiser als Privatmann im holländischen Exil, in dem er sein Leben beschloß, auch gerne Holz sägte. Das Jahr 1921, das genannt wird, ist freilich nicht das Todesjahr des Kaisers, sondern der Kaiserin.

Daß auch in Afrika, in den Kolonien Weiße gegen Weiße kämpfen und durch den U-Boot- und Kaperkrieg die Kämpfe sich bis Australien ausdehnen würden – dies und anderes ist richtig vorhergesehen, vor allem auch der für Deutschland schlimme Ausgang des Krieges, der den 1914 vorherrschenden Erwartungen durchaus nicht entsprach. Kurz: neben einigen Unstimmigkeiten und Unklarheiten, welche der Traum enthält, sind doch im großen und ganzen die kommenden Entwicklungen in ihren Gesamtkonturen, aber auch in verschiedenen Einzelheiten treffend zusammengeschaut.

Heute, ein volles Menschenalter später, wirkt vor allem der letzte Passus des Traumgesichts verblüffend, nämlich jene Vision, daß England in Indien und Ägypten den Todesstoß erhalten wird sowie daß Deutschland etwa dreißig Jahre zur Erholung brauche. Und dann steht vor allem jener Satz da, der heute so besonders aktuell wirkt: „Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft.“ Welcher nüchterne Verstand hätte das 1914 erkennen können!

So stellt sich diese Traumvision des Hauptmanns von Gillhausen als eine prophetische Vorschau eigener Art dar, welche bedeutsame Züge eines 1914 auch dem wachen Aug verborgenen, damals noch zukünftigen Zeitgeschehens in einem großartigen Rundblick knapp zusammenfaßt.

Träume wie die vorhergehenden, die sich als Vorschau eines

einzelnen von grundlegend wichtigen Ereignissen des Weltgeschehens darstellten, sind natürlich selten und daher um so eindrucksvoller. Daneben gibt es aber auch Träume mit einem Inhalt, der zwar der privaten Sphäre angehört, der zugleich aber einen Hinweis auf ein größeres und allgemeineres Geschehen gibt. Solche Träume, wie sie die folgenden Beispiele bringen, bieten sozusagen Mosaiksteinchen, aus deren Kenntnis man auf das größere Zeitbild, zu dem sie gehören, schließen kann. Auch sie verdienen Beachtung.

Eine Holländerin träumt von Seyß-Inquart

Ein bedeutender parapsychologischer Forscher der Gegenwart ist Dr. W. H. C. Tenhaeff von der Universität Utrecht. Er ließ 1948 mit dem Titel „Oorlogsvoorspellingen“ (Kriegspropheteizungen) ein Buch erscheinen, aus dem wir den folgenden Traum entnehmen. Er ist dort als „proscopische droom“, d. h. als vorschauender Traum bezeichnet. Sein Charakter als ein prophetischer Wahrtraum aus einer privaten Umwelt ist eindeutig, aber es spiegelt sich in ihm zugleich ein größeres politisches Geschehen.

Der Traum fällt in den Februar 1938, also in die Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, wo man wirklich nicht daran denken konnte, daß ein österreichischer Funktionär der Nationalsozialisten in Holland einmal Statthalter des Dritten Reichs würde. Das muß man sich vor Augen halten, wenn man den Traum in seiner prophetischen Bedeutung richtig verstehen will. Der von Dr. Tenhaeff berichtete Traum wurde nicht von ihm selbst, sondern von einem ihm bekannten Arzt niedergeschrieben, und zwar bald, nachdem er geträumt war, Jahre vor seiner Erfüllung. Perzipientin war die Gattin eines hochgestellten Holländers. Dr. Tenhaeff schreibt:

„Im Mai 1943 begegnete ich in Z. dem Nervenarzt A. H. W. B., der mir die merkwürdige Prophezeiung einer seiner Patientinnen mitteilte. Ich bat ihn, diesen Fall schriftlich niederzulegen, und am 10. Juni 1943 erfüllte er meine Bitte mit einem Brief, in dem er folgendes schrieb: ‚Wunschgemäß anbei der Traum, den eine meiner Patientinnen, die Gattin eines Mannes in gehobener Position in X, Ende Februar 1938 hatte. Es war zu der Zeit, da der Anschluß Österreichs an Großdeutschland stattfand, wobei Dr. Seyß-Inquart eine große Rolle spielte. Frau Alfa, die, soweit mir bekannt, keine

parapsychologischen Talente besitzt, träumte ausgangs Februar 1938:

»Heute nacht habe ich etwas derart Komisches geträumt – es ist einfach lächerlich. Aber dieser eklige Seyß-Inquart läßt mich nicht los. Ich träumte, Seyß-Inquart spiele anfangs eine große Rolle in Österreich (die er momentan auch spielt), aber er käme schließlich sogar hierher nach Holland, er käme hier zu großer Macht und bereite uns – (meinem Mann und mir) – schließlich große Schwierigkeiten.« –

Dieser Traum wurde von mir, schreibt der Nervenarzt, niedergeschrieben, jedoch von Frau Alfa im Laufe der Jahre gänzlich vergessen. – Der Verlauf der Geschichte war am Ende der, daß Dr. Seyß-Inquart im Jahre 1940 nach den Niederlanden kam, hier die Zivilverwaltung in die Hände nahm und im Jahre 1941 Herrn Alfa, den Ehegatten meiner Patientin, seines Amtes enthob.

Als ich nach diesen Ereignissen später Frau Alfa auf ihren früheren Traum verwies, stellte sich heraus, daß sie denselben ganz vergessen hatte.

Wie mir scheint, fährt der Arzt fort, ist dies ein sehr bemerkenswerter Fall – (und dazu gut dokumentiert) – eines »proscopischen Nachtgesichts«, das sich auf die Ereignisse bezieht, die mit dem Einmarsch der Deutschen in Holland eng zusammenhängen. Falls durch das Auftreten Seyß-Inquarts das Privatleben der Familie Alfa nicht betroffen worden wäre, hätte Frau Alfa wahrscheinlich nichts betreffs ihrer Person geträumt.«

Diesem Bericht des Nervenarztes fügt Dr. Tenhaeff bei: „Name und Wohnort dieser ehemaligen Patientin meines Berichterstatters sind mir bekannt. Aus begreiflichen Gründen habe ich sie selbst Frau Alfa und ihren Wohnsitz X genannt.“

Man fühlt sich leicht versucht, Träume mit prophetischem Gehalt durch Telepathie erklären zu wollen. Das hätte aber in diesem Falle zur Voraussetzung, daß Seyß-Inquart schon im Februar 1938 gewußt habe, daß ein Krieg komme, daß Holland von Deutschland besetzt und er dort selbst Statthalter werde. Man müßte also Seyß-Inquart selbst ein ungewöhnliches prophetisches Wissen zuschreiben! Außerdem wäre es völlig unerfindlich, wie Frau Alfa mit dem ihr persönlich unbekanntem Seyß-Inquart hätte in telepathischen Kontakt kommen sollen.

Darum läuft es auch hier wieder darauf hinaus, daß man eine echte prophetische Vorschau annehmen muß. Dabei stand das politische Geschehen nur im Hintergrund, und der Referent dürfte mit

der wiedergegebenen Meinung recht haben, daß die Perzipientin ihren Traum von Seyß-Inquart nur darum überhaupt hatte, weil er in ihr und ihres Mannes Schicksal eingreifen sollte. Damit ist die prophetische Vorschau als solche natürlich nicht erklärt.

*Amerikanischer Einzug in Heidelberg
Ein prophetischer Wahrtraum*

Auch im folgenden Fall wird im Traum eine Zukunftsschau, ein Ausschnitt aus dem Zeitgeschehen, erlebt. Aber was im Traum gesehen wird, hat nicht nur für den träumenden Menschen selbst Bedeutung. Vielmehr läßt sich darin eine allgemeine Zeitsituation erkennen, die erst einige Jahre später unbezweifelbare Wirklichkeit werden sollte.

Während des zweiten Weltkriegs traf ich (Dr. Moufang) in Heidelberg, meiner Geburtsstadt, öfters ein Fräulein Susanne Weber, die am Universitätsplatz wohnte und in langen Jahrzehnten vielen Studenten als Sprachlehrerin bekannt geworden ist. Sie war eine ausgezeichnete Molière-Kennerin und hatte über ihr Lieblingsthema nur darum in Paris nicht doktriniert, weil ihr durch eine Verkettung von unglücklichen Umständen bei Kriegsausbruch 1914 in Paris ihre ganzen Materialien und Niederschriften abhanden gekommen waren.

Ich selbst lernte sie im November 1918 in Heidelberg kennen, wo sie in einem Lazarett als Hilfsschwester arbeitete. Ich war damals mit einer Verwundung, die ich erlitten hatte, vom Nymphenburger Lazarett nach Heidelberg verlegt worden und befand mich in ambulanter Behandlung. Fräulein Weber oder Schwester Susanne, wie sie damals genannt wurde, betreute die Heißluft-Abteilung im Stadthallen-Lazarett, das ich gemäß ärztlicher Verordnung regelmäßig aufsuchte, um meinen verletzten rechten Oberarm behandeln zu lassen. Mit dieser klugen und erfahrenen Frau ergaben sich bei der Behandlung vielerlei anregende Gespräche.

Ich erwähne all das nur, um zu sagen, daß die Rezipientin, deren Traum ich sogleich berichten werde, mir in jeder Hinsicht, insbesondere auch bezüglich ihres zuverlässigen und ehrlichen Charakters und ihrer tiefreligiösen Haltung, jahrzehntelang gut bekannt war.

Es war während des zweiten Weltkriegs, etwa zur Zeit der Tragödie von Stalingrad, da traf ich wieder einmal Fräulein Weber

in der Stadt. Sie tat etwas geheimnisvoll, zog mich in einen Hausflur und sagte, sie müsse mir „etwas Gefährliches“ mitteilen: sie habe „hochverräterisch“ geträumt.

Wer zu jener Zeit in Deutschland gelebt hat, weiß, wie sehr die offizielle Propaganda dauernd Stimmung zu machen suchte, und daß geistig unabhängige Menschen, welche sich ihr eigenes Urteil bewahrt hatten, nicht allzu häufig waren. Ein Zweifel am Recht und Sieg Deutschlands konnte, wenn er auch nur angedeutet wurde, glatt den Kopf kosten.

Fräulein Weber erzählte mir nun – mit aller unter den damaligen Umständen gebotenen Vorsicht – folgenden Traum, den sie nachts zuvor gehabt hatte, und wollte meine Meinung darüber hören.

„Im Traume war es mir, als ginge ich vom Universitätsplatz an der Peterskirche vorbei über die Anlage in Richtung zum Hauptbahnhof. Auf einmal hörte ich Militärmusik und wunderte mich im Traume, was das wohl zu bedeuten habe, da man doch schon länger – außer im Radio – keine solche Musik mehr hören kann. Es schien mir aber, eine Musikkapelle komme mit klingendem Spiel vom Bahnhof her. Beim Näherkommen bemerkte ich – ebenso andere Menschen, die gleich mir aufmerksam geworden waren – daß es ganz andere Weisen als die bei uns gewohnten waren, die ans Ohr klangen. Und nun sah ich auch schon die heranmarschierende Truppe.

Da durchzuckte es mich auf einmal, denn ich erkannte, daß das ja keine deutschen Soldaten seien. Die Fahne, der sie folgten, war das Sternenbanner, und alles flüsterte einander zu: ‚Das sind ja die Amerikaner!‘ In diesem Augenblick erwachte ich aus diesem lebhaften Traum und fragte mich betroffen beim Erwachen, was das wohl zu bedeuten habe.“

So weit der Traumbericht. Die Perzipientin fragte mich damals in jenem Hausflur um meine Meinung, und ich erwiderte ihr sofort, daß ich ihren Traum für einen Wahrtraum halte. Sicher werde Heidelberg eines Tages von den Amerikanern besetzt. Auf meine Frage sagte mir Fräulein Weber, sie habe im Traum keine zerstörten Häuser gesehen. Auch diesen Umstand erklärte ich für wesentlich.

Das benachbarte Mannheim hatte damals schon viele Fliegerangriffe erlebt, und in den meisten Fällen war der Anflug von Osten her, d. h. über Heidelberg hinweg, erfolgt. Auf Heidelberg war indes nie ein Bombenangriff gemacht worden; nur einzelne Bomben waren von Fliegern, die zum Niedergehen gezwungen

waren – offenbar um der Gefahr einer Explosion bei der Notlandung zu entgehen – über Heidelberg abgeworfen worden. Entgegen den offiziellen Parolen glaubten viele, die Gegner wollten Heidelberg schonen, da es im Falle ihres Sieges für besondere Aufgaben vorgesehen sei und daher unzerstört bleiben solle.

Was trat nun wirklich ein? Abgesehen von verhältnismäßig geringen Schäden – in der Hauptsache in den letzten Kriegstagen – blieb Heidelberg von kriegerischen Einwirkungen fast ganz verschont. Und am Karfreitag 1945 ging der prophetische Wahrtraum Fräulein Webers in Erfüllung: an diesem Tage rückten die Amerikaner auf beiden Seiten des Neckars in die alte Stadt ein. Allerdings geschah dies nicht, wie es der Traum gezeigt hatte, mit klingendem Spiel, sondern mit Spähwagen und Panzern. Aber sie kamen als Sieger, und sie zogen in eine im wesentlichen unzerstörte Stadt ein. Der Kerngehalt des Traums wurde also vollste Wahrheit.

Man mag vielleicht einwenden, es könne sich hier um einen reinen Wunschtraum handeln, der „zufällig“ sich erfüllt habe. Doch dieser Einwand gegen den vorschauenden Charakter des Traums scheint nicht ganz stichhaltig zu sein. Gewiß zweifelten auch in Deutschland während des Kriegs weitschauende und nüchterne Beurteiler an einem für ihr Vaterland guten Ausgang des Ringens. Aber es dürfte doch nicht so leicht jemand gegeben haben, der gerade einen Einzug der Amerikaner in Heidelberg, einen Einzug der siegreichen Amerikaner in eine geschonte und unzerstörte alte Universitätsstadt wie diese, für wahrscheinlich gehalten hätte.

Von Fräulein Weber, der Träumenden selbst, ist dies schon gar nicht anzunehmen. Sie hielt ihren Traum keineswegs für einen Wunschtraum und war von seinem Inhalt selbst tief betroffen und überrascht. Da die wesentlichen Punkte des Traums sich als zutreffend erwiesen haben, darf er doch wohl mit Recht als ein Zukunft kündender Wahrtraum betrachtet werden.

Wie Dr. Moufang selbst bedauert, hat er damals, in der Unrast der Zeit, als ihm der Traum erzählt wurde, seine sofortige Niederschrift versäumt. So fixierte er den Traum erst nach dem Kriege.

Leider hat auch die Perzipientin in ihrem Heimatort, wohin sie nach dem Kriege zurückkehrte, schon vor einer Reihe von Jahren das Zeitliche gesegnet, so daß sie die Richtigkeit der oben wiedergegebenen Niederschrift nicht mehr bezeugen kann. Doch Dr. Moufang verbürgt sich dafür, daß er den Traum in allen wesentlichen Punkten getreu und richtig wiedergegeben hat.

Wahrtraum von der Zerstörung Dresdens

Auch dieser Traum erfaßt einen Ausschnitt aus dem Zeitgeschehen. Aber man wird in diesem Fall wirklich nicht den Einwand machen können, daß es sich dabei um einen Wunschtraum handle. Zwischen Traum und Erfüllung liegen rund sechs Jahre.

Der Traum wurde dem Autor Dr. Moufang von einer ihm als besonders kritisch bekannten Dame, Frau Charlotte T.-H., mitgeteilt, die im Film- und Verlagswesen beruflich tätig ist und okkulten Dingen recht skeptisch gegenübersteht. Sie hatte ihre Traumvision lange Jahre vor der Zerstörung Dresdens und hat ihn schon bald, nachdem sie ihn geträumt hatte, verschiedenen Bekannten erzählt, ohne daß er aufgeschrieben wurde. Der hier folgende Bericht, den sie Dr. Moufang erst nach dem Wahrwerden des Traums gab, verdient volle Glaubwürdigkeit. Durch seine Lebendigkeit hat sich der Traum der Rezipientin unauslöschlich eingeprägt. Sie schreibt:

„Im ersten Kriegsjahr, im Winter 1939/40, träumte ich in Dresden im Hause meiner Eltern, daß ich durch die Nürnberger Straße, unsere Straße in Dresden, gehe, die ganz hell vom Mond beleuchtet war. Zuerst war ich sehr beruhigt durch den Mondschein. Zugleich erschienen mir die Häuser besonders hoch, höher, als sie in Wirklichkeit waren. Aber plötzlich überkam mich im Traum das Gefühl, diese Stille sei unheimlich. Darauf fing ich an, schneller und immer schneller zu laufen.

Schließlich rannte ich so, daß ich das Klappern meiner eigenen Schuhe hörte, und fragte mich, was mich eigentlich so beängstige. Dann sah ich auf einmal an den Häusern hoch und bemerkte mit Schrecken, daß es nur leere Fassaden waren.

Erwachend dachte ich an das Wort von Schiller: ‚In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen.‘ Dabei bezog ich mein eindrucksvolles Traumerleben gar nicht auf Dresden, zumal ja kein Mensch damals an einen Bombenangriff und die dadurch hervorgerufene Aushöhlung der Häuser denken konnte.

Ich erzählte den Traum, da er mich schwer beeindruckt hatte, sofort meinen Angehörigen.“

Man darf wohl sagen, daß es im ersten Kriegsjahr, zur Zeit des Traums, keinen Menschen gegeben hat, der die Schrecken des Bombenkriegs oder die grauenvolle Zerstörung ganzer Städte vorhergesehen hätte. Und was die Stadt Dresden selbst betrifft, deren trauriges Schicksal sich erst im letzten Kriegsjahr erfüllen sollte,

so glaubten selbst mitten im Kriege wahrscheinlich mehr Menschen an ihre Erhaltung als an ihre Zerstörung. Jedenfalls hatte die Träumerin nicht den entferntesten Gedanken daran, ihrer Vaterstadt könne etwas so Schlimmes widerfahren.

Der Traum hält sich in seiner Vorschau mehr im allgemeinen und gibt kein Bild von den konkreten Schreckensbildern, wie sie bei der Vernichtung der Stadt später von ihren Bewohnern erlebt wurden. Ja, die Perzipientin sagt selbst, daß sie ihren Traum gar nicht auf Dresden bezog, obwohl sie die leeren Fassaden der ihr wohlvertrauten Nürnberger Straße in Dresden sah. Gerade dieser Umstand zeigt aber, wie unvorstellbar damals eine Zerstörung dieser Stadt für einen normalen Menschen erschien, so daß die fünf Jahre später eingetretene schauerliche Verwirklichung des Traumbilds um so eindruckvoller wirkt. So kündigt sich auch in diesem Traum in mysteriöser Weise ein Ausschnitt künftigen Zeitgeschehens an, der nicht nur die Träumende selbst angeht und der vom nüchternen Verstand kaum vorherzusehen war.

Wie verschiedene der angeführten Beispiele zeigen, weiß der Träumende oft nach dem Erwachen selbst nicht, ob sein Traum ein Wahrtraum gewesen ist, d. h. ob sich das Geträumte auch verwirklichen und erfüllen wird. Ebenso läßt sich nach einem Traumerleben auch keineswegs immer sofort zuverlässig angeben, ob ein gegenwärtiges oder zukünftiges Geschehen geträumt wurde, ob räumliches oder zeitliches Hellsehen im Traum stattgefunden hat, ob also der Traum telepathischer oder prophetischer Natur ist. Dabei spielt es auch keine Rolle, ob sich der Traum ganz oder teilweise einer symbolischen Einkleidung bedient oder eine – gegenwärtige oder künftige – Situation klar und deutlich vor das innere Auge rückt. Erst später eingetretene Bestätigungen machen es oft unzweifelhaft, daß es sich um einen echten Wahrtraum gehandelt hat, daß also etwas dem wachen Bewußtsein Unbekanntes – sei es räumlich und zeitlich nahe oder fern – im Traum geschaut wurde.

Manche Menschen – insbesondere solche, denen öfter Wahrträume zuteil werden – behaupten jedoch, ein absolutes Gefühl dafür zu haben, ob ihr Nachtgesicht ein Wahrtraum war oder nicht. Auch bei verschiedenen unserer Beispiele kam es ja wiederholt vor, daß Träumer versicherten – selbst wenn es sich nur um einen einmaligen Fall handelte – ihr Traum habe sich durch seine Intensität und Ein-

druckkraft von allen alltäglichen Träumen völlig unterschieden und sich aus ihnen herausgehoben. Vielfach drängt sich also sogar dem Unerfahrenen das zwingende Gefühl auf, sein Traum sei etwas Besonderes, sei ein Wahrtraum. Das wird natürlich um so auffälliger und überzeugender, wenn sich ein Traum mehrfach gleichartig wiederholt, wie dies bei einigen der wiedergegebenen prophetischen und schicksalkündenden Träumen der Fall ist.

Dasjenige, was das Verständnis zukunfthaltiger Träume immer wieder belastet und erschwert, ist der Zeitbegriff. Gewiß wurde schon wiederholt ausgesprochen, daß Raum und Zeit im Traum eine andere Rolle spielen als im Wachzustand. Man vermag im Traum gleichzeitig oder kurz nacheinander hier und dort, also an verschiedenen Orten und Schauplätzen, zu sein; man vermag im Traum ebenso ungehindert gleichzeitig in der Vergangenheit und in der Zukunft zu weilen wie in der Gegenwart.

Während unser wachbewußtes Ich überzeugt ist, sich im Raume und in der Zeit zu bewegen, kann beim Traume der Eindruck einer Umstülpung entstehen: daß sich Raum und Zeit in uns befinden und daß wir daher träumend die Raum- und die Zeitsphäre beliebig ausdehnen oder zusammenziehen können. Es besteht also insbesondere ein Zeitproblem im Traume, das immer wieder Kopfzerbrechen macht und kaum lösbar erscheint. Nicht nur das philosophische Denken muß sich mit dem Zeitproblem beschäftigen. Und nicht nur für den Traum ergibt sich ein Problem. Auch die moderne Naturwissenschaft hat angefangen, sich mit dem Zeitproblem zu befassen, doch ist dies nicht der Ort, um im einzelnen darauf einzugehen.

Ein Experiment mit der Zeit

Ein Buch soll hier aber andeutungsweise Erwähnung finden, das den verheißungsvollen Titel „An Experiment with Time“ (Ein Experiment mit der Zeit) trägt. Es erschien 1927 erstmals in England, erregte damals beträchtliches Aufsehen und hat seither mehrere Auflagen erzielt. Der Autor, J. W. Dunne, wurde durch eigene prophetische Träume zu seinem Buch angeregt und suchte in ihm den Begriff der Zeit zu klären.

Dunne ist ein nüchterner Mann der Lebenspraxis. Den Burenkrieg hatte er als Soldat mitgemacht. Er war Ingenieur, Physiker, Experte für Luftfahrt und Mitglied der britischen aeronautischen Gesell-

schaft. In den Jahren 1906/07 konstruierte er das erste britische Armeeflugzeug, und wenn man einen Menschen als praktisch und realistisch bezeichnen kann, so sicher ihn. Als Kind des neunzehnten Jahrhunderts und seiner Philosophie – er bekannte sich als Anhänger des Utilitaristen und Agnostikers Herbert Spencer – hielt er kaum etwas von Dingen wie Telepathie, Hellsehen oder Medialität. All das galt ihm als Unsinn. Er erkannte auch die Existenz der Seele nicht an, wobei er sich auf Herbert Spencers Dogma berief, daß die Vorstellung von einer Seele nur von primitiven Menschen aus ihrem Traumleben gefolgert werde.

In seinem Buch versucht Dunne eine Theorie von der Zeit aufzustellen, welche vorausschauende oder prophetische Träume durch eine neue Auffassung von Zeit und Raum auf Grund von Naturgesetzen erklären soll. 1927 waren die klassischen Theorien über das Wesen der Zeit jedenfalls etwas ins Wanken geraten und boten somit für einen Menschen mit wissenschaftlichen Neigungen den Anreiz zu einer neuen Hypothese. Das war Dunnes Fall. Hatte doch z. B. damals schon der englische Physiker Arthur Eddington in seinem Buch „Raum, Zeit und Gravitation“ geschrieben: „Die Geschehnisse ereignen sich nicht; sie sind da, und wir begegnen ihnen beim Vorübergehen.“

Für die meisten Leser werden die ersten hundert Seiten seines Buchs, auf denen Dunne selbsterlebte prophetische und Hellsehträume erzählt, lesbarer und verständlicher sein als die Hypothese, die er dann daraus entwickelt. Die ersten Fälle, die er beschreibt, brauchen hier nicht nacherzählt zu werden, denn sie ähneln allzu sehr den im vorliegenden Buch berichteten und bringen im Vergleich damit kaum etwas Neues. Doch ein Traum ist es wert, daß er hier wiedergegeben wird, und zwar deshalb, weil in ihm die furchtbarste Naturkatastrophe der modernen Zeit, die Explosion des Vulkans Mont Pelé auf der Insel St. Pierre in Französisch-Westindien am 8. Mai 1902, vorausgesehen wurde. Dunne beschreibt seinen Traum also:

„Im Frühjahr 1902 kampierte ich mit der Sechsten Berittenen Infanteriebrigade im Oranje-Freistaat. Wir hatten gerade den Treck hinter uns, und Post und Zeitungen trafen nur selten ein.

Da hatte ich eines Nachts einen ungewöhnlich lebhaften und recht unangenehmen Traum. Ich stand auf einer Bodenerhebung – irgendwo am oberen Abhang des Ausläufers eines Hügels oder Bergs. Der Boden war von einer merkwürdigen, weißen Beschaffenheit. Hie

und da durchzogen ihn kleine Spalten, aus denen Dampf Wolken emporquollen. Ich erkannte in dem Ort eine Insel, von welcher ich schon früher geträumt hatte – eine Insel, die durch einen Vulkan schwer bedroht war. Als ich den Dampf aus dem Boden steigen sah, keuchte ich: „Es ist die Insel! Gott im Himmel, das ganze Ding wird in die Luft fliegen!“ Denn ich erinnerte mich daran, daß ich vom Ausbruch des Krakatau gelesen hatte. Dort hatte sich das Meer durch einen unterseeischen Spalt einen Weg in das Herz des Vulkans gebahnt, war verdampft und hatte den ganzen Vulkan in Stücke gerissen.“

Dunne fühlte, daß er versuchen müsse, die viertausend Einwohner der Insel zu retten – irgendwie wußte er im Traum diese Zahl. Er mußte veranlassen, daß sie von der Insel abtransportiert würden. Kaum gedacht, befand er sich auf einer Nachbarinsel und versuchte dort den französischen Beamten die Gefahr klarzumachen. Doch vergebens. Dunne schrie auf den Gouverneur ein, der sich auf dem Weg zu einer Abendgesellschaft befand und völlig desinteressiert war, und klammerte sich an die Pferde vor dem Wagen des Gouverneurs. – Da erwachte er und merkte, daß das quälende Erlebnis nur ein Traum gewesen war.

Als der nächste Stoß Zeitungen im Lager eintraf, öffnete Dunne den „Daily Telegraph“ und las:

„Vulkankatastrophe auf Martinique! Stadt vom Erdboden verschwunden! Wahrscheinlich mehr als vierzigtausend Tote!“

Es ist kaum notwendig, auf die mehrfachen Parallelen hinzuweisen zwischen dem Traum des jungen britischen Offiziers in einem Feldlager in Südafrika und der ungeheuren Katastrophe am 8. Mai 1902, wobei die Stadt St. Pierre in einem Augenblick durch ein Feuermeer mit allen Einwohnern vernichtet wurde, als der Mont Pelé auseinanderbarst.

Eine bestimmte Einzelheit in dem Traumbericht darf vom Leser nicht übersehen werden. Dunne gewahrte, wie er schreibt, daß der Boden von einer „merkwürdigen weißen Beschaffenheit war“. Tatsächlich war das ganze Gebiet schon einige Tage vor dem Vulkanausbruch mit weißer Asche bedeckt.

Seltsamerweise gibt Dunne das Datum der Nacht nicht an, in welcher er seinen Traum hatte. Vielleicht fehlt die Angabe nur deswegen, weil Träume mit einem so auffallend lebhaften Charakter für ihn nichts Ungewöhnliches waren. Daher wissen wir nicht, wieviel Tage zwischen Traum und Erfüllung lagen.

Dann besteht noch eine Unklarheit, die der Leser wohl schon bemerkt hat: Die Zeitung gab die Zahl der Opfer mit vierzigtausend an – spätere Schätzungen reduzierten die Zahl auf dreißigtausend – Dunne jedoch hatte die Zahl viertausend geträumt. Doch seltsam – als Dunne die Zeitung las, hatte er die geträumte Zahl „Viertausend“ noch so stark im Sinn, daß er diese Zahl auch in der Zeitung zu lesen vermeinte. Erst als er, dreizehn Jahre später, dieses Ereignis wieder nachprüfte, entdeckte er den Unterschied. Alles übrige jedoch stimmte.

Dieser Traum steht hier nur als Beispiel. In Dunnes Buch finden sich auch Träume, die er in späteren Jahren hatte und die er aus einer Anzahl ähnlicher Erlebnisse aussuchte, da er nach jedem Traum jeweils für sich selbst kurze Notizen gemacht hatte. Seine Kritiker bedauerten, daß er nicht soweit gedacht hatte, diese Träume ausführlich niederzuschreiben, zu datieren und irgendeiner verantwortlichen Autorität zur Kontrolle zu schicken, bevor sie in Erfüllung gehen konnten. Doch lag Dunne offensichtlich mehr an seiner Theorie von der Zeit, zu der ihn seine Träume anregten, als an diesen selbst.

Dunne ist auf Grund seiner Erfahrungen der Auffassung, daß gewöhnliche Träume häufig eine Voraussage der unmittelbaren Zukunft darstellen. Er gibt aber freilich zu, daß sich die Vergangenheit oft mit der Zukunft mischt. Jedenfalls glaubt er, daß das, was er erlebte, keiner medialen oder besonderen Begabung zuzuschreiben sei, sondern daß diese Fähigkeit, so zu träumen wie er, jeder normale Mensch besitze.

Weiterhin hebt er hervor, daß die meisten Menschen beim Erwachen ihre Träume vergessen und daher deren Erfüllung nicht gewahr werden. Deswegen schlägt er seinen Lesern vor, sorgfältige Aufzeichnungen ihrer Träume zu machen, und zwar unmittelbar nach dem Erwachen. Diese Aufzeichnungen sollen dann mit allem, was sich an den folgenden Tagen ereignet, verglichen werden.

Dieser dankenswerte Vorschlag veranlaßte viele Menschen, an ihrem Bett Papier und Bleistift bereit zu halten und ihre Träume aufzuschreiben, also das zu tun, was z. B. Hugh Lynn Cayce, von dessen vorausschauendem Erlebnis im vorigen Kapitel berichtet wurde, Jahre hindurch in aller Ausführlichkeit tat.

Zwei Gruppenexperimente, die von Mitgliedern der S. P. R. und von Studenten der Universität Oxford auf Dunnes Anregung hin gemacht wurden, führten zu keinem Ergebnis, das Dunnes Auffas-

sung besonders stützen könnte. Er hat in einer Neuauflage seines Buchs selbst darüber berichtet. Es ließ sich nicht nachweisen, daß die meisten Menschen in der von ihm angenommenen Art und Weise dauernd und vorwiegend von der Zukunft träumen, daß sie fast ständig kleine Einzelheiten ihrer allernächsten Zukunft – etwa in der Art der an anderer Stelle gebrachten kleinen Berichte von Dickens und von Kipling – im Traume vorweg erleben. Dunne selbst glaubt jedoch, dieses negative Ergebnis habe seinen Grund in unzureichenden Untersuchungsbedingungen. Auf jeden Fall bleibt es aber sein Verdienst, die Beschäftigung mit dem Traumproblem in einer unbelasteten und frischen Art angeregt zu haben.

Dunnes Hypothese oder Theorie von der Zeit ist in weitschweifige Ausführungen eingepackt. Ihr Kern aber, um das abschließend klarzustellen, ist nichts anderes als die Behauptung, daß Träume Vorwegnahmen zukünftiger mentaler Erlebnisse sind. „An keinem Traum ist als Traum etwas Ungewöhnliches“, sagte Dunne, „die Träume sind nur zeitlich verschoben“. Zeit, so meint er, sei nur eine Illusion; alles Geschehen sei statisch.

„Es ist so“, fährt Dunne fort, „als lebten wir inmitten eines Satzes chinesischer Kästchen. Wir können von der Zukunft nicht mehr sehen, als wir Wände der anderen Kästen sehen. Und doch sind alle gleichzeitig vorhanden. Nur sind wir uns ihrer nicht bewußt, wenn wir nicht über die Wand des Kastens klettern, in dem wir uns gerade befinden. Doch wenn wir von einem Kasten zu dem nächsten klettern, scheint dies eine Art von Zeit in sich einzuschließen.“

Das Zeitproblem ist, wie man daraus unschwer erkennen kann, auch von Dunne nicht gelöst worden, auch wenn er eine anregende Hypothese aufgestellt hat. Andere Forscher werden kommen und sich mit denselben Problemen beschäftigen, wie sie durch die nicht abzuleugnende Tatsächlichkeit zeitüberwindender, prophetischer, vorschauender Träume aufgeworfen werden. Und vielleicht werden sie zu positiveren Ergebnissen gelangen und wieder einen Zipfel von dem Schleier heben, unter dem das Mysterium der Träume für uns verborgen liegt.

TRAUM VERBINDET SICH MIT TRAUM

Zu den Eigentümlichkeiten des Traums gehört, wie schon wiederholt hervorgehoben wurde, seine Unabhängigkeit von Raum und Zeit. Sicherlich ist das ein außerordentlich wichtiges Charakteristikum des Traums, doch ist es nicht das einzige. Von einem Merkmal wurde bisher nicht gesprochen, das ganz selbstverständlich zu sein scheint: jeder Traum, den wir träumen, ist unser eigenstes, nur uns selbst gehörendes Erlebnis. Einerlei, ob ein Traum symbolisch oder wörtlich zu verstehen ist, ob er telepathischen oder prophetischen Charakter trägt, ob sich in ihm Bedeutsames oder Unwichtiges beigt – stets ist der Traum ganz und gar individuell. Niemand anders träumt einen Traum als ein bestimmter Mensch. Wer träumt, ist isoliert; jeder träumt nur für sich. Dies hat schon im Altertum Plutarch als Erkenntnis Heraklits zitiert, und Kant hat es bestätigt und übernommen.

Während unser wachbewußtes Leben stets einen lebendigen Austausch mit anderen Menschen darstellt und eine Fülle von Gemeinsamkeiten des Denkens, Fühlens und Wollens enthält, gemeinsame Gespräche und Taten, gemeinsame Freuden und Leiden, vollzieht sich der Traum in der Vereinzelung, in der Absonderung des Träumenden. Eines jeden Menschen Traumwelt ist seine eigene Traumwelt. Und wenn auf unserer privaten Traumbühne andere Menschen auftreten, so wissen diese nichts davon; denn unsere Traumgestalten sind von uns selbst produziert.

Allein von dieser Gesetzmäßigkeit, von dieser Regel der Isoliertheit im Traum gibt es bemerkenswerte Ausnahmen, die uns wieder einmal zeigen können, wieviel Geheimnisse und Seltsamkeiten das

weite Gebiet der Träume birgt. Denn es gibt den – wenn auch seltenen – Fall, daß zwei Menschen gleichzeitig dasselbe träumen. Und es kommt auch vor, daß Träume verschiedener Menschen sich in merkwürdiger Weise miteinander verbinden. Von solchen Beispielen soll hier die Rede sein.

*Zwei Menschen träumen dasselbe**Doppel- und Parallelträume*

Das Phänomen des Doppeltraums ist schon immer gelegentlich beobachtet worden, die wissenschaftliche Traumforschung hat es aber bisher nur am Rande verzeichnet.

So berichtet z. B. Ferdinand Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, wie vor jetzt sechzehnhundert Jahren in einer Augustnacht des Jahres 352 sowohl Bischof Liberius in Rom wie der Patrizier Johannes einunddenselben Traum geträumt hätten. Es sei ihnen nämlich die Jungfrau Maria im Traum erschienen und habe sie aufgefordert, eine Basilika zu bauen. Und zwar sollte das an der Stelle geschehen, an der sich am folgenden Morgen Schnee finden würde.

Schnee im August und dazu in Rom dürfte gewiß als wunderbar und ganz ungewöhnlich gelten. Aber das Unerwartete trat ein. Denn am nächsten Morgen lag, so berichtet die Überlieferung, auf einem der sieben Hügel Roms, nämlich dem Esquilin, in der Tat frischer Schnee. Und so wurde denn an dieser Stelle eine der Hauptbasiliken Roms erbaut, die Kirche Santa Maria Maggiore. – Auch wenn man diese Geschichte nur als legendären Bericht ansehen will, so kennzeichnet sie doch sehr gut den Typus von Träumen, in denen unabhängig voneinander zwei Menschen gleichzeitig dasselbe träumen.

Einige Beispiele aus neuerer Zeit, die zum Teil gut beglaubigt sind, können diese regelwidrigen Träume noch weiter erläutern.

Das Gartenfest

Nachfolgender Traum, der im August 1887 der S. P. R. eingesandt wurde, ist nicht gewichtig, aber wahr. Wie in den meisten

Fällen baten die Beteiligten, ihre Namen und Adressen nicht zu nennen, doch sind diese in den Akten der S. P. R. verzeichnet. Darum werden die beiden Perzipienten hier nur als „Herr und Frau H.“ angeführt. Beide Eheleute haben den von Frau H. aufgezeichneten Bericht unterschrieben.

Eines Nachts träumte Frau H., daß sie zusammen mit ihrem Mann und einem Bekannten, Herrn J., spazierengehe. Dabei sah sie an den Bäumen Mitteilungen des Inhalts angeschlagen, daß Lady R. anlässlich eines Jubiläums der Königin Viktoria am 24. Juni ein Gartenfest gebe. Herr H. bemerkte zu seiner Frau, er hoffe, sie werde dort nicht hingehen, denn es sei sehr schwierig, zur Stadt zurückzukommen. „Oh, das werde ich schon für Sie arrangieren!“ sagte der Bekannte. Während er sprach, schlug er mit seinem Spazierstock auf das harte Gras. In diesem Augenblick fuhr eine Kutsche vor, und Frau H. erwachte aus diesem Traum.

Im nämlichen Augenblick wurde auch ihr Mann wach und sagte: „Ich habe einen so lebendigen Traum gehabt. Mir träumte, wir gingen im Richmond-Park spazieren. Dabei hörte ich, Lady R. wolle ein Fest veranstalten. Wir waren dazu eingeladen, und ich wußte nicht, wie wir wieder nach Hause kommen sollten; denn das Fest sollte um zehn Uhr beginnen, und der letzte Zug geht schon um elf Uhr. Da sagte mein Freund J., der dabei war: ‚Oh, das werde ich schon für Sie arrangieren!‘“

So unbedeutend dieser Traum seinem Inhalte nach ist, so kann er doch als ein gutes Beispiel für Parallelträume gelten. In dem Traumbericht der beiden Ehegatten ist nicht gesagt, ob Lady R. auch in Wirklichkeit ein Gartenfest gab. In diesem Falle läge zugleich auch ein Hellsehen der beiden Ehegatten vor, doch ist das für unseren Zusammenhang nicht wichtig.

Die inhaltliche Übereinstimmung der beiden Träume ähnelt der Gedankenverbindung, wie man sie zwischen Menschen, die aufeinander abgestimmt sind, im Wachzustand öfter beobachten kann. Ziemlich häufig kommt wohl der einfache Fall vor, daß einer von zwei Freunden oder Ehegatten etwas ausspricht, und der andere dann sagt: „Genau dasselbe habe ich eben gedacht“, oder: „Das wollte ich eben auch gerade sagen“. Ein solcher Kontakt läßt sich natürlich durch Telepathie erklären. Und eine derartige Übertragung von Gedanken, Vorstellungen, Erlebnissen ist offenbar auch unter Schlafenden und Träumenden möglich. Gleichwohl überraschen solche Fälle immer wieder.

Der Choleratod

Der Dichter Friedrich Hebbel hielt sehr viel von Träumen. Er hat nicht nur selbst eine Menge seiner Träume aufgezeichnet, sondern auch seine Bekannten zum Notieren ihrer Träume veranlaßt. In seinen Werken hat Hebbel mehrfach echte Träume verwendet. Dichten galt ihm als eine Art zu träumen.

Aus der Cholerazeit vom Herbst 1836 notierte er einen Doppeltraum folgenden Inhalts: Ein Münchner Bierbrauer träumte, wie einer der Heiligen Drei Könige zu ihm komme und ihn mit einem Speer niedersteche. Gleichzeitig träumte in derselben Nacht eine Nachbarnfrau ebenfalls, daß der Brauer durch einen der Heiligen Drei Könige niedergestochen werde.

Anderntags erzählte der Brauer den ihm widerfahrenen Traum seiner Tochter, und diese erfuhr auch den ganz gleich lautenden Traum der Nachbarin.

Die Träume erwiesen sich nicht nur als symbolisch, sondern auch als prophetisch. Denn der Bierbrauer wurde drei Tage später von der Cholera dahingerafft. Die Zahl drei im Traume (Drei Könige) sollte wohl auf die drei Tage hinweisen.

Auf den ersten Blick hin ist dieser Traum verblüffend. Aber auch in diesem Fall läßt sich wohl ohne große Mühe eine telepathische Übertragung annehmen, d. h. es läßt sich vorstellen, daß der Brauer seinen eigenen Traum auf das Unterbewußtsein der Nachbarnfrau übertragen hat. Ebenso ist es durchaus nicht abwegig, wenn man annimmt, daß das Unterbewußtsein des Brauers die ihm verbleibende Lebensfrist selbst auf drei Tage geschätzt habe. Die symbolische Einkleidung des Traums ist an sich nichts Ungewöhnliches.

Auch wenn man diesen Versuch, das Zustandekommen des Traums zu enträtseln, ablehnt, bleibt der Doppeltraum als solcher immer noch bemerkenswert.

Schnee und Wölfe

Von einem recht merkwürdigen Doppeltraum berichteten im Jahre 1908 die „Sciences psychiques“ aus Italien. In diesem Beispiel sind es Geschwister, welche denselben Traum hatten.

Im Städtchen Castel di Sangro, das tief verschneit in den Abruzzen liegt, ereignete sich eine Geschichte, welche die örtlichen Behörden

und die gesamte Bevölkerung in Aufregung versetzte. Pascal Cocozza, ein braver Mann, Feldhüter im Dienst des Barons Corrado, sah danach in der Nacht des 3. März 1905 im Traume seinen schon vor zehn Jahren verstorbenen Vater, der ihm und seinen Brüdern Vorwürfe machte, sie hätten ihn vergessen und erlaubt, daß seine armen Gebeine – von den Totengräbern ausgegraben und hinter den Turm des Kirchhofs in den Schnee geworfen – eine Beute der Wölfe würden.

Cocozza erzählte den Traum am Morgen seiner Schwester. Zu seiner größten Überraschung erklärte ihm diese, daß sie genau den gleichen Traum gehabt habe.

Nun machte sich der Feldhüter auf den Weg zu dem auf einer Anhöhe vor dem Städtchen liegenden Friedhof. Dort fand er hinter dem Turm menschliche Gebeine im Schnee liegen und erkannte auch deutlich die Fährte von Wölfen. Cocozza berichtete die Sache dem Bürgermeister, und die Totengräber wurden festgenommen.

Zu ihrer Entschuldigung sagten diese: Da die für eine Übertragung der Gräberreste vorgeschriebene Zeit von zehn Jahren abgelaufen sei, hätten sie damit begonnen, die ausgegrabenen Gebeine in das Beinhaus zu tragen. Aber bei Einbruch der Nacht seien sie von der Kälte und dem Schnee überrascht worden und hätten einen Teil der Knochen liegen lassen müssen. Sie bestritten, daß diese Knochen von dem Vater des Feldhüters Cocozza stammten. Es wurde aber festgestellt, daß es sich tatsächlich um die Überreste des vor zehn Jahren verstorbenen Vaters handelte.

Bruder und Schwester hatten hier also gleichzeitig denselben Traum, und dieser erwies sich als Wahrtraum. Aber es wird nicht jeder zugeben wollen, daß hier tatsächlich der Geist des Toten sich gezeigt habe.

Ein anderer Erklärungsversuch wäre leicht, wenn man annehmen dürfte, die Totengräber hätten gewußt, wessen Gebeine sie so pietätlos herumliegen ließen. Dann könnte man sagen, daß ihr schlechtes Gewissen sie getrieben habe, ihr unverantwortliches Verhalten im Schlaf telepathisch auf die Nachkommen des Toten zu übertragen. Erst im Traume habe sich die eigenartige Form ergeben, als ob nämlich der Vater selbst zu seinen Kindern spreche.

Aber auch dieser Erklärungsversuch erscheint nicht sehr zwingend, denn die Totengräber wußten anscheinend oder angeblich nicht, wessen Gebeine im Freien herumlagen. Dann konnten sie aber auch keine Mitteilung darüber telepathisch im Traum senden. War

es also am Ende doch der Geist des Vaters selbst, der sich im Traume des Feldhüters und seiner Schwester meldete? Der Leser möge sich selbst eine Meinung darüber bilden!

Nach Dostojewskis Tod

Es ist eine bekannte Tatsache, daß beim Tod eines Menschen seine Angehörigen häufig starke Erlebnisse haben, nicht selten auch Träume. Stunden und Tage nach dem Tode treten solche Phänomene meist stärker auf als erst Wochen oder Monate danach.

So hatten nach dem Tod des großen russischen Dichters F. M. Dostojewski seine Frau und seine vierzehnjährige Tochter Ljuba ein besonderes Traumerlebnis. Und zwar geschah dies am 23. Februar 1881, kurz nach seinem Tod. Die Witwe Anna Grigorjewna hat in ihren Lebenserinnerungen über diesen Doppeltraum folgendermaßen berichtet:

„Es war kurz nach Mitternacht, und die Hausleute waren noch nicht schlafen gegangen, als ich plötzlich fühlte, wie mich jemand stark bei der Schulter zupfte und mit ängstlicher Stimme rief: »Njuta, mein Täubchen, was ist mit dir – beruhige dich, um Gottes willen beruhige dich!« Ich richtete mich im Bett auf und rief voll Schrecken: »Um Himmels willen, was ist denn geschehen? Was habe ich jetzt gesehen? Ich habe ihn gesehen...“

Und plötzlich fing meine Tochter – die unsere Schreie und Ausrufe aufgeweckt hatten – zu weinen an und sagte: »Mama, jetzt eben habe ich Papa im Traum gesehen, wie wenn er dort irgendwo aufgestanden wäre, so blaß...“

Und kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als ich mich plötzlich ganz klar besinnen konnte, was ich geträumt hatte: Ja, auch ich hatte ihn in diesem Augenblick gesehen, leichenblaß, mit leidendem Gesichtsausdruck, sich irgendwo erhebend, wie aus einem Grab.“

Dieses erschütternde Erlebnis von Dostojewskis Angehörigen wird jeder besonders stark nachempfinden können, der nach dem Tod lieber Verstorbener schon selbst Ähnliches erlebt hat. Dem Leser sei es überlassen, ob er sich dieses Phänomen aus der Wirkung der Gedanken und Gefühle der Überlebenden erklären will oder durch Annahme des Hereinwirkens einer jenseitigen Welt in dieses Leben.

Verbindungen im Traum

Neben Träumen der eben geschilderten Art, welche die Regel zu durchbrechen scheinen, daß jedem Menschen eine individuelle und einmalige Traumwelt zu eigen ist, treten gelegentlich auch Träume auf, die in eigenartiger Weise zwei Menschen miteinander verbinden. Manche dieser Träume erwecken den Eindruck, als ob das Unterbewußtsein des einen mit dem eines anderen in unmittelbarem Kontakt tritt, manche wieder schaffen in anderer bemerkenswerter Weise eine Verbindung von Mensch zu Mensch.

Ein interessantes Beispiel für die gegenseitige Verschränkung von Träumen wird aus dem fünfzehnten Jahrhundert von dem großen Humanisten Aeneas Sylvius Piccolomini überliefert, der den Fall zuverlässig bezeugt.

Am 23. Februar 1447 starb in Rom Papst Eugen IV. (Gabriele Condulmaro). In der Nacht zuvor träumte der Bischof von Bologna, Tommaso Parentucelli, er werde zum Nachfolger des Papstes gewählt. In jener Nacht, in welcher der Bischof zum Konklave nach Rom abreiste, träumte Kaiser Friedrich III., der damals noch nicht gekrönt war, seine Krönung werde durch Bischof Parentucelli vollzogen. Natürlich wunderte sich Friedrich nach dem Erwachen sehr, daß ihn nur ein Bischof und nicht der Papst krönen solle, und konnte sich seinen Traum nicht erklären.

Indessen sollten sich aber beide Träume als Wahrträume erweisen. Es begab sich nämlich folgendes: Parentucelli bestieg noch 1447 als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl und krönte 1452 in Rom Friedrich III. zum Kaiser. Papst und Kaiser erzählten sich danach in Gegenwart von Aeneas Sylvius Piccolomini und vier anderen Zeugen gegenseitig ihre Träume, die schon durch die hohe Stellung der beiden Wahrträumer merkwürdig sind.

Das ist indes ein relativ einfacher Fall und kein Beispiel voller gegenseitiger Verbindung. Träume, die aber in engerer Weise miteinander korrespondieren und zusammenhängen, gibt es in verschiedenen Formen und Abarten. Das Phänomen ist auch literarisch verarbeitet worden. Es war u. a. Heinrich v. Kleist bekannt, und er verwandte das Motiv in seinem „Käthchen von Heilbronn“.

Käthchen träumt danach in der Neujahrsnacht, der ihr als Freier prophezeite Ritter erscheine an ihrem Bett in Heilbronn, und sie

sinke ihm zu Füßen. Zur selben Zeit lag eben dieser, der Graf vom Strahl, nach seinen eigenen Worten in seinem Schloß am Nervenfieber krank darnieder und träumte, er werde im Geist hinweggeführt und besuche Käthchen „in ihrer Klause zu Heilbronn“. Nach Kleists Darstellung handelt es sich also beim Grafen vom Strahl um eine Versetzung im Geiste, um ein Wandern im Traum „außerhalb des Körpers“. Von solchen Phänomenen wird noch an anderer Stelle zu sprechen sein. Auf jeden Fall aber besteht hier eine eigentümliche Verbindung zweier Träume, eine gegenseitige Ergänzung und Bestätigung.

Die nachstehenden Beispiele sind keine literarischen Erfindungen, sondern Berichte von wirklichen Erlebnissen.

Das Kind und der Wolf

Theodor Storm erzählt in seinen Jugenderinnerungen folgende Traumgeschichte aus Husum:

„Ein Arzt in meiner Vaterstadt hatte einen vierjährigen Knaben, Peter mit Namen. Der Vater erwachte eines Nachts von dem ängstlichen Geschrei des Knaben, der neben seinem Bette schlief. Er nahm ihn zu sich und suchte ihn zu ermuntern, aber das Kind war gar nicht zu beruhigen.

„Was fehlt dir, Junge?“ „Es war ein großer Wolf da, er war hinter mir her, er wollte mich fressen.“ „Du träumst ja, mein Kind!“ „Nein, nein, Papa, es war ein wirklicher Wolf, seine rauhen Haare sind an mein Gesicht gekommen.“ Er begrub den Kopf an seines Vaters Brust und wollte nicht wieder in sein Korbbettchen zurück. So schlief er endlich ein. Draußen vom Turme hörte der Doktor nach einiger Zeit eins schlagen.

Im Hause des Arztes lebte seine ältliche Schwester, welche den kleinen Peter ganz besonders ins Herz geschlossen hatte. Es war eigentlich eine Range, der Junge. In einer Abendgesellschaft bei seinen Eltern hatte er einmal alle Sardellen von den Butterbroten weggefressen. Aber das tat der Liebe der Tante keinen Eintrag.

Am anderen Morgen, als der Doktor aus seinem Schlafzimmer trat, war sie die erste, die ihm begegnete. „Denke dir, Karl, was mir geträumt hat!“ „Nun?“ „Ich hatte mich in einen Wolf verwandelt und wollte den kleinen Peter fressen; ich trabte auf allen viere, während der Junge schreiend vor mir herlief.“ „Hu!!! Weißt

du nicht, wieviel Uhr es gewesen ist? ‚Es muß nach Mitternacht gewesen sein, genauer kann ich es nicht bestimmen.‘“

Dieser Fall ist leichter zu erklären, auch wenn er nicht alltäglich ist. Offenbar hat eine Übertragung vom einen Traumbewußtsein auf das andere stattgefunden. Die Gleichzeitigkeit der beiden Traumerlebnisse hatte der Doktor ja festgestellt.

Aus Beispielen wie diesem läßt sich erschen, daß nicht nur ein Wachbewußtsein auf einen träumenden Menschen einzuwirken vermag, sondern daß ein lebhafter Traum sich auch einem anderen, der selbst im Schlafe liegt, mitzuteilen vermag. Immerhin handelt es sich hier um keine nennenswerte räumliche Entfernung und – was vielleicht noch wesentlicher ist – der Traumempfänger ist ein kleines Kind und daher wohl telepathischen Einflüssen stärker zugänglich.

Ein Ruf und eine Erscheinung

Der folgende Fall ist anders gestaltet als der von Storm so hübsch erzählte Vorgang und spielt zwischen Erwachsenen. Im Jahre 1912 sandte ein Engländer namens Baggally an die S. P. R. einen Bericht von einem Traumerlebnis, das Bekannte von ihm gehabt hatten. Er hatte sich der Mühe unterzogen, die Beteiligten zu befragen und schriftliche Bestätigungen von ihnen beizubringen. In diesem Falle waren die Beteiligten damit einverstanden, daß ihre wirklichen Namen und Adressen veröffentlicht wurden.

Fräulein Emma Steele aus Brighton war die Besitzerin eines „Privathotels“, wie sie es nennt. Dort wohnte mehrere Monate lang ein Herr Claude Burgess, der gelähmt war. Am 15. Februar 1912 zog er in einen anderen Stadtteil um.

In der Nacht vom 5. zum 6. März, nachdem sie in der Zwischenzeit gar nicht an Herrn Burgess gedacht hatte, erlebte Fräulein Steele einen „merkwürdigen Traum“. Sie erwachte plötzlich, fand sich statt im Bett mitten im Zimmer und hörte sich rufen: „Ich komme! Ich komme!“ Sie hatte eben gehört, wie Herr Burgess rief: „Fräulein Steele! Fräulein Steele! Fräulein Steele!“

Sogleich zog sie ihren Morgenrock an und machte Licht. Jetzt erst war sie hellwach, und es fiel ihr ein, daß Herr Burgess ja gar nicht mehr bei ihr im Hause wohne. Sie sah auf die Uhr: es war drei Uhr früh. Darauf ging sie wieder zu Bett und schlief ein.

Als sie am nächsten Morgen herunterkam, erzählte sie sogleich der Köchin ihren Traum und fügte hinzu, sie hoffe, daß Herrn Burgess nichts zugestoßen sei.

Am Nachmittag des gleichen Tags, also am 6. März, kam ein Mann und brachte ihr einen Brief, der später den anderen schriftlichen Zeugnissen beigelegt wurde. Als ihn Fräulein Steele las, blieb ihr vor Überraschung die Luft weg. Der Brief lautete:

„Liebe Emma!

Vergangene Nacht habe ich einen komischen Traum von Ihnen gehabt. Ich träumte, daß Sie um drei Uhr früh bei mir erschienen. Ich sah Sie nur ganz kurz, nur einen Augenblick. Ist das nicht sehr komisch?
Ihr Claude Burgess.“

Daß Herr Burgess selbst einen Brief schrieb, war ungewöhnlich, denn seine rechte Hand war gelähmt. Er schrieb selten und nur mit größter Mühe. Sein Erlebnis mußte also sehr eindrucksvoll gewesen sein. Eine Woche später diktierte er seinem Freund Baggally folgende Zeilen:

„In der Nacht zum Mittwoch, 6. März 1912, erwachte ich jäh um drei Uhr morgens und sah Fräulein Emma Steele an meiner Schlafzimmertür stehen. Ich hatte die Tür geschlossen, aber es schien, als habe sie die Tür geöffnet. Sie hatte das Kleid an, das sie gewöhnlich trug.

Ich war sehr überrascht. Es war eine ganz deutliche Erscheinung. Ich hatte am vorhergehenden Tag nicht an sie gedacht und weiß nicht, warum sie mir erschienen ist. Die Erscheinung dauerte etwa fünf Sekunden. Furcht empfand ich überhaupt nicht, und ich schlief unmittelbar darauf wieder ein.

Von dem, was ich gesehen hatte, war ich so beeindruckt, daß ich Fräulein Steele an jenem Morgen, dem 6. März, um elf Uhr einen Brief schrieb, den ich Herrn William Watkins gab, dem Eigentümer der Pension, in der ich jetzt wohne, damit er ihn Fräulein Steele überbringe. In diesem Briefe teilte ich Fräulein Steele mit, daß ich geträumt habe, sie sei mir in der vorhergehenden Nacht erschienen.
Claude Burgess.“

Auf Befragen erklärte Herr Burgess, er habe nie zuvor derartige „Halluzinationen“ gehabt. Der Beauftragte der S. P. R. fragte ihn, ob sein Erlebnis ein Traum oder eine Erscheinung im Wachen gewesen sei. Darauf gab er folgende Antwort:

„1) In meinem Brief an Fräulein Steele gebrauchte ich das Wort ‚Traum‘, weil ich kein passenderes wußte. 2) Ich erwachte und

hatte erst dann die Vision von Fräulein Steele. 3) Ich sah nichts im Zimmer, als ich die Vision hatte; der Raum erschien dunkel. 4) Fräulein Steele erschien in hellem Licht, nicht von sich aus leuchtend oder phosphoreszierend, sondern so, wie sie bei Tageslicht aussehen würde. Sie erschien mir da im Zimmer, wo sich die Tür befindet.“

Nach diesem Zeugnis von Herrn Burgess hat es sich bei ihm entweder um ein Erlebnis im Wachzustand gehandelt oder um einen Vorgang auf der Schwelle zwischen Schlafen und Wachen. Fräulein Steele ihrerseits schlief fest, als sie der dreimalige Ruf der Stimme des Herrn Burgess aus dem Bett trieb und als sie ihm antwortete: „Ich komme!“

Bei ihrer Unterredung mit Herrn Baggally fügte Fräulein Steele noch hinzu, sie habe zu hören geglaubt, wie Herr Burgess auf den Fußboden seines Schlafzimmers, das über ihrem eigenen Zimmer lag, falle, und zwar unmittelbar, bevor sie seinen Anruf vernahm. Fräulein Steeles Traum und Herrn Burgess' Vision fanden gleichzeitig statt, nämlich um drei Uhr in der Frühe. Fräulein Steele wurde in ihrem Traum durch den Anruf geweckt, Herr Burgess hatte im Augenblick nach dem Erwachen die Vision von ihr.

Die Aufrichtigkeit und Genauigkeit dieses Zeugnisses ist nicht anzuzweifeln. Herr Baggally prüfte den Fall besonders sorgfältig. Er ließ sich auch von der Köchin eine schriftliche Bestätigung geben, daß ihre Herrin ihr am nächsten Morgen als erstes den Traum erzählte. Ebenso empfing er ein Zeugnis von seiner Frau, die sich in Fräulein Steeles Wohnzimmer befand, als der Brief von Herrn Burgess abgegeben wurde, sowie weitere Zeugnisse von dem Boten, der den Brief abgeliefert hatte, und von dessen Chef.

Ein besonderer Sinn und Zweck scheint mit dem Geschehnis nicht verbunden zu sein. Mit Herrn Burgess war in jener Nacht alles in Ordnung. Warum also hatten er und Fräulein Steele zur gleichen Stunde jenes wechselseitige Erlebnis? Auf der einen Seite war es ein Traum, auf der anderen Seite anscheinend eine Vision beim Aufwachen. Alles, was man bei derartigen Vorgängen heute tun kann, ist, sie aufzuzeichnen. Ihre Erklärung und Sinndeutung bleibt dem Wissenschaftler der Zukunft überlassen.

Der kranke Freund

Unter den vielen Beispielen medialer Erlebnisse, die Robert Owen eingesandt wurden, als er an seinem Buch „Footfalls on the Boundary of another World“ (Schritte an den Grenzen einer anderen Welt) arbeitete, befindet sich eines, das besonders hervorsteht. Die Einsenderin war die Tochter eines bekannten Literaten des viktorianischen England, und Owen kannte sie persönlich. Sie wird hier als Fräulein A. M. H. bezeichnet. Ihr Bericht behandelt ein eigenes Erlebnis von ihr, und Owen verpfändet sein Wort für die Wahrheit der Geschichte. Sie wird hier mit den eigenen Worten der Dame wiedergegeben.

„Wir hatten vor einigen Jahren einen kranken Freund, Herrn S., der sich in schlechter Verfassung befand. Man nahm an, er sei schwindsüchtig. Er wohnte mehrere Meilen von uns entfernt. Obgleich meine Familie eng mit ihm befreundet war, kannten wir weder seine Wohnung noch jemanden von seinen Angehörigen. Unser Verkehr beschränkte sich in der Hauptsache auf den zeitweiligen Austausch von Briefen.

Ohne daß ich einen besonderen Anlaß gehabt hätte, mir um den Gesundheitszustand unseres Freundes Sorgen zu machen, träumte ich eines Nachts, ich begäbe mich zur Stadt, in der er wohnte. Ich kam zu einem bestimmten Haus, das ich betrat. Ich stieg geradenwegs die Treppe hinauf und ging in ein verdunkeltes Zimmer. Dort sah ich Herrn S. im Bett liegen. Es machte den Eindruck, als liege er in den letzten Zügen. Ich trat zu ihm und sagte, aber gar nicht traurig, sondern so, als ob ich mit hoffnungsvoller Zuversicht erfüllt sei: ‚Nein, Sie werden nicht sterben. Seien Sie getrost, Sie werden leben.‘ Während ich sprach, hörte ich, wie eine herrliche Musik den Raum durchflutete.

Nach dem Erwachen war der Eindruck des Traums noch so lebhaft, daß ich ihn nicht abschütteln konnte und ihn daher alsbald meiner Mutter erzählte. Dann schrieb ich an Herrn S. und erkundigte mich nach seinem Befinden, schrieb aber nichts über den Grund meiner Besorgnis. Seine Antwort lautete, er sei sehr krank gewesen, tatsächlich sterbenskrank, und mein Brief, den zu lesen er mehrere Tage zu schwach gewesen sei, habe ihn sehr glücklich gemacht.

Drei Jahre später trafen meine Mutter und ich Herrn S. in London. Als wir auf Träume zu sprechen kamen, sagte ich: ‚Als Sie vor drei Jahren so krank waren, hatte ich einen einzigartigen

Traum von Ihnen.' Und ich erzählte dann mein Traumerlebnis. Währenddessen bemerkte ich, wie sein Gesichtsausdruck beim Zuhören sich auffallend veränderte, und als ich schloß, sagte er mit tiefer Bewegung: ‚Das ist wirklich einzigartig! Denn auch ich hatte damals ein oder zwei Tage, ehe ihr Brief kam, einen Traum, der das genaue Gegenstück von Ihrem ist. Ich glaubte, daß ich im Sterben läge und nahm Abschied von meinem Bruder.

Dieser sagte: »Kann ich, bevor du stirbst, noch irgend etwas für dich tun?«

»Ja«, erwiderte ich, »zwei Dinge. Das eine: Laß meine Bekannte, Fräulein A. M. H., kommen. Ich muß sie sehen, bevor ich sterbe.«

»Unmöglich!« sagte mein Bruder, »das ist aussichtslos. Sie würde nie kommen.«

»Doch! Sie würde kommen«, widersprach ich und fügte hinzu: »Außerdem möchte ich meine Lieblingssonate von Beethoven hören, ehe ich sterbe.«

»Das sind doch Nichtigkeiten«, rief mein Bruder aus. »Hast du denn keine dringenderen Wünsche in einer so ernstesten Stunde?«

»Nein. Ich möchte nur Fräulein A. M. H. sehen und die Sonate hören. Das ist alles, was ich wünsche.« Und während ich sprach, sah ich Sie ins Zimmer treten.

Sie kamen mit heiterer Miene an mein Bett und sprachen mir ermutigend zu, indem Sie sagten, ich werde nicht sterben. Und gleichzeitig erfüllte die Musik, nach der ich mich gesehnt hatte, das Zimmer.«

Das vorstehende Beispiel ist besonders schön, weil es die Macht des Unterbewußtseins zeigt, welches zwei freundschaftlich verbundene Menschen im Traum zusammenkommen läßt. Und zwar ist es so, als ob die Dame eine „Seelenreise“ zu ihrem kranken Freund in die ferne Stadt mache.

Träume mit diesem besonderen Kennzeichen des echten oder scheinbaren Wanderns im Schlaf werden wir noch im nächsten Kapitel kennenlernen. Was darüber hinaus aber an diesem Traum als besonders ungewöhnlich zu gelten hat, ist die Musik, welche beide Träumer gemeinsam hören. Zur Erklärung solcher Phänomene fehlen heute wohl noch alle Voraussetzungen.

Fenstersturz eines Kindes

Den Abschluß dieser Reihe bilde ein Fall, den der Autor Dr. Moufang einem Fräulein F. L. verdankt, die auch andere Beiträge zu diesem Buche beigezeichnet hat. Mit den eigenen Worten der Perzipientin lautet ihr Traumerlebnis:

»Im Jahre 1949 träumte ich in unserer Wohnung in Heidelberg, ich stände vor einem Haus. Da fiel mir auf einmal von oben, Kopf voran, ein Kind entgegen, das ich, knapp ehe es den Erdboden erreichte, gerade noch an den Füßen auffangen konnte. Am Morgen stand ich noch so stark unter dem Eindruck dieses Traums, daß ich ihn sofort meiner Mutter erzählen wollte, als sie ins Zimmer kam.

Doch ehe ich noch sprechen konnte, erzählte sie selbst: ‚Ich bin noch ganz aufgeregt von einem Traum, den ich heute Nacht hatte. Mir träumte, daß mir ein Kind aus dem Fenster gefallen sei.‘ Meine Mutter befand sich unter dem Eindruck des Traums, der ihr wie Wirklichkeit erschienen war, in einer furchtbaren seelischen Erschütterung.

Ich war froh, daß ich sie beruhigen konnte: ‚Du kannst ganz ruhig sein, ich habe das Kind im Traume aufgefangen!‘ Und ich erzählte ihr meinen Traum. Meine Mutter fühlte sich davon dann wirklich erleichtert.‘

Im Gegensatz zu anderen Beispielen ergänzen die beiden Träume von Mutter und Tochter hier einander so, daß erst beide Träume zusammen das ganze Bild ergeben. Offenbar bestand auch hier ein Kontakt zwischen dem Unterbewußtsein der Mutter und dem der Tochter. Aber es läßt sich nicht sagen, daß eine Beeinflussung des einen Menschen durch den anderen stattgefunden habe. Eine Erklärung solcher Traumvorgänge ist nicht leicht.

Wie schon gesagt, gehört es an sich zu den Eigentümlichkeiten des Traums, daß er einmalig und individuell ist und mit keinem anderen geteilt wird. Ausnahmen von dieser Regel dienen nur zu ihrer Bestätigung. Wenn zwei Menschen gleichzeitig dasselbe träumen, läßt sich vermuten, daß sie sich wohl meist unter denselben Bedingungen befinden, eine ähnliche „Empfangsantenne“ haben und daher dieselbe „Sendung“ gleichzeitig aufnehmen können. Dabei ist es durchaus denkbar, daß unbewußt der eine Empfänger den anderen mitbeeinflusst.

Wenn aber, wie in den letzten Fällen, Träume einander ergänzen, sich ineinander fügen, so muß man nach einer anderen Erklärung

rung suchen, die heute noch nicht gegeben werden kann. Jedemfalls aber sind solche Fälle ein Zeugnis für die sachlich und räumlich weit reichende Macht des Unterbewußtseins, das zwei Menschen auch auf ungewöhnliche Art und Weise miteinander in Verbindung bringen kann.

9. KAPITEL

WANDERN IM TRAUM

Zu den ältesten Erlebnissen der träumenden Menschheit gehören Träume, welche beim Träumenden den Eindruck erwecken, daß er frei von der Last seines physischen Leibes auf Wanderschaft gehe und sich dabei oft auch an weit entfernte Plätze begeben. Dieses seltsame Erlebnis wurde in früheren Kapiteln schon einige Male gestreift; an einer Reihe von Fällen soll es nun hier genauer betrachtet werden.

Dabei handelt es sich also um etwas ganz anderes als um das sogenannte Nacht- oder Schlafwandeln, bei welchem der davon Betroffene im Schlaf oder Halbschlaf aufsteht, unter Umständen mit traumwandlerischer Sicherheit lebensgefährlich auf Dachfirsten usw. wandelt, bisweilen auch mechanische oder geistige Aufgaben ausführt, ohne sich nach dem Erwachen an das im Schlaf Vollführte zu erinnern.

Beim Schlafwandeln haben wir es mit einem wirklichen Wandeln des physischen Leibes zu tun. Bei dem hier gemeinten Wandern im Traum dreht es sich aber um ein inneres, seelisches Erlebnis, bei dem der Körper schlafend im Bette liegt. Ob es sich bei solchen „Seelenreisen“ um mehr handelt als um ein Erlebnis des Unterbewußtseins, ist eine Frage, auf welche die offizielle Wissenschaft heute noch keine eindeutige Antwort zu geben weiß.

Überzeugte Okkultisten verschiedener Richtung sprechen gerne vom feinstofflichen oder Astralleib, der sich im Schlafe vom Körper löse und der dann unter Umständen auch anderen Menschen, Schlafenden und Wachenden, erscheinen könne. In besonderen Fällen soll es nach dieser Ansicht auch vorkommen, daß eine solche

Trennung im Wachzustand auftrate, worauf das Phänomen des sogenannten Doppelgängers beruhe. Der Vorgang an sich wurde schon immer behauptet. So berichtete z. B. im sechzehnten Jahrhundert der berühmte Arzt Hieronymus Cardanus, er habe sich jederzeit in den Zustand des Außersichseins versetzen können, und schreibt darüber: „Ich empfinde dann in der Nähe des Herzens gleichsam eine Lostrennung, die sich dem ganzen Körper mitteilt, als ob die Seele hinwegginge, wie wenn ein Pförtchen sich öffnete. Im Kopf, besonders im Kleinhirn, beginnt es und verbreitet sich das ganze Rückenmark entlang, und ich fühle, daß ich außer mir bin.“

Es ist immerhin auffällig, daß in einigen der hier gebrachten Traumgeschichten Vorgänge berichtet werden, die dem recht ähnlich sind. Ohne dazu Stellung zu nehmen, sei hier nur gesagt, daß nach okkulten Anschauungen nicht der physische Leib von Fleisch und Blut und Nerven der Träger der Sinnesempfindungen ist, sondern der erwähnte feinstoffliche oder Astralleib, der bei seinem Austreten und Sichlösen das im Leib an die Sinnesorgane gebundene Wahrnehmungsvermögen mit sich nimmt und den physischen Leib empfindungslos zurückläßt. Während dieser Vorgang im Schlaf seine zeitlichen Grenzen hat, soll beim Tod sich dieser Astralleib endgültig vom physischen Körper lösen. Vielleicht wird eines Tages die wissenschaftliche Forschung das hier angeschnittene Problem vollständig klären.

Tatsache ist, daß viele Wahrträume oder auch andere Traum-erlebnisse mit dem Eindruck eines Freiseins vom physischen Leib verbunden sind. Das Traumbewußtsein erscheint gegenüber dem Wachbewußtsein in vielen Fällen räumlich und zeitlich weit ausgedehnt und in eine Sphäre gerückt, in welcher das innere Leben anderer Menschen ebenso nahe zu sein scheint wie das Dasein von Abgeschiedenen, mit denen der Träumende durch Liebe, Gedanken, Wünsche usw. verbunden ist.

Die offizielle Wissenschaft weiß über die feinstoffliche Organisation des Menschen, deren Vorhandensein nicht von vornherein in Abrede gestellt werden kann, bisher kaum etwas Stichhaltiges zu sagen, während Hellseher darüber immer wieder Angaben machen. Es muß – mindestens vorläufig – noch durchaus als eine Ausnahme gelten, wenn ein parapsychologischer Forscher wie Professor J. B. Rhine sagt, es sei so gut wie unmöglich, die Vermutung abzuweisen, daß „die Seele in irgendwelcher Form den Raum

durchteilt und dabei Dinge erfährt, welche die Sinne nicht wahrnehmen können.“

Jedenfalls wissen wir von einer Reihe ungewöhnlicher Träume, welche anscheinend am einfachsten zu erklären sind, wenn man annimmt, daß es einen Astralleib gibt, der sich vom physischen Leib zeitweise freimachen kann. Eine solche Erklärung kann hier aber lediglich als Hypothese zur Debatte gestellt werden. Die folgenden Traumberichte werden das Problem noch deutlicher machen, das mit einigen der früher gebrachten telepathischen und Hellsehträume bereits gestreift worden ist.

Traumerlebnis eines Kindes

Die Träumerin der nachfolgenden Geschichte war Frau Robert M. Wenley, die Gattin eines der hervorragendsten Professoren an der Universität Michigan. Frau Wenley hieß vor ihrer Verheiratung Katherine D. Gibson und lebte in Glasgow. Im Jahre 1883 machte Professor Henry Sidgwick von der Universität Cambridge, der im Jahr darauf mit anderen die „Society for Psychical Research“ gründete, eine Fahrt nach Glasgow, um Fräulein Gibson wegen eines Traumes zu befragen, von dem er gehört hatte und den er als so wichtig ansah, daß er eine persönliche Untersuchung für nötig hielt.

Auf seine Bitte schrieb Fräulein Gibson ihre Angaben in aller Ausführlichkeit nieder und beantwortete seine Fragen. Hier folgt der Bericht so, wie er in „Phantasms of the Living) erschienen ist:

„Im August 1867 verbrachten meine Schwester und ich einige Tage auf dem Lande. Wir waren eine sehr lustige und jugendfrohe Gesellschaft. Ich glaube nicht, daß uns ein ernster oder düsterer Gedanke in den Sinn kam. Der Bruder unserer Gastgeberin, welcher die Woche zuvor geheiratet hatte, hatte ein Paket mit Hochzeitskuchen geschickt. Der alten Sitte entsprechend waren wir alle entschlossen, auf dem Hochzeitskuchen zu schlafen und am Morgen unseren Traum zu erzählen.“

Früh am Donnerstagsmorgen wachte ich auf. Und als ich nochmals einschlief, befand ich mich in einem kahlen, freudlosen Raum, in dessen einer Ecke ein Bett stand. Darauf lag ein junger Mann. Ich erkannte in ihm sofort einen Freund meines Bruders, den ich zuletzt – und das war das zweite Mal in meinem Leben – letzte

Weihnachten gesehen hatte. Es war ein großer, kräftiger und gut aussehender junger Mann, der damals anscheinend bei bester Gesundheit und Laune war.

Jetzt aber sah ich ihn nur als Schatten seines früheren Selbst; sein Gesicht war ausgemergelt und bleich, die Augen unnatürlich groß und glänzend. Seine auf dem Bettuch liegende Hand war dünn und abgezehrt; große blaue Adern standen wie Stränge heraus, und die Finger zupften ohne Unterlaß am Deckbett. Sein hohler Husten klang fortwährend durch den Raum. Ich ging auf ihn zu.

„Nun, Herr M.“, sagte ich, „wie krank Sie aussehen! Was fehlt Ihnen?“

„Ich sterbe“, erwiderte er. „Ich habe mir vor einem Monat eine Erkältung zugezogen und habe sie vernachlässigt. Sie hat sich auf meiner Brust festgesetzt, und der Arzt sagt, ich werde an galoppierender Schwindsucht sterben.“

Als ich am Morgen aufstand, konnte ich es kaum abwarten, diesen Traum zu berichten. Doch war alles so schmerzhaft lebendig gewesen, daß ich ihn, noch ehe wir zum Frühstück hinuntergingen, meiner Schwester erzählte. Unsere freundliche Gastgeberin setzte mir dann sehr zu, aber ich wollte zu niemandem weiter von meinem Traume sprechen. Meinen Bruder sah ich erst am Sonntag morgen, als er beim Frühstück sagte: „Ihr Mädchen, habt ihr was vom Tod des armen Herrn M. gehört?“

„Nein“, sagten wir, „wann ist das geschehen?“

„In der Morgenfrühe am Donnerstag. Er hatte sich einen Monat zuvor eine Erkältung zugezogen, und sie hatte sich auf der Brust festgesetzt. Er starb an galoppierender Schwindsucht.“

Ich darf hinzufügen, daß ich Herrn M. nicht allein kaum kannte, da ich ihn nur zweimal gesehen hatte, sondern ich glaube auch nicht, daß ich jemals wieder seinen Namen erwähnen hörte, d. h. zwischen Weihnachten, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte, und dem Morgen, an dem ich von seinem Tod träumte. Ich war damals noch ein Kind.

K. Gibson.“

Dem Vorstehenden war die Bestätigung der Schwester beigelegt:

„Den 17. November 1883.“

Ich erinnere mich genau, wie meine Schwester den oben berichteten Traum hatte. Es machte einen starken Eindruck auf uns, als mein Bruder den Tod von Herrn M. erwähnte. M. H. Murray.“

Die vorstehende Geschichte wurde zwar von Fräulein Gibson

erst sechzehn Jahre nach ihrem Erlebnis niedergeschrieben, aber die Dame hatte offenbar ein gutes Gedächtnis, und ihr seltsames Traum-erlebnis muß sich ihr stark eingepreßt haben. Zur Ergänzung ist daneben das Zeugnis ihrer Schwester wichtig.

Muß die Frage auch offen bleiben, ob Fräulein Gibson den sterbenden jungen Mann im „Astralleib“ besuchte, so kann doch, wenn man nicht voreingenommen ist, eine solche Erklärung trotz ihres hypothetischen Charakters nicht von vornherein ausgeschlossen werden.

Die Zuverlässigkeit des Gedächtnisses und der Angaben von Fräulein Gibson geht noch aus einem anderen Umstand hervor. Viele Jahre später, im Jahre 1929, wandte sich nämlich Dr. Walter Prince, der Leiter der Bostoner Ortsgruppe der S.P.R., wegen des Traums an Frau Wenley, geb. Gibson, und ihren Mann. Dr. Prince arbeitete damals an einem Buch über paranormale Fälle mit dem Titel „Human Experiences“, und er wollte die Geschichte darin bringen.

Der Forscher entdeckte, daß niemand von den Wenleys wußte, daß dieser Bericht früher schon gedruckt worden war. Als Gedächtnisprüfung bat er Frau Wenley, ihren Traum nochmals niederzuschreiben. Dies geschah, und Dr. Prince konnte dann feststellen, daß die 1929 von ihr niedergeschriebene Geschichte in keiner wichtigen Einzelheit von der abwich, die sie als junges Mädchen 1883 über ihren Traum so niedergeschrieben hatte, wie sie hier oben steht.

Was man aus einer Geschichte wie dieser nicht erfährt, ist die Art und Weise, wie ein Austreten des Astralleibs aus dem Körper vor sich geht. Denn in ihrem Traum „befindet“ sich Fräulein Gibson eben einfach an dem Ort, wo der junge Mann stirbt, ohne selbst zu sagen oder sagen zu können, wie sie dahin gelangt oder von dort wieder in ihren schlafenden Körper zurückgekehrt sei. Im nächsten Beispiel werden wir aber über ein solches „astrales Wandern“ in einem zweifachen Erlebnis genauer unterrichtet.

Mutter und Tochter

Der folgende nicht alltägliche Bericht wurde Anfang 1923 der amerikanischen S.P.R. von zwei ihr gutbekannten Damen eingesandt. Er ist im „Journal for Psychical Research“ von 1923 unter dem etwas mißverständlichen Titel „Parallelträume“ veröffentlicht,

während sein Hauptkennzeichen das – echte oder scheinbar – „Verlassen des Körpers“ ist.

Die beiden Damen sind Fräulein Catherine H. Griggs und ihre Mutter Frau H. F. Griggs, die beide zusammen in Waterburg (Connecticut) lebten. Mutter und Tochter schliefen in einem Doppelbett im selben Zimmer. Einen oder zwei Tage vor Absendung des Berichts lag die Tochter Catherine, von Zahnschmerzen geplagt, fast die ganze Nacht wach. Ihre Mutter las unterdessen im Bett. Kurz vor fünf Uhr früh schlief Catherine endlich ein.

Auf einmal befand sie sich „außerhalb ihres Körpers“ und ließ diesen auf dem Bett zurück. Dies war nach ihrer Angabe ohne eine bewußte Anstrengung vor sich gegangen, sie hatte auch den genauen Moment der Trennung nicht wahrgenommen. Sie war einfach hinausgeschlüpft, ohne dabei eine Empfindung zu haben. Sie ging dann zum Fußende des Bettes und betrachtete ihren bewegungslosen Körper sowie ihre Mutter, die unter der Leselampe auf ihr Buch sah. Darauf verließ Catherine das Zimmer und ging durch den halberleuchteten Hausflur, in dem Gedanken, nachzusehen, wie sie sagt, ob in diesem losgelösten Zustand – dessen sie sich voll bewußt war – das Haus ganz wie in Wirklichkeit aussehe. Sie hatte derartige „leibfreie“ Träume schon früher gehabt und dabei manchmal festgestellt, daß vertraute Gegenstände in diesem Traumzustand anders aussahen.

Als sie den Flur verließ, begann sie die Treppe hinabzusteigen; aber auf halbem Weg nach unten wurde es, wie sie schreibt, „so dunkel, daß ich ängstlich zurückging, wieder in meinen Körper schlüpfte und aufwachte“. Den Vorgang ihrer Rückkehr in den Körper beschreibt sie mit folgenden Worten: „Ich schlüpfte zuerst in mich, d. h. in den Körper, hinein, und dann erwachte ich. Es handelte sich um zwei voneinander getrennte Zustände.“ Sie schaute auf die Uhr und sah, daß es fünf Uhr war. Ihr Papagei gab durch ein Guckloch in seinem zugedeckten Käfig leise Töne von sich, und Catherine antwortete ihm zärtlich. Das war das Ende dieses kurzen Ausflugs aus dem Körper.

Ihre Mutter nun hatte unmittelbar danach selbst ein gleichartiges Erlebnis. Sie schreibt in ihrem Bericht, wie sie kurz vor fünf Uhr bemerkte, daß ihre Tochter noch wach war. Dann schlief sie ein und wachte um Punkt fünf Uhr auf. Frau Griggs hörte, wie ihre Tochter dem Papagei Koseworte zuflüsterte, und schlief dann wieder ein. Auch sie „schlüpfte leicht hinaus“, wie sie angibt, und ließ

ihren Körper im Bett zurück, genau so, wie es Catherine als ihre eigene Erfahrung beschrieben hatte. Frau Griggs bemerkt hierzu, daß sie dies schon oftmals vordem getan habe. Zuerst habe diese Trennung sich unter beträchtlichem Unbehagen vollzogen, „einmal höchst unangenehm“. Auch jetzt ist sie sich nach ihren Worten immer, wenn dies geschieht, eines eigentümlichen Gefühls an der Basis ihres Gehirns bewußt.

Als sie sich „außerhalb des Körpers“ befand, schaute sie auf ihre Tochter und hörte diese dem Papagei zuflüstern: „Du bist ein hübscher kleiner Vogel“.

„Hübsche kleine Last!“ sagte Frau Griggs zu sich selbst. Dann ging sie zu dem Käfig und klopfte sacht dagegen; doch seltsam – der Vogel schien nichts zu hören.

Dann ging Frau Griggs, genau wie Catherine, in den Flur hinaus, um im Haus nachzuschauen, ob bei diesem „leibfreiem Traum“ alles normal aussehe oder ob bei ihrem außergewöhnlichen Bewußtseinszustand irgendeine Täuschung auftrete. Gleich ihrer Tochter war Frau Griggs sich völlig bewußt, daß sie sich „außerhalb ihres Körpers“ befand.

Sie ging vom Flur die Treppe hinunter nach dem großen Wohnzimmer und sah sich dort um. Wenn in diesen Träumen ein Gegenstand unnatürlich aussehe, schreibt sie, so könne sie diesem manchmal durch Willensanstrengung sein natürliches Aussehen geben. Als sie sich im Wohnzimmer umschaute, sah sie, daß die Tapete einen helleren Farbton und ein anderes Muster hatte. Doch obgleich sich Frau Griggs darauf konzentrierte, wollte sie nicht ihr wirkliches Aussehen annehmen.

Außerdem war noch etwas im Wohnzimmer nicht in Ordnung: der Mantel ihrer Tochter lag erschreckend unordentlich auf einem Stuhl, und der dazugehörige Hut lag oben darauf. Mäntel und Hüte auf Stühlen herumliegen zu lassen, war ein grober Verstoß gegen Frau Griggs' Hausordnung, und sie gewährte diese Ungehörigkeit sofort mit mißbilligendem Blick.

„Merkwürdig“, dachte sie, „daß Catherine den Mantel dieses Jahr trägt. Ich glaubte, er wäre weggepackt.“

Sie setzte ihre Forschungsreise fort und ging von Raum zu Raum. Dabei stellte sie fest, daß sonst alles ganz normal aussah. Ein Zimmer, ein kleiner Salon, hatte eine Tür, die auf die Terrasse führte. Sie erinnerte sich, daß sie diese nicht öffnen dürfe, da Catherine sie erst vor zwei Tagen mit Watte dicht gemacht hatte, damit es nicht

durchziehen könne. Da sagte sich Frau Griggs, daß sie sich in ihrem augenblicklichen Zustand ja keine Gedanken über das Öffnen der Tür zu machen brauche. Denn wenn sie sich nur auf den Gedanken konzentriere, könne sie doch durch die geschlossene Tür gehen.

Das gelang ihr auch mit Leichtigkeit, und sie stand draußen auf der Terrasse. Dort war alles an seinem rechten Platz: das Schaukelsofa, der Tisch usw., aber sie konnte einen Temperaturunterschied feststellen – im Freien war es kälter. Sie berührte das Gitterfenster und spürte, wie dieses zuerst etwas nachgab, und dann ging ihre Hand durch.

Sie kehrte nun ins Haus zurück, wobei sie wie zuvor durch die geschlossene Türe glitt. Schließlich blickte sie in einen letzten Raum hinein, der unmöbliert war – abgesehen von dem Schreibtisch ihres verstorbenen Mannes, auf dem seine Toilettengegenstände lagen. Herr Griggs hatte niemals in diesem Haus gewohnt, doch sprachen seine Witwe und seine Tochter von diesem Raum immer als von seinem Zimmer. Es befand sich kein Bett darin. Aber sie hatten schon öfter den Gedanken erörtert, eines hineinzustellen, und zwar mit dem Kopfende nach dem Flur.

Als Frau Griggs das Zimmer betrat, bemerkte sie, daß sich ein Bett darin befand. Doch stand es nicht so, wie sie vorhatte, es zu stellen, sondern an der Wand. Und auf dem Bett lag, friedlich lesend, so, wie er es zu seinen Lebzeiten zu tun pflegte, ihr Mann. „Ich warf mich mit einem Freudenschrei auf die Knie, erzählte von jeder Kleinigkeit unseres täglichen Lebens und seinen Problemen. Ich fragte ihn, ob er uns hören und sehen könne und ob er wisse, was wir täten.“ Er antwortete: „Ich sehe euch immer, ich kann euch auch immer hören!“

An diesem Punkt ihres Erlebnisses überkam Frau Griggs die Angst, dies sei am Ende nicht wirklich ihr Mann, sondern eine spukhafte Gestalt, die sie narren solle. Sie hatte schon früher Traumerlebnisse gehabt, in denen sich ein vertrautes Gesicht in ein höhnisches Ding verwandelte. Darum beobachtete sie ihres Mannes Gesicht gespannt, um zu sehen, ob sich die geliebten Züge ändern würden. Sie taten es nicht. Doch die Angst und die Anstrengung zogen sie wieder zurück in ihren Körper und sie wachte alsbald auf.

„Catherine!“ rief sie sogleich nach dem Erwachen ihrer Tochter zu, „ich war außerhalb meines Körpers!“

„Ich auch, Mutter!“

Daraufhin unterhielten sie sich miteinander. Beide waren von der Tatsache betroffen, daß sie in der gleichen Nacht ihren Körper verlassen hatten und im Hause umhergegangen waren. Catherine war besonders davon beeindruckt, daß ihre Mutter in ihrem leibfreien Zustand genau gehört hatte, wie sie ihrem Papagei zuflüsterte: „Du bist ein hübscher kleiner Vogel.“

Viel eindrucksvoller war es jedoch, daß Frau Griggs unten im Wohnzimmer den Sealmantel und den Hut an einem Platz entdeckt hatte, wo sie nicht hingehörten. Dazu erklärte Catherine nachdrücklich, daß sie den Mantel – den sie zum erstenmal in diesem Winter trug – erst nach dem Schlafengehen ihrer Mutter über den Stuhl gelegt hätte. Als sie am nächsten Morgen die Kleidungsstücke ordentlich in den Schrank geräumt hatte, kam die Mutter herunter. Catherine bat sie, ihr zu zeigen, auf welchem Stuhl im Wohnzimmer sie im Traum Hut und Mantel gesehen habe. Sofort bezeichnete die Mutter den richtigen Stuhl.

Als Antwort auf einen Fragebogen der S.P.R. kamen noch weitere interessante Informationen zutage. Fräulein Griggs erklärt, daß sie und ihre Mutter jenes Erlebnis – nämlich das Verlassen des Körpers – bereits ihr ganzes Leben lang kannten. Doch sei es ihnen beiden nicht möglich, es willentlich herbeizuführen. Es ereigne sich immer spontan und trete nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen auf. Ferner sagte Catherine, daß sie nicht so oft wie ihre Mutter ihren Körper verliesse, jedoch beweiskräftigere Phänomene als diese erlebe. „Dinge, die ich in diesem Zustand erfahren habe, treten wirklich ein“, schreibt sie. Solche Informationen empfängt sie, während sie untätig ruht oder neben ihrem Körper steht, so, als wäre sie ein Telefonapparat in Verbindung mit irgend jemand, der ihr etwas mitteile.

Dieser Fall, bei dem Mutter und Tochter kurz nacheinander träumten, daß sie ihren Körper verließen, war also für beide Frauen kein einmaliges Erlebnis, sondern ein Vorgang, wie er während ihres ganzen Lebens verhältnismäßig oft auftrat. Mit mehr Recht als bei dem vorigen Beispiel darf man hier von einem „leibfreien Wandern“ während des Traum- und Schlaf-Zustands sprechen. Denn genau so ist das subjektive Erlebnis beider Frauen, einerlei, worum es sich in Wirklichkeit handle. Sie erleben, wie ein Etwas, das offenbar das Bewußtsein ihrer Ichhaftigkeit hat, aus dem Körper schlüpft und wie sie nach Wunsch und Willen in ihrer Wohnung umherwandern können. Sie machen verschiedene nachher

als zutreffend erwiesene Beobachtungen, die Mutter geht sogar wie ein Geist durch Türen und Fenster. Als hellsehender Traum ist ein Erleben wie dieses jedenfalls nicht zu charakterisieren, denn es handelt sich hier um mehr.

In anderen Niederschriften wird der Vorgang des Verlassens des physischen Körpers und der Rückkehr in den Körper vielleicht nicht so klar erlebt und beschrieben wie hier, dafür enthalten solche Berichte oft andere Besonderheiten. Immer wieder aber zeigt sich der Umstand, daß der Träumer, der einen derartigen Traum erlebt hat, unmittelbar danach aufwacht.

Zwei gleichartige Fälle

Die beiden folgenden Beispiele sind wie alle Träume dieses Kapitels völlig unbeabsichtigte und spontane Traumerlebnisse. Es mag durchaus sein, daß in Indien, Tibet und anderen Ländern des Ostens, die über eine eingehende okkulte Überlieferung und über eigene Schulungsmethoden zur Entwicklung bestimmter seelischer Fähigkeiten verfügen, von manchen besonders darin geübten Menschen ein Zustand „astralen Wanderns“ auch vorsätzlich und planmäßig herbeigeführt werden kann. Im Sinne unserer Wissenschaft einwandfreie Berichte existieren darüber bisher kaum. Aus dem abendländischen Kulturkreis jedenfalls können in diesem Zusammenhang nur spontane Vorgänge berichtet werden.

Professor Rhine berichtet

In seinem Buche „Neuland der Seele“ (New Frontiers of the Mind) erzählt der bekannte Leiter des parapsychologischen Laboratoriums der Duke-Universität in Nord-Carolina folgende Begebenheit, deren Wiedergabe in unserem Zusammenhang der Verlag des genannten Buchs zugestimmt hat:

„Unsere Familie wurde einmal spät in der Nacht durch einen Nachbarn aus dem Schlafe geweckt, der sich einen leichten Wagen und ein Pferd ausborgen wollte, um zu einem neun Meilen entfernten Nachbardorf zu fahren. Der Mann sagte zu seiner Entschuldigung, daß seine Frau durch einen schrecklichen Traum aufgeweckt worden sei, der ihren in jenem Dorfe lebenden Bruder

betraf. Der Traum hatte sie so erregt, daß sie darauf bestand, ihr Mann möge sogleich hinfahren, um zu sehen, was an der Sache sei.

Der Mann erzählte, daß seine Frau ihren Bruder gesehen habe, wie er heimkehrte, sein Gespann in den Stall führte und die Tiere abschrirte. Er sei dann in den Heuschuber gegangen und habe sich mit einer Pistole erschossen. Sie sah ihn abdrücken und dann über das ein wenig geneigte Heu hinabrollen, bis in einen Winkel hinein. Nichts habe sie zu der Überzeugung bringen können, daß sie nur unter einem Alpdruck gelitten habe.

Mein Vater ließ ihnen also seinen Wagen, und sie fuhren zum Haus ihres Bruders. Dort fanden sie dessen Frau, die noch ihres Mannes Rückkehr erwartete, ohne von irgendeinem Unglück etwas zu ahnen. Sie gingen zu dem Stall und fanden die Pferde abgeschirrt. Sie stiegen zum Heuboden hinauf – da lag der Leichnam an derselben Stelle, welche die Schwester nach ihrem Traum beschrieben hatte. Die Pistole lag im Heu genau an dem Orte, an den sie gefallen sein mußte, wenn sie in der von ihr angegebenen Weise gebraucht worden und wenn der Körper später auf dem Heu herabgerollt war. Es schien in der Tat so, als hätte sie jede Einzelheit des Vorgangs mit photographischer Treue geträumt.“

Gewiß ist hier nicht die Rede davon, daß die unglückliche Träumerin aus dem physischen Körper geschlüpft sei und das traurige Schicksal ihres Bruders als Wanderin im Astralleib miterlebt habe. Der Traum gibt sich vielmehr rein als ein Hellschtraum. Wird aber das Hellschauen in solchen Fällen wie in diesem überhaupt verständlich, wenn man nicht eine „Seelenreise“ voraussetzt? Das ist die Frage, wie sie ähnlich auch Professor Rhine selbst aufgeworfen hat und worauf eine endgültige Antwort noch aussteht.

Ein Unterhausmitglied erzählt

Ganz ähnlich liegen die Dinge auch im nachfolgenden Falle. In einem Brief, den die Zeitschrift „Das neue Licht“ veröffentlichte, berichtete Sir Robert Gowen, ein Mitglied des britischen Unterhauses, dem ihm befreundeten ungarischen Baron Georg von Szveteny folgenden selbst erlebten eigenartigen Traum:

„Vor drei Jahren träumte ich auf meinem Schloß in Kent folgendes: Ich sehe meinen Bruder nachts im Auto die Chaussee gegen London dahinrasen. Vor Müdigkeit schläft er einen Moment ein –

er fuhr selbst – ich sehe das Auto in unmittelbarer Nähe des Straßengrabens und wie es plötzlich in ihn hinein stürzt, sich hierbei zweimal überschlagend. Mein Bruder lag nun tot im Feld, während seine Mütze auf der Chaussee zu sehen war.

In diesem Moment erwachte ich und telefonierte gleich dem in der nächsten Stadt wohnenden Doktor, er möge sich sofort ankleiden, ich würde ihn im Auto abholen. Als ich nun in der Stadt ankam, erzählte ich dem Arzt von dem geträumten Vorfall und fuhr ihn gleich zur Unfallstelle, zwei Stunden von der Stadt entfernt, die ich im Traume genau gesehen hatte. Und siehe: wir fanden an der bezeichnenden Stelle meinen toten Bruder im Felde, das umgestürzte Auto und die Kappe auf der Straße.“

Auch in diesem Traum ist nur von „Sehen“ die Rede, nicht von einem Wandern außerhalb des physischen Leibs. In Wirklichkeit gibt der Bericht ebensowenig eine Erklärung für diesen Wahrtraum, wie im vorigen Falle eine durch die träumende Frau versucht wird. Beiden Fällen gemeinsam ist aber das starke Erleben des Traum inhalts, der für die Betroffenen so überzeugend und zwingend ist, daß sie keine Ruhe geben, bis durch sofortiges Handeln der tragische Sachverhalt als zutreffend bestätigt ist.

Darf man da nicht wirklich fragen, ob ein Traum eine solche Überzeugungskraft nicht erst dadurch gewinnen kann, daß ein feinstofflicher Leib des Träumenden an Ort und Stelle die Wahrnehmungen gemacht habe, wie sie „geträumt“ wurden? Vielleicht ist keine Hypothese, die man über Wesen und Zustandekommen derartigen Hellsehens im Traume aufstellen kann, so einfach und einleuchtend wie die eines tatsächlichen Wanderns und Mitdaseins des Astralleibs. Wem freilich die Annahme eines solchen Gebildes nicht glaubhaft genug erscheint, muß zu einer anderen Vorstellung seine Zuflucht nehmen, um Träume wie diese zu erklären.

Der Flugzeugpilot

Die folgende Geschichte aus dem zweiten Weltkrieg stammt von der Mutter eines englischen Flugzeugführers, die ihren Bericht für das vorliegende Buch geschrieben hat. Damit der Autor Stevens die Wahrheit der von ihr gemachten Angaben nicht bezweifle, unterzeichneten den Bericht außer ihr selbst noch fünf weitere Personen. Diese bezeugten, daß die Dame ihr Traumerlebnis erzählte, noch

ehe sein Wahrheitsgehalt erwiesen war. Sie schrieb aus Fleetwood in Lancashire, und das Folgende ist ein Auszug aus ihrem Brief.

Eines Nachts hatte die Mutter des Piloten im Schlaf das lebhaft empfinden, sich in einem Raum mit einer Bar zu befinden, den sie vorher noch nie gesehen hatte. Sie war von jungen Männern in Fliegerkleidung und Pelzen umringt, die offenbar auf ihren Einsatz warteten. „Plötzlich“, so erzählt sie, „hörte ich die Stimme meines Sohnes an meiner Seite sagen: ‚Ich krieg’ die Motten! Ich habe zwölf und sechs gewonnen!‘“ Da erst sah sie, daß er und vier andere neben ihr an einem Tische Karten spielten.

Unmittelbar danach vernahm sie einen „ganz eigenartigen Signalton“. Darauf sprangen die Jungs auf und stürmten, ohne sich noch um sonst etwas zu kümmern, aus dem Raum. Eine Stimme rief aus: „Einsatz für Hannover!“

An diesem Punkt ihres Traums wachte die Mutter auf. Sie notierte die Zeit und erzählte ihn ihrem Sohn in einem Brief. Er antwortete, die von ihr beschriebene Szene habe sich bis in alle Einzelheiten wirklich so abgespielt, und er habe ihren Brief auch seinen Kameraden gezeigt. „Sie waren alle bestürzt.“

Ein zweiter, ihren Sohn betreffender Traum folgte einige Zeit später, und auch dieser war ungewöhnlich realistisch. Es schien der Träumenden, sie befände sich im hinteren Teil des Flugzeugs, das ihr Sohn steuerte; sie sah die Besatzung und hörte ihr zu. Sie schreibt: „Sie schienen alle so aufgereggt.“ Plötzlich hörte sie die Stimme ihres Sohnes ausrufen: „Hier ist Brest! Hier ist unser Ziel. Mensch, laß sie fallen, laß die Eier fallen!“

Als sie das hörte, schaute sie nach unten und sah, wie die Bomben fielen. Im Hafen lagen „zwei große, blitzende deutsche Schiffe“, von denen sie wußte, daß es die „Scharnhorst“ und die „Dresden“ waren. Der Hafen und seine Umgebung boten einen auffallend schönen Anblick, den sie bewunderte, während sie die Bomben aufschlagen hörte. Das Krachen weckte sie auf.

Sie erhob sich sofort und weckte ihren Mann und andere Familienmitglieder, um ihnen den Traum zu erzählen. Sie konnten also die Erzählung ihrer Mutter bezeugen. Darauf ging sie ungesäumt ins untere Stockwerk, um ihrem Sohn alle Einzelheiten ihres nächtlichen Erlebnisses zu schreiben, solange diese noch lebendig vor ihrem geistigen Auge standen.

Zu dieser Zeit war ihr Sohn in Slough stationiert. Er antwortete umgehend und in großer Aufregung. Jede Einzelheit dieses Traums,

so erklärte er, treffe buchstäblich zu. Auch diesmal zeigte er den Brief seiner Mutter den Kameraden in seiner Messe, und wieder waren sie aufs äußerste erstaunt.

Zum Schluß schreibt die Berichterin, daß sie kurze Zeit danach, am 25. Mai 1941, die Stimme ihres Sohnes „Mutter“ ausrufen hörte. Als sie diesen Ruf vernahm, heißt es in ihrem Brief, „sagte mir mein Instinkt, daß meinem Sohn etwas zugestoßen sei; am 27. Mai kam das Telegramm mit der tragischen Nachricht, er sei vermißt. Das Luftfahrtministerium sagte nur, daß die Flugzeuge sich auf Einsatzflügen über der Westküste Frankreichs befanden.“

Der Brief schließt mit der Versicherung: „Dies ist ein vollkommen wahres Dokument und kann von folgenden Personen bestätigt werden, denen ich damals alles erzählte.“ Darauf folgen sechs Unterschriften. Aber auch ohne diese ernste Beteuerung und diese Unterschriften kann wohl niemand diesen Brief lesen, ohne von seiner Aufrichtigkeit überzeugt zu sein.

Hier handelt es sich um zwei Traumerlebnisse von ungewöhnlicher Deutlichkeit und mit Einzelheiten, wie sie Träume sonst im allgemeinen nicht kennen. Die Mutter selbst spricht nicht von einem Wandern im Traum, aber was sie beschreibt, kann kaum anders gedeutet werden. Will man sagen, dies seien nur Hellschträume, so darf man fragen, ob dieses Hellschauen nicht mittels Astralleibs geschehen sei. Die Berichterin hat den letzten Traum, in welchem sie im Flugzeug ihres Sohnes beim Flug über Frankreich zu sein glaubte, nach ihrem Brief beigefügten Worten als Mahnung aufgefaßt. Aber das braucht keineswegs auszuschließen, daß die hier ausgesprochene Deutung des Traumvorgangs zutreffend sein kann.

Die Party

Dieser Traumbericht stammt aus zweiter Hand; doch ist er so gut bestätigt, wie man es nur verlangen kann. Er wurde von „W. Walsham Bedford, Weihbischof von Ost-London“ unterzeichnet.

Der „Spectator“ hatte schon früher einmal eine Mitteilung über diesen Traum gebracht. Auf Wunsch der Untersuchungsbeauftragten der S. P. R. hat der Bischof den Bericht überprüft und berichtigt. Nicht ohne Grund hatte man gerade ihn gebeten, dies zu tun. Denn sein Vater und seine Tante waren die eigentlichen Zeugen der Geschichte, die eine Frau Forrest erlebte. Der Bischof schrieb: „Ich bat

meinen Vater und meine Tante, meinen Bericht zu bestätigen und eventuell zu berichtigen, und sie taten dies auch.“

Nun die Geschichte selbst. Der Vater des Bischofs, W. Wybergh How, verließ als junger Mann sein Vaterhaus, das Pfarrhaus zu Isell in Cumberland, und ließ sich als Anwalt in Shrewsbury in Shropshire nieder. Eines Tages nahm er sich vor, in Begleitung seiner Schwester Christiane an einem bestimmten Montag von auswärts nach Shrewsbury zurückzufahren. Das war noch in der Postkutschenzeit. Sie wollten ihre Reise in der Stadt Everton unterbrechen, um die Nacht bei einer Frau Forrest zu verbringen, ihrer früheren Gouvernante, die jetzt als verheiratete Frau dort wohnte.

An jenem Sonntag wurden sie indes nach der Kirche von ihrem Onkel und ihrer Tante, den Wyberghs, überredet, die Rückreise um einen Tag zu verschieben. Die Wyberghs, die auch in Isell lebten, gaben am Montagabend eine Party für junge Leute, und es war ihr herzlicher Wunsch, daß ihr Neffe und ihre Nichte dabei sein sollten.

Darum sandten diese an Frau Forrest einen Brief mit der Mitteilung, sie kämen statt Montag erst Dienstagabend in Everton an. Frau Forrest erhielt aber diese Nachricht der Hows nicht rechtzeitig und war sehr enttäuscht, als sie bei der Ankunft der Postkutsche feststellen mußte, die jungen Leute seien nicht unter den Reisenden. Der Brief wurde Frau Forrest erst am Mittwoch zugestellt.

Die Hows machten am Montag die Party mit und kamen dann am Dienstag mit der Postkutsche in Everton an. Als sie Frau Forrest die eintägige Verzögerung ihres Kommens erklärten, überraschte sie diese durch eine Mitteilung: am vorhergehenden Abend sei sie enttäuscht zu Bett gegangen, und da habe sie geträumt, der Grund für das unerwartete Ausbleiben der Geschwister sei deren Teilnahme an einer Party. Ja, noch mehr: Frau Forrest erklärte, selbst bei dieser Party zugegen gewesen zu sein!

Diese erstaunliche Bemerkung klang für die Hows, als sei die Gute nicht recht bei Trost. Aber obwohl sie auf den Gesichtern ihrer Gäste Überraschung und Unglauben bemerkte, ließ sich Frau Forrest nicht aus der Fassung bringen. Als sie dann alle vereint um den Abendbrottisch saßen, fuhr sie in der Erzählung ihrer Geschichte fort. Von diesem Punkt an ist es wohl besser, dem Bischof selbst das Wort zu geben. Er schreibt:

„Frau Forrest sagte, sie müsse ihren Traum erzählen, da er so wunderbar lebendig gewesen sei. Und was das Wichtigste von allem war: sie berichtete den Hows, wer alles an der Party teilgenommen

hatte. Ihre Aufzählung stimmte völlig und bot eine kleine Überraschung. Da sie lange genug als Erzieherin im Pfarrhaus gelebt hatte, kannte sie alle Nachbarn genau. Sie beschrieb nun alle Umstände des Abends im einzelnen. So sagte sie u. a., sie habe einige Teilnehmer in Maskenkostümen tanzen sehen. Dann sprach sie von einem schmutzigen runden Tisch, den sie früher niemals im Wohnzimmer bemerkt hatte, und erzählte, wie die Gäste aus einer Schüssel, die darauf stand, aßen. Es gab ein Getränk aus Milch, Wein und Zucker, „Sillabub“ genannt. Und da jemand sagte, es müsse an einem runden Tisch gegessen werden, holte man einen aus der Küche.

Frau Forrest berichtete weiter, wie die Eltern Wybergh und How, die im inneren Wohnzimmer Boston spielten, in den Raum traten und fragten, was die jungen Leute machten. Die alten Herrschaften schätzten es nicht, daß der schmutzige Küchentisch hereingebracht worden war. Schließlich erzählte Frau Forrest, daß die ältere Generation nicht an den Tisch kommen durfte, daß man ihnen jedoch erlaubte, den Inhalt der Schüssel zu probieren. Auch andere Einzelheiten wußte sie noch zu berichten.

Früh am Morgen im Bett hatte Frau Forrest den Traum ihrem Mann erzählt, später auch ihren Kindern. Eines von diesen verbesserte nun die Erzählung der Mutter und sagte: Heute morgen, Mama, hast du uns aber so und so erzählt. Die Verbesserung brachte die genaue Wiedergabe dessen, was sich zugetragen hatte.

„Mein Vater und meine Schwester“, schreibt der Bischof, „waren aufs höchste überrascht und erstaunt darüber, wie Frau Forrest alle Einzelheiten angeben konnte. Und ihre Verblüffung wuchs noch, als diese am Schluß ihrer Erzählung sagte: ‚Und den ganzen Abend lang saß ich auf einem Sofa neben einer jungen Witwe.‘

Die ‚Witwe‘ war in der Erzählung der einzige Irrtum, und auch das nur scheinbar. Denn einige Jahre später traf ich diese Dame (die damals noch Fräulein Fenton hieß), und wir sprachen über den wunderbaren Traum. Da erzählte sie mir, er komme der Wahrheit doch sehr nahe. Auf der Party war Fräulein Fenton nämlich wegen ihres Bruders in tiefe Trauer gekleidet! Damals war sie verlobt, bald darauf heiratete sie; ihr Mann starb jedoch kurz danach auf der Reise nach Indien.“

Sicher wäre es auch in Wachsituationen natürlich, eine junge Frau in schwarzen Trauerkleidern irrtümlich für eine Witwe zu halten. Alle weiteren Einzelheiten, sagt der Bischof, auch die genauesten Angaben über sonstige Vorgänge bei der Party, waren zutreffend.

Das Erstaunliche aber ist, daß und wie Frau Forrest ihre Anwesenheit bei dem Fest erlebte. Sie spricht nicht von einem Austritt des Astralleibs aus ihrem physischen Körper und von seiner Rückkehr in denselben. Aber was und wie sie es erlebt hat, deutet vollständig auf eine solche „Seelenreise“. Irgendwie war sie nach ihren eigenen Angaben bei der Party dabeigewesen und saß den Abend über auf einem Sofa neben einer jungen Frau in Trauerkleidung, die sie nicht kannte. Alle ihr persönlich von früher her bekannten Teilnehmer des Festes wußte sie mit Namen zu nennen, sie sah und hörte, was die einzelnen taten. Sie bemerkte die Maskenkostüme, den runden Tisch, der nicht ins Zimmer gehörte, das Sillabub-Getränk und andere nachher als zutreffend bestätigte Einzelheiten. Sie hörte auch völlig richtig einen Teil der Gespräche der Gastgeber und ihrer Gäste.

Geht das nicht durchaus über das hinaus, was Träumende in reinen Hellschträumen im allgemeinen wahrzunehmen pflegen? Ist dies also ein hellsichtiger Traum oder ein Fall von „Wandern im Traum?“ Der Leser möge sich selbst ein Urteil bilden.

Der Graf von Covadonga

Hier folgt nun wieder eine Geschichte, bei der der Autor Stevens selbst Zeuge der Traumerzählung war, bevor sie sich als wahr erwies. Der Traum wurde im Stevensschen Sommerheim auf der Insel Nantucket von Stevens' Sohne geträumt, und zwar im September 1938. Die Begebenheit trug sich nach der Niederschrift des Vaters Stevens folgendermaßen zu:

„Eines Morgens war der junge Mann nicht am Frühstückstisch erschienen, als der Morgenimbiß gerade serviert werden sollte. Auch hörten wir keinen Laut aus seinem über der Küche gelegenen Schlafzimmer. Emily, unser Mädchen, rief vom Fuß der Treppe freundlich zu ihm hinauf und bat ihn, sich zu beeilen und herunterzukommen. Doch alles blieb still. Darauf ging Mutter die Treppe hinauf, um zu sehen, warum der Junge ausbleibe. Sie fand ihn aufrecht im Bett sitzend. Seine Augen starrten mit einem seltsamen Ausdruck, als erfülle ihn etwas Schreckliches, dessen Zeuge er geworden war.

‚O Mutter!‘ rief er, ‚ich habe einen ganz fürchterlichen Traum gehabt. Er war so wirklich, ich kann gar nicht darüber hinwegkommen!‘

„Das war nur ein Alptraum. Geh schnell nach unten. Du hältst das Frühstück auf, und Emily hat heute noch viel zu tun.“

„Aber dieser Traum war anders“, widersprach er. „Ich habe nie zuvor solch einen Traum gehabt.“ Und er bestand darauf, der Mutter sogleich zu erzählen, wie es gewesen war. Als er herunterkam, ging er in die Küche und wiederholte sein Erlebnis Emily. Am Frühstückstisch berichtete er dann mir alles noch einmal genau. Seine Erzählung lautete:

„Ich befand mich an einem fremden Ort, und es schien mir, als schwebte ich in der Luft, vielleicht zwanzig Fuß über dem Erdboden, und zwar hinter einem Auto, das eine schmutzige Straße entlang fuhr. Irgendwie konnte ich wahrnehmen, daß ein Mann und ein Mädchen in dem Wagen saßen. Plötzlich sah ich die Maschine von der Straße abgleiten und, mit dem Vorderteil voran, gegen einen hohen Pfahl krachen. Doch der Wagen überschlug sich nicht.“

Nach einer Weile bemerkte ich, wie ein großer schlanker Mann – er sah wie ein Ausländer aus – aus dem Auto kroch und sich ins Gras legte. Er hielt eine Hand auf den Magen, als ob er große Schmerzen litte. Dann zündete er eine Zigarette an und versuchte zu rauchen. Doch hatte er offenbar zu große Schmerzen, denn er ließ die Zigarette aus dem Munde fallen. Dabei sagte er etwas wie: »Ich fühle ein schreckliches Miasma«, was ich für ein Fremdwort hielt. Wie ich ihn ansah, kam eine Dampfwolke aus seinem Mund, und mir fielen die Geschichten ein, die ich gelesen hatte: wenn die Seele den Körper verlasse, könnten sie manche Menschen in Form einer Nebelwolke entweichen sehen. Aber dann erkannte ich, es sei nur der Zigarettenrauch, den der Mann inhaliert hatte.

Während der ganzen Zeit war ich mir bewußt, daß das Mädchen daneben stand. Doch das war lediglich eine Art halbe Wahrnehmung, denn ich schaute nur auf den Mann. Ich wußte auch, daß das Mädchen nicht schlimm verletzt war. Aber irgendwie nahm ich wahr, daß der Mann erledigt sei, daß er bei dem Unfall eine tödliche Verletzung erlitten hatte.

Es war alles so klar, daß ich sicher bin: dies hat sich irgendwo zgetragen, fuhr er fort. „Ich wette, es wird etwas darüber in der Zeitung stehen. Laß uns darauf achten!“

Den ganzen Vormittag über sprach er nur von seinem Traum; er konnte ihn offenbar nicht abschütteln. Er hatte wirklich gesehen, wie ein Mann in einem Unfall auf der Landstraße zu Tode kam.

Wir erhielten die Zeitung „New York Herald Tribune“ auf

Nantucket mit der Nachmittagspost. Als meine Frau den Briefträger an der Tür hörte, ging sie, um ihm die Post und die Zeitung abzunehmen. Mein Sohn und ich waren im Wohnzimmer, als sie hereinkam. Sie trug die Zeitung, oben angefaßt, in der Hand, und zwar so, daß ein Teil der ersten Seite zu sehen war. Kaum hatte sie das Zimmer betreten, als mein Sohn vom Stuhl aufsprang und auf ein Klischee auf der ersten Seite zeigte.

„Hier“, rief er aufgeregt, „das ist der gleiche Mann, den ich im Traum gesehen habe!“ Neugierig drängten wir uns alle um die Zeitung, als er mit dem Finger auf des Photo eines dunklen jungen Mannes mit kurz gestutztem schwarzen Schnurrbart deutete: „Der Graf von Covadonga“ lautete die Unterschrift. Dann lasen wir die Geschichte:

„Miami, Florida, den 7. September (1938). Der Graf von Covadonga, ein ehemaliger spanischer Thronanwärter, starb heute nach einem Autounfall an der Bluterkrankheit. Seine Mitfahrerin, Fräulein Mildred Gaydon, eine Nachtclub-Angestellte, wurde wegen fahrlässiger Tötung unter Anklage gestellt. Die Beschuldigte sagte aus, die Steuerung ihres alten Sedans habe versagt, als sie einem Lastwagen auswich; der Graf und sie seien außerdem fünfzehn Minuten lang im Innern des Wagens festgesessen, nachdem das Auto auf der linken Seite der Landstraße gegen einen Pfahl gefahren war.“ In der Meldung hieß es weiter, daß sie nur Quetschungen erlitten habe, auch daß sie Zigarettenverkäuferin im ‚Pirates‘ Den‘, einem Künstlerlokal in Miami, sei. Der Graf hatte Schnittwunden am Kopf und im Gesicht, außerdem hatte er wahrscheinlich einen Schädelbruch. Dennoch hätte er weiterleben können, wäre nicht die Blutung gewesen, die nicht rechtzeitig zum Stillstand gebracht werden konnte. Er starb im Krankenhaus. Ein Jahr vor dem Unfall hatte er in einem Hotel in Miami Wohnung genommen.

Es scheint kaum nötig, die Übereinstimmung zwischen dem Traumbericht und der Zeitungsmeldung zu betonen. Lediglich die Erzählung des Mädchens über das Ausweichen vor einem Lastwagen wich ab vom Traum meines Sohnes. Er sah keinen Lastwagen, sondern bemerkte nur, wie das Auto von der Straße nach links wegrutschte und gegen einen hohen Mast krachte.“

Die Zeitungsmeldung erwähnte keine Zeitangabe, weder für den Unfall in der Nacht noch für den Tod, der einige Stunden nach der Einlieferung des Grafen ins Krankenhaus eintrat. Die Zeit, zu der man einen Traum hatte, kann man aber auch kaum genau angeben.

Dieser Traum meines Sohnes war offenbar hellsehend. Drei von uns im Haus hörten ihn seinen Traum zu wiederholten Malen erzählen, und zwar sieben oder acht Stunden vor dem Eintreffen der Zeitung.

Radioverbindung mit dem Festland hatten wir während des Sommers nicht. Mein Sohn hatte den Grafen niemals gesehen. Doch erinnerte er sich, bei einer ‚kubanischen Party‘ in Miami Beach im Februar 1935 einem Mädchen vorgestellt worden zu sein, das angeblich mit dem Grafen Covadonga verlobt war. In dem Augenblick jedenfalls, wo sein Auge das Photo auf dem Zeitungsblatt erblickte, erkannte er – quer durch den Raum – den jungen Mann, den er tödlich verwundet im Traum gesehen hatte.“

Mit Recht wird der Traum vom Vater des Perzipienten als Hellsehtraum bezeichnet. Aber der Träumende selbst gebraucht in seiner Erzählung die Redewendung: „Es schien mir, als schwebe ich in der Luft.“ Es drehte sich also um ein analoges Erlebnis wie in den von Professor Rhine und Sir Robert Gowen und anderen berichteten Fällen, in denen die Träumenden ebenfalls ein Austreten aus dem physischen Körper nicht – wie die Damen Griggs – bewußt erlebt haben. Gleichwohl liegen dort wie hier Kennzeichen eines „Wanderns im Traum“ vor, so daß auch diese Traumgeschichte ihren Platz in diesem Kapitel finden darf, ohne daß damit über das Phänomen als solches etwas Eindeutiges ausgesagt sein soll.

Man könnte dem Problem des „Wanderns im Traum“ sicher näher kommen, wenn es möglich wäre, auch den angeblich ausgetretenen Astralleib eines Schlafenden selbst zu beobachten. Denn dann ließe sich offensichtlich mit mehr Recht als so sagen, es handle sich nicht um ein nur subjektives Erlebnis, dem kein objektiver Vorgang zugrunde liege. Es gibt in der Literatur manche Beispiele, die hierherzugehören scheinen, und von denen wenigstens zwei hier ihren Platz finden sollen, um zu zeigen, daß das in Frage stehende Phänomen nicht mit leichter Hand zur Seite geschoben werden kann.

Rettung aus Seenot

Robert Dale Owen und sein vor fast hundert Jahren zum ersten Mal erschienenes Buch „Footfalls on the Boundary of Another World“ (Schritte an den Grenzen einer anderen Welt) wurde schon an anderer Stelle genannt. Sein starkes Interesse für die zu seiner Zeit Spiritualismus genannten Phänomene wurde ihm von manchen

Seiten verübelt. Aber er stand im praktischen Leben voll und ganz seinen Mann und war u. a. sechs Jahre lang Gesandter der Vereinigten Staaten in Neapel. Lebte er noch, so wäre er sicher heute ein Förderer medialer und parapsychologischer Forschungen.

In dem genannten Buch ist auch der folgende Fall enthalten, bei dem erst die Wirkung eines Traums sichtbar wird, ehe man von der Tatsache des Traums selbst erfährt.

Im Jahre 1828 fuhr der damals etwa dreißigjährige Schotte Robert Bruce auf einem zwischen Liverpool und St. John in Neubraunschweig fahrenden Handelsschiff als Steuermann. Es war nicht weit von der Küste von Neufundland, als er eines Mittags in seiner Kabine mit der Berechnung der Schiffsposition beschäftigt war. Das Ergebnis befriedigte ihn nicht. Er glaubte, der Kapitän sei in der Nachbarkajüte und rief zu ihm hinüber: „Welches Ergebnis haben Sie, Kapitän?“

Er sah über die Achsel und glaubte den Kapitän schreiben zu sehen. Auf seine Frage erhielt er aber keine Antwort. Darauf näherte er sich dem Schreibenden. Doch als dieser den Kopf hob, erblickte Bruce zu seinem Schrecken ein völlig fremdes Gesicht. Eilends stürzte er aufs Verdeck, wo er den Kapitän fand, dem er das eben geübte Erlebnis berichtete.

Als beide zusammen nun die Kajüte betraten, war sie leer. Doch bei näherem Zusehen fanden sie auf der Schreibtischplatte des Kapitäns die Worte geschrieben: Steuert nach Nordwest! Die Handschrift war ihnen völlig unbekannt. Wer auf dem Schiff kein Analphabet war, mußte eine Handschriftprobe geben, doch keiner schrieb in der vorgefundenen Handschrift. Um den geheimnisvollen Vorgang zu klären, wurde das ganze Schiff nach einem blinden Passagier durchsucht, aber man fand niemand.

Nach einigem Überlegen beschloß der Kapitän, zu seiner Beruhigung nach Nordwesten zu steuern. Es konnte sich nur um einen Umweg von ein paar Stunden handeln. Und siehe da: sie stießen alsbald auf ein wrackes Schiff, das völlig vom Eise eingeschlossen war. Das Schiff war auf der Fahrt nach Quebec in Seenot geraten, und Mannschaft und Passagiere befanden sich in größter Gefahr.

Die Schiffbrüchigen wurden an Bord gebracht. Dabei durchzuckte es Bruce auf einmal wie ein Schlag; denn in einem der Geretteten erkannte er deutlich das „Phantom“, das er in der Kapitänskajüte gesehen hatte. Gesichtszüge und Kleidung ließen keinen Zweifel. Zum Überfluß bat der Kapitän den Betroffenen, noch einmal zu

schreiben: „Steuert nach Nordwest!“ – und siehe da: es waren dieselben Schriftzüge, wie sie Bruce in der Kajüte vorgefunden hatte.

Zur Aufklärung berichtete der Kapitän des wrackten Schiffs, der Schreiber sei um Mittag plötzlich eingeschlafen. Als er wieder aufwachte, habe er versichert: „Heute werden wir gerettet!“ Im Traum sei er nämlich an Bord eines unweit segelnden Schiffs gewesen. Er habe es so genau beschreiben können, daß es die Schiffbrüchigen nachher sofort erkannten. Der Schreiber selbst bestätigte diese Angaben in allen Punkten und sagte, er habe in seinem Traum alle Einzelheiten auf dem herannahenden Schiff genau gesehen.

Robert Dale Owen hatte diesen Bericht aus dem Munde von Kapitän Clarke, der sich wieder auf den Steuermann Robert Bruce als Quelle bezog. Der Fall liegt einige Generationen zurück und stammt nicht aus erster Hand. Wenn auch an sich kein Grund zu Mißtrauen in die persönliche Glaubwürdigkeit der Beteiligten besteht, kann man sich zu gewissen Zweifeln berechtigt fühlen.

Ist er aber zutreffend wiedergegeben, so zeigt der Bericht, wie ein Träumender, ohne es offenbar zu ahnen, seinen Astralleib ausandte und mit dessen Hilfe sogar ein paar Worte auf einem anderen Schiff niederschrieb. Und diese Worte führten zur Rettung der bedrohten Passagiere und Mannschaften aus Seenot.

Man könnte über eine solche Erzählung hinweggehen, wenn sie vereinzelt wäre. Aber in den Veröffentlichungen der S. P. R. finden sich noch manche Beispiele, welche mit diesem verwandt und dabei besser bezeugt sind.

Erlebnis eines Reverends

Der nachfolgende Fall verdient volle Beachtung. Es handelt sich dabei um das Traumerlebnis eines anglikanischen Geistlichen, des Reverend Arthur Hamilton Boyd, und der Fall wurde von der englischen S. P. R. veröffentlicht. Der Reverend schreibt:

„Es war im Februar 1891. Ich weilte im New Club in Edinburgh und sank dort abends gegen elf Uhr in tiefen Schlaf, der etwa eine Stunde dauerte. Dabei träumte ich mit außerordentlicher Klarheit folgenden Vorgang:

Ich war auf der Straße und bemühte mich, lange Schritte zu machen. Es schien mir nämlich, ich sei spät daran und ich wollte doch pünktlich zum Dinner zu Hause sein. Angekommen schloß ich

die Haustür mit dem Schlüssel auf, den ich stets bei mir trage, und eilte schleunigst die Treppe hinauf; ich wollte mich nämlich noch vor dem Essen in meinem Zimmer umziehen.

Beim eiligen Hinaufsteigen schaute ich über die Schulter zurück und erblickte meinen Vater, der aus der Tür des Salons zu mir hinauf sah.

An diesem Punkt meines Traums wachte ich auf“, schreibt der Reverend. „Ich bemerkte, daß Mitternacht schon vorüber war, und eilte im Geschwindschritt nach Hause. Bei der Ankunft sah ich mit Überraschung, daß das ganze Haus beleuchtet war. Mein Vater und mein Bruder durchsuchten alle Räume und riefen nach mir mit lauter Stimme.

Als ich das Haus betrat, war mein Vater sehr erstaunt, und fragte mich, wo ich denn gewesen sei. Als ich ihm sagte, ich komme eben aus dem Klub, wollte er von mir wissen, ob ich nicht vor Mitternacht schon einmal dagewesen sei. Auf meine verneinende Antwort berichtete er folgendes:

Seiner Gewohnheit nach hielt er sich bis gegen Mitternacht im Salon auf und stand dann auf, um zu Bett zu gehen. Im Begriff, vom Salon in den Flur zu gehen, hörte mich mein Vater an die Türe klopfen und sah mich deutlich, wie ich den Flur durchschritt und die Treppe hinaufeilte. Während er mir nachblickte, sah er mich über die Schulter zurückschauen, ihn ins Auge fassen und dann verschwinden.

Als er zu meiner Mutter ins Zimmer trat, sagte er, daß er den Riegel vorgeschoben habe, denn ich sei eben nach Hause gekommen. Meine Mutter fand, es sei merkwürdig, daß ich auf mein Zimmer gegangen sei, ohne ihr Gutenacht zu sagen. Da sie offenbar von meiner Rückkehr nicht überzeugt war, sah mein Vater bei mir nach und fand mein Zimmer leer.

Darauf begann mein Vater mit Unterstützung meines Bruders in allen Zimmern nach mir zu suchen. In diesem Zeitpunkt kam ich dann tatsächlich nach Hause. Wir alle waren über das ungewöhnliche Vorkommnis in einer Weise verblüfft, daß wir es nie vergessen werden.“

Dieser, auch von den Familienangehörigen des Reverends bestätigte Vorfall scheint in der Tat eine Aussendung des „Doppelgängers“ im Schlaf, ein kurzes „leibfreies Wandern im Astralleib“, zu sein. Es fällt schwer, hier nur von Hellsehen zu sprechen. Denn nicht nur glaubte der Reverend in seinem Traume nach Hause zu eilen

und dort die Treppe hinaufzugehen, sondern gleichzeitig sah sein Vater das, was er für seinen Sohn in Fleisch und Blut hielt, nach Anklopfen zur Haustür hereinkommen und an ihm vorbei durch den Flur und die Treppe hinaufsteigen.

Durch Fälle solcher Art erfährt die Theorie, mit der wir hier dem Verständnis einiger Träume näherzukommen suchten, eine Stütze. Ist die eingangs schon geäußerte Auffassung von okkulten Seite richtig, daß ein feinstofflicher Wesenanteil während des Lebens zeitweise und vorübergehend und beim Tode endgültig sich vom physischen Körper löse, so werden auch manche Träume von Verstorbenen begreiflicher.

Gemeint sind hier in erster Linie jene immer wieder berichteten Beispiele, in denen ein kürzlich Verstorbener im Traume genau so lebendig und wirklich, so stark und nahe erlebt wird, wie die Erlebnisse bei den in diesem Kapitel berichteten Träumen bei allen Rezipienten zu sein scheinen. Denn in geradezu auffälliger Weise kehrt die Wendung wieder, daß das im Traum Erlebte so wirklich und so deutlich gewesen sei. Und in der Tat sind diese Traumerlebnisse offenbar stark, einprägsam und unvergesslich.

Ist man bereit, die Hypothese des Astralleibs anzunehmen, so werden auf jeden Fall manche Träume, die in früheren Kapiteln berichtet wurden, in einem tieferen Sinne begreiflich und sprechen durchaus für das Hereinragen einer Jenseitswelt, einer Welt der Abgeschiedenen in unser Träume, mindestens dann, wenn unser eigener Astralleib sich im Traum so gelöst haben sollte, daß er auch die Schatten der Gestorbenen zu erleben vermag. Es steht dem Leser natürlich frei, ob er solche Anschauungen, die hier mit aller Vorsicht referiert werden, zu seinen eigenen machen will.

10. KAPITEL

VORSCHAU UND RÜCKSCHAU IM TRAUM

Das Déjà-vu-Phänomen

Jedes ungeklärte Phänomen ist eine Frage an die Wissenschaft. Denn von dieser Instanz erwartet der heutige Mensch in erster Linie die Lösung von Unklarheiten. Manche der in diesem Buch berichteten Traumgeschichten, an deren Wahrheit wir nicht zweifeln können, sind beunruhigend, weil sie zunächst unerklärlich sind. Es genügt uns ja nicht, zu wissen, daß es eigenartige Traumvorgänge gibt – Wahrträume, die Raum und Zeit überwinden und andere merkwürdige Traumphänomene – wir möchten gerne auch erfahren, wie solche Träume zustande kommen, wie sie möglich sind, wie man sie erklären kann. Aber in dieser Hinsicht läßt uns die Wissenschaft – mindestens vorläufig – noch weitgehend ohne Antwort.

Seltsam und besonders beeindruckend ist es, wenn wir in eine bestimmte Umwelt im Traum eher gelangen als in Wirklichkeit. Viele Träume versetzen uns in unbekannte Gegenden, in denen wir noch nie waren, unter Menschen, denen wir noch nie begegnet sind, sie lassen uns Gespräche führen, die im wirklichen Leben noch nie stattgefunden haben. Dabei dreht es sich nicht um eine Traumwiedergabe von Erinnerungen, aber genau so wenig um den Ausdruck von Sehnsüchten und Wünschen. Manchmal aber widerfährt uns später in Wirklichkeit, was wir im Traum zuerst erlebt haben. Von Vorschau im Traume ist in diesem Buch schon ausgiebig gesprochen worden. Aber dabei wurde ein Gesichtspunkt vernachlässigt, der doch wohl manchmal eine wichtige Rolle spielt: das Auftreten eines echten oder eingebildeten Bekanntheitsgefühls, des sogenannten Déjà-vu-Erlebnisses. Worum handelt es sich da?

Zunächst: es gibt auch Erinnerungstäuschungen und ein falsches Gedächtnis, es sind Zweifel daran berechtigt, ob wir uns des in Träumen Erlebten nachher immer richtig erinnern. Aber das gleiche gilt auch von unseren Wahrnehmungen und Erlebnissen im Wachzustand. An einem Ort, in einer Gegend, die wir vorher noch nie betreten haben, überkommt uns z. B. auf einmal schlagartig das Gefühl: diese Örtlichkeit kenne ich doch – bin ich etwa schon mal im Traume hier gewesen? Oder: wir kommen mit einem bisher unbekanntem Menschen ins Gespräch und glauben auf einmal, ein ganz gleichartiges Gespräch im Wachen oder Träumen schon einmal geführt zu haben, ohne uns im einzelnen klar darauf besinnen zu können.

Das ist das in vielen Spielarten auftretende Phänomen des „déjà-vu“ (schon gesehen), das häufig auch ein „déjà-entendu“ (schon gehört) ist. Und diese seltsame Erfahrung können wir im Traume ebensogut machen wie im wachen Alltag. Vielleicht ist es ein falsches Gedächtnis und ein unberechtigtes Bekanntheitsgefühl, vielleicht aber haben wir etwas, an das wir uns jetzt zu erinnern glauben, früher wirklich schon so oder ähnlich wachend oder träumend erlebt. Beides kommt vor. Auch Schopenhauer spricht davon, daß wir hinsichtlich unserer Erinnerung bei unbedeutenden Vorgängen im Zweifel sein können, ob sie geträumt oder wirklich geschehen seien.

Meist bleibt es unentschieden, ob wir uns täuschen, ob wir uns das Schon-einmal-dagewesen-sein irrtümlicherweise einbilden oder nicht. Soweit es sich um Träume handelt, versagt meist die Kontrolle; denn wir führen ja über unsere alltäglichen kleinen Träume im allgemeinen kein Buch und erinnern uns ihrer häufig schon nach dem Erwachen nur unvollkommen oder gar nicht. So läßt sich oft nicht entscheiden, ob dem Auftreten des Bekanntheitsgefühls, des Déjà-vu-Phänomens, tatsächlich ein Wach- oder Traum-Erlebnis irgendwann vorangegangen ist.

Sicher beruht manches Déjà-vu-Gefühl nur auf einer Selbsttäuschung, auf einem Spiel der Phantasie, auf einem unbeabsichtigten nachherigen Zurechtrücken erlebter Situationen und Umstände. Aber nur Unerfahrene und unbelehrbare Skeptiker bezweifeln, daß man Begebenheiten und Situationen – mögen sie einer vergangenen Zeit oder Gegenwart und Zukunft angehören – im Traume vorwegerleben kann, ehe ihr Wahrheitsgehalt feststeht.

Vorschau und Déjà-vu-Erlebnis

Es ist kein Zufall, daß Dichter, die ja oft hervorragende Seelenkennner und Metaphysiker sind, von diesen Dingen vielfach mehr zu wissen scheinen als Fachgelehrte. So schreibt z. B. Charles Dickens in seinem *David Copperfield*: „Wir alle haben einmal etwas von dem Gefühl kennengelernt, das uns gelegentlich überkommt, als wenn das, was wir sagen und tun, vorher gesagt oder getan worden ist, in längst vergangener Zeit, als wären wir in längst versunkenen Zeiten von denselben Gesichtern, Sachen und Verhältnissen umgeben gewesen, und als wüßten wir vollkommen, was im nächsten Augenblick gesagt werden wird, wie wenn wir uns daran erinnerten.“ Derartiges kann uns nun im Wachen oder im Traume widerfahren. Wir träumen von einer Landschaft, wir träumen von einer Situation, und kurze Zeit nachher tritt der Trauminhalt in der Wirklichkeit auf. Ein kleines Beispiel hierzu bildet Balzacs Erzählung von Louis Lambert:

„Gegen Ende des Frühjahrs 1812 sollten wir uns zum erstenmal nach der Burg von Rochambeau begeben. Weder Lambert noch ich kannten das schöne Loiretal, in welchem die Besitzung lag. Als wir auf dem Hügel angekommen waren, von dem wir sowohl das Schloß sehen konnten wie das gewundene Tal, in welchem der Fluß glitzerte, da sagte Lambert zu mir: ‚Das habe ich ja heute nacht im Traume gesehen!‘ Er erkannte sowohl die Baumgruppe wieder, unter welcher wir standen, wie auch die Türme des Schlosses, kurz alle Einzelheiten der Gegend, welche er zum ersten Male sah. Ich fragte ihn, ob er nicht in seiner Kindheit nach Rochambeau gekommen sei. Meine Frage bestürzte ihn, aber nachdem er sein Gedächtnis geprüft hatte, antwortete er verneinend.“

Wer solche Bestätigungen von Vorhergesehenem durch die Wirklichkeit noch nicht erlebt hat, wird leicht von Erinnerungstäuschung sprechen und in einem Fall wie diesem nicht an das Vorliegen eines echten Déjà-vu-Phänomens glauben. Es ist durchaus nicht erforderlich, daß der Träumende im Augenblick des Traums das Gefühl hat, es handle sich um eine Vorschau. Wahrscheinlich ist der Fall häufiger, daß der Erlebende erst angesichts bestimmter Umgebungen und Situationen davon überrascht wird, daß er diese Umwelt schon aus einem Traume kennt.

Für Träume solcher Eigenart sind die zwei folgenden Beispiele lehrreich.

Charlotte Diedes Vater

Die nachfolgende Traumgeschichte stellt einen unbeabsichtigten Beitrag zum Déjà-vu-Phänomen dar. Sie ist durch niemand anders bezeugt als die Briefpartnerin Wilhelm v. Humboldts, an welche seine bekannten „Briefe an eine Freundin“ gerichtet sind: Charlotte Diede geb. Hildebrand aus Lüdenhausen. In diesem lippischen Ort war Charlottes Vater Pfarrer, wie es schon der Großvater und Urgroßvater gewesen waren. Charlotte nennt ihren Vater einen „vieligeliebten, tiefdenkenden, in der Ideenwelt lebenden, sogar in Traumvisionen zuweilen bis zum magnetischen Hellsehen sich vertiefenden Mann“.

Zu Humboldts Brief vom 10. September 1823, in welchem der Gelehrte kurz auf die Träume ihres Vaters zu sprechen kommt, macht Charlotte Diede einen größeren Zusatz, in dem sie einen Fall aus der Jugend ihres Vaters berichtet, der offenbar in unseren Zusammenhang gehört. Ein Zweifel an der Zuverlässigkeit ihres Berichts wäre wohl nicht berechtigt. Es heißt dort:

„Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in meiner frühesten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Ärzte wurde er erhalten und gerettet durch eine schwere Operation, die ein sehr geschickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derselbe wurde nach erfolgter gänzlicher Genesung des Vaters von der Familie wie ein teurer Wohltäter geliebt und verehrt, und beide Häuser kamen in innige Verhältnisse, um so mehr, da groß und klein von gleichem Alter waren.

Im nächsten Frühjahr wurde der erste Besuch in die benachbarte Stadt zum Doktor und Regimentsarzt M. gemacht. Dieser kleine, fröhliche Ausflug war für uns alle ein wahres Fest. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Aussteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater still und bestürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnstube.

Das M.sche Haus war alt und winkelig, man fand sich nicht gleich darin zurecht, und ein versteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kindern der Irrgarten genannt. Nach dem ersten Empfange sollten nun erst den Gästen ihre Zimmer ange-

wiesen werden. Jetzt nahm der Gast den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: „Nun will ich Sie führen.“ Schweigend brachte er ihn erst in die Gastzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Bestimmung derselben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den versteckten Gartenweg.

Fast genauer als im eigenen Hause kennt er hier jedes Möbel und gibt der erstaunten Gesellschaft folgenden Aufschluß: Während seiner dreimonatigen schweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenschlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen diesen Räumen so oft und so lange verweilt, daß er alles aufs genaueste kenne. Da er aber den Schauplatz seiner Träume nie gesehen habe, es also keine Erinnerungen sein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufstiegen, so habe er es ganz natürlich für phantastische, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußeren Anblick des Hauses, und immer mehr und mehr seine Traumbilder verwirklicht sehe!

Er mochte gerne bei dieser sonderbaren Erscheinung seines inneren Sehvermögens verweilen und erzählte diese Erfahrung gern, und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann.“

Humboldt nannte im Geiste seiner Zeit diese seltsame Fähigkeit des Pfarrers Hildebrand „magnetisches Hellsehen“, er selbst sprach von innerem Sehvermögen. Denn er hatte in seinen Träumen nicht geglaubt, etwas Wirkliches, etwas Existierendes zu erleben, wie es sich nachher seinen bestürzten Blicken zeigte. Hier handelte es sich also nicht um ein falsches Gedächtnis oder um eine Erinnerungstäuschung, sondern um ein positives Déjà-vu-Erlebnis.

Zweifellos war Pfarrer Hildebrand noch nie zuvor körperlich im Haus von Dr. M. gewesen, und gleichwohl hatte er es mit allen Einzelheiten schon vorher „gesehen“, er kannte alle Zimmer und Gänge des Schauplatzes seiner „Träume“ genau. Was in den Träumen tatsächlich vor sich ging, ist schwer zu sagen. Man kann von Hellsehen sprechen und auch von Wandern im Astralleib. Es handelte sich auf jeden Fall um einen spontanen und sich mehrfach wiederholenden Vorgang, der sich im Traume vollzog, der aber exakt zunächst nicht zu erklären ist.

Die fremde Stadt

Fast jedes Déjà-vu-Erlebnis weist eine Besonderheit und Eigenart auf. Das mag daher rühren, daß es sich hier unter Umständen um Erlebnisse dreht, bei denen Erwartungen eine gewisse Rolle spielen können. Wenigstens für den folgenden Fall dürfte das gelten. Eine in Surrey lebende Engländerin stellte dem Autor Stevens nachstehendes ungewöhnliche Traumerlebnis für dieses Buch zur Verfügung. Der leicht gekürzte Bericht lautet:

„Mein Mann gehörte vor einigen Jahren der Admiralität in einer Eigenschaft an, die von Zeit zu Zeit unseren Umzug nach anderen Bezirken des Landes notwendig machte. Normalerweise erfuhren wir erst eine Woche, bevor wir jeweils an einem neuen Bestimmungsort ankommen sollten, daß eine Versetzung zu erwarten sei. Die Dauer unseres Aufenthalts an den einzelnen Orten konnte zwischen acht Monaten und fünf Jahren oder noch mehr schwanken. Es blieben uns immer nur acht Tage Zeit, um zu packen und überzusiedeln.

Drei Monate vor einer solchen Versetzung begann bei mir gewöhnlich eine Traumreihe, bei der jeder einzelne Traum genau dem vorhergehenden glich. Ich träumte dann, ich befände mich in einer bestimmten Stadt, und zwar so genau, daß ich eine gute Beschreibung von ihr hätte geben können. Ich wußte zwar zu sagen, ob die geträumte Stadt nördlich, südlich, östlich oder westlich liege, aber den Namen des Orts wußte ich nie. Im Traum sah ich dann unser zukünftiges Haus jeweils von außen und von innen und nahm seine Besonderheiten in mich auf; auch die Umgebung des Hauses sah ich. Wenn dann die Aufforderung zum Umzug kam, waren wir daher immer schon gerüstet. Unweigerlich sah unser Wohnort immer so aus, wie ich ihn beschrieben hatte.

Mit Ausnahme der Tatsache, daß wir durch meine Träume mit unserer neuen Umgebung vertraut gemacht wurden, ehe wir dort eintrafen, kam in diesen Träumen bis zum Jahre 1919 nichts Ungewöhnliches vor. Wir waren damals in Nord-Wales stationiert; mein Mann war gerade demobilisiert worden und hoffte, für eine Weile Ruhe zu haben.

Einen Monat später träumte ich jedoch von einer Stadt hoch im Norden, in die wir versetzt werden sollten. Alles in diesem Traum war so klar, als ob ich mich wirklich in jener Stadt befände. Ich sah ein Schloß und davor eine Brücke, die von zwei Soldaten in alt-

modischen Uniformen bewacht wurde. Durch den Torweg der Brücke konnte ich die Fortsetzung der Landstraße sehen, auf der ich stand. Auch fiel mir eine große Uhr auf.

Dann wandte ich mich um; ich wollte das Haus finden, das wir bewohnen sollten. Ich stellte fest, daß das Haus ziemlich weit außerhalb der Stadt liege, und entdeckte, daß zwei Wege zu dem Haus führten. Der eine Weg war sehr hübsch, kam mir aber irgendwie gefährlich vor. Er führte an einem Kanal entlang und durch ein Tal. Der andere Weg führte mitten durch die Stadt; er war eintönig, aber völlig sicher.

Als ich mich umdrehte, um den Weg zur Stadt zurückzugehen, verlor ich die Richtung. Und wie ich es auch anstellte – ich konnte meinen Weg nicht finden. Nachdem ich eine Zeitlang aufgeregt hin und her gelaufen war, ohne meinen Weg finden zu können, wobei ich immer verstörter wurde, wachte ich auf.

Beim Frühstück erzählte ich meinen Traum, wie ich es in diesen Fällen immer tat. Ich sagte, daß wir diesmal viel weiter nach Norden versetzt würden, als wir gegenwärtig wohnten. Mein Mann erwiderte: „Na, das werde ich schon verhindern. Ich werde um meine Versetzung nach Süden bitten, und sicher wird mir das genehmigt werden, da ich schon so lange – (sieben Jahre) – im Norden bin.“

Den gleichen Traum hatte ich wieder und wieder, und stets trat dabei das gleiche unangenehme Erlebnis auf: ich konnte einfach meinen Weg nicht finden. Als ich den Traum zum drittenmal hatte, beschloß ich (mitten in diesem Alpdruck-Teil der Wagsuche), wenn der Traum das nächstmal wiederkomme, den Namen der Straße festzustellen, in der ich so verwirrt wurde, und jemand um den Weg zu fragen. Man beachte wohl: ich war mir dabei völlig bewußt, zu träumen!

Als ich den Traum zum vierten Male träumte, ging alles wie gewöhnlich, bis ich zu dem Alpdruck-Teil kam. Da erinnerte ich mich an meinen Entschluß aus dem dritten Traum und ging die Straße hinunter, um ihren Namen festzustellen. Ich las ‚Königstraße‘, und damit war alles für mich in Ordnung.

Einige Zeit später erhielten wir auf die Bitte meines Mannes um eine Versetzung nach Südengland von der Admiralität eine Antwort. In freudiger Erwartung öffnete er den Brief, doch nie werde ich das Umschlagen seiner Stimmung vergessen, als er den Auftrag las, nach Inverness in Nordschottland zu gehen. Man teilte ihm mit,

er sei ein zu erfahrener Mann, als daß man seine Gaben an einem Ort, wie er ihn vorgeschlagen hatte, verschwenden könne.

So kurz nach dem ersten Weltkrieg waren die Zeiten immer noch chaotisch, Reisen dauerten lang und waren beschwerlich. Wir reisten in Nordwales an einem Tag um zehn Uhr früh ab und waren bis etwa sechs Uhr abends des nächsten Tags unterwegs. Bei unserer Ankunft im schottischen Hochland stellten wir fest, daß unsere nächste Nachbarin liebenswürdigerweise Feuer gemacht und von ihren eigenen Vorräten ein Mahl aufgetischt hatte.

Das Haus fanden wir genau so vor, wie ich es beschrieben hatte. Auf dem Weg vom Bahnhof hielt unser Fahrzeug vor einem Haus, und ohne nachzudenken, sagte ich zum Fahrer: ‚Das ist nicht das richtige Haus; hier liegt ein Irrtum vor.‘ Es war nämlich nicht dasjenige, das ich im Traum gesehen hatte. Er antwortete, er habe nur ein Paket abzuliefern. Als wir in die lange Straße einbogen, die unser Ziel war – und dabei kannte ich sie ja in Wirklichkeit bis zu diesem Augenblick nicht – deutete ich auf ein paar in der Ferne liegende Einzelhäuser und sagte zu den Meinen: ‚Unser Haus liegt im ersten Block.‘ Und so war es auch.

Nachdem wir Tee getrunken hatten, entschloß ich mich, in die Stadt zu gehen und Ersatz für die Lebensmittel zu kaufen, die unsere Nachbarin uns geliehen hatte. Nach der Stadt gab es nur einen allstündlichen Busverkehr, der um acht Uhr abends aufhörte. In der Stadt angekommen, hatte ich große Schwierigkeiten, ein Lebensmittelgeschäft, wie ich es suchte, zu finden. Die Zeit verging, die Läden mußten bald schließen, und wenn ich den Bus nach Hause nicht mehr erreichte, stand mir ein langer, unbekannter Weg in einer schottischen Winternacht bevor. Und dazu hatte ich noch ein kleines Kind bei mir.

Aber wie ich es auch anstellte – ich konnte einfach meinen Weg nicht finden, sondern kam ständig zu der gleichen Stelle, von der ich ausgegangen war, zurück und gelangte nicht näher an mein Ziel. Ich wurde nachgerade sehr aufgeregt. Nach unserer langen und anstrengenden Reise von Nordwales nach Nordschottland war das Kind müde, und ich war es auch.

Plötzlich wurde mir klar, daß ich jetzt den Alpdruck-Teil meines Traums durchlebte, und ich erinnerte mich an meinen Entschluß, den Namen dieser Straße festzustellen. Ich befand mich in einem Bogengang und kam immer wieder zu dem gleichen Eingang zurück. Es gab drei solcher Eingänge. Aber, so albern es scheint, es

gelang mir einfach nicht, von diesem einen Eingang wegzukommen. In meiner Verzweiflung ging ich schließlich an das Ende der Straße und las den Namen. Er lautete entweder ‚Königintor‘ oder ‚Königinstraße‘; nach so langer Zeit kann ich mich nicht mehr genau daran erinnern.

Jetzt hatte mein Mißgeschick ein Ende; denn ich konnte nach dem Weg fragen, um von dort weiterzukommen. – Ich möchte hier bemerken, daß die Straße in meinen Träumen ‚Königstraße‘ hieß. Damals war ich an Traumphänomenen noch nicht genügend interessiert, um mich zu erkundigen, ob etwa der Name einmal geändert worden sei. Möglicherweise war zu der Zeit, in der die Wachen in den altertümlichen Uniformen am Tor gestanden hatten, der Name der Straße ‚Königstraße‘ gewesen und dann später vielleicht zu Ehren der Königin Viktoria geändert worden.

Bei einem späteren und weniger aufregenden Besuch in der Stadt fand ich dort alles genau so vor, wie ich es in meinen Träumen im voraus gesehen hatte. Die einzige Ausnahme bestand darin, daß die Schloßbrückentore nicht von Soldaten bewacht waren. Hier hatte ich in meinem Traum wohl eine frühere Zeit gesehen; das würde die altertümlichen Uniformen erklären. Es bleibt für mich rätselhaft, warum der Traum, der doch in allen übrigen Einzelheiten genau war, diese beiden Irrtümer enthalten konnte, nämlich betreffs des Straßennamens und der Wachsoldaten auf der Brücke.“

Es besteht kein Grund, die Angaben der Dame aus Surrey zu bezweifeln. Sie sah danach die Stadt und das Haus, in dem sie mit ihrem Mann zukünftig wohnen sollte, im Traume vorher und durchwanderte die Straßen von Inverness, wobei sie eine Reihe von Einzelheiten im Traume beobachtete, die sich nachher als richtig herausstellten. Von einem Déjà-vu-Erlebnis kann man dabei insbesondere bei ihrem ersten wirklichen Besuch in der Stadt sprechen, als sie den richtigen Weg nicht finden konnte, und als es ihr auf einmal bewußt wurde, dies sei ja der Alpdruck-Teil ihres Traumes.

Ob man hier von Wandern im Traum oder von Hellsehen im Traum sprechen will, bleibt eine offene Frage. Prophetisch im eigentlichen Sinne ist der Traum nicht, weil er ja nichts Zukünftiges zeigt, denn Stadt und Haus sind ja zur Zeit des Traums bereits vorhanden, nur ist die Perzipientin in Wirklichkeit noch nie dort gewesen. Eine Vorschau ist nur die vorerlebte Angstsituation in der „Königstraße“ oder „Königinstraße“.

Hier – und ebenso bei den in Wirklichkeit nicht oder nicht mehr vorhandenen Wachsoldaten am Schloß – nimmt die Dame eine zeitliche Rückschau an. Aber in welcher „geistigen Chronik“, die man im Traume lesen kann, sind vergangene Tatbestände aufgezeichnet? Mit solchen Erklärungsversuchen begibt man sich auf ein zweifelhaftes Gebiet okkulten Anschauungen, wohin eine wissenschaftliche Forschung sich nicht wagt. Es ist wahrscheinlich besser, solche Wege vorläufig nicht zu betreten.

Serienträume, gleichartige Wiederholungen ein und desselben Traums sind auch in anderen Beispielen berichtet worden. Hier aber ist noch eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen, welche die besondere Traumbegabung der Dame zeigt: sie ist sich nicht nur in ihrem Traum bewußt zu träumen, sondern sie nimmt sich vor, wenn der Traum sich das nächstmal wiederholt, an einer bestimmten Stelle des Traums sich anders zu verhalten, nämlich den Namen der Straße, aus der sie nicht herausfindet, zu erforschen. Und gerade diese Stelle ihres Traums wird Anlaß zu dem späteren Déjà-vu-Erlebnis.

Rückschau und Déjà-vu-Erlebnis

In den vorhergehenden Fällen spielte das Déjà-vu-Phänomen eine Rolle in bezug auf eine Fernschau oder Vorschau im Traume. Seltsamerweise kommt das Phänomen aber auch im Zusammenhang mit Träumen vor, die nichts mit zukünftigen, wohl aber etwas mit vergangenen Dingen zu tun haben, von denen der Träumer nichts wissen konnte. Der letzte Traum hat davon ja schon eine kleine Kostprobe geboten.

Rückwärtsschauende oder metagnostische Träume finden meist nicht die Beachtung, welche sie als wesensnotwendige Ergänzung prognostischer Träume verdienen. Schon die Tatsache der Existenz metagnostischer Träume dokumentiert die völlige Änderung, welche der Zeitbegriff im Schlaf und Traum gegenüber dem Wachen erfährt. Ob Zukunft, Vergangenheit oder Gegenwart – im Traum gibt es nur eine einheitliche Zeit, und ihre Inhalte sind im Traume offenbar so greifbar wie im Wachen nur die Inhalte der gegenwärtigen Zeit.

In den Traumbeispielen, welche Charlotte Diederichs Vater und die Gattin des Marinespezialisten betreffen, wurde eine Umwelt erst im Traum und nachher in der Wirklichkeit erlebt. Das trifft an sich auch in den folgenden Fällen zu – nur wird der Schauplatz im Traum nicht in seinem heutigen, sondern in einem früheren Zustand gesehen, es werden Szenen und Begebenheiten im Traum lebendig, die einer dahingegangenen Zeit angehören. Das macht diese Träume und die mit ihnen verknüpften Déjà-vu-Erlebnisse so besonders mysteriös.

Das Herrenhaus

Es kommt wohl öfters vor, daß man nachts aus einem Traum aufwacht, wieder einschlief und dann den unterbrochenen Traum zu Ende träumt. Aber das hier wiedergegebene Traumerlebnis geht darüber hinaus. Denn in diesem Fall erlebt der Perzipient eine fortlaufende Geschichte in Träumen, die sich Nacht für Nacht aneinanderfügen wie die Fortsetzungen eines Romans. Die Geschichte ist eines der „zwei merkwürdigen Erlebnisse“, die unter diesem Titel in der englischen Zeitschrift „Country Life“ am 26. Dezember 1947 veröffentlicht wurden.

Der Verfasser des Aufsatzes, Herr F. H. Grisewood, sagt, daß er nicht den Anspruch erhebe, übernatürliche Kräfte zu besitzen. „Auch bin ich, soweit mir bekannt, nicht medialer als jeder andere Mensch.“ Aus seinen „zwei merkwürdigen Erlebnissen“ geht jedoch hervor, daß er in einem auffallenden Grade sensitiv ist. Was er erlebte, kann auf Grund bekannter Naturgesetze nicht leicht erklärt werden. Um einen Traumvorgang handelt es sich nur bei seinem ersten Erlebnis.

Als er ungefähr zwölf Jahre alt war, hatte Grisewood während der Ferien nach dem Schlafengehen einmal einen lebhaften Traum. Er war im Traum ein Junge z. Z. Karls I. vor rund dreihundert Jahren und lebte auf einer herrlichen Besitzung in einem Herrenhaus, das er nach und nach bis aufs kleinste kennenlernte. Zum Hausstand gehörte u. a. ein reisiger Kriegsmann namens Jan, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand. Merkwürdig war, daß dem Träumer an dem schönen Herrenhaus, das in einem Garten lag und von Wäldern umgeben war, nichts fremd oder unvertraut vorkam. Alles erschien ihm vielmehr natürlich und gewohnt, so, als ob er dort aufgewachsen wäre und immer dort gelebt hätte.

Nach dem Aufwachen am Morgen erinnerte er sich an jede Einzelheit des seltsamen Traums. Während des ganzen Tags dachte er daran und hoffte, daß er in der kommenden Nacht weiterträumen werde. Und wirklich, wieder war er im Traum in dem schönen Herrenhaus, und wie zuvor ritt er mit Jan aus. Doch dieser Traum war keine Wiederholung des vorangegangenen. Der Traum schloß vielmehr genau dort an, wo er in der vorigen Nacht aufgehört hatte. Grisewood gibt an, im Traum vom Vorhandensein eines Vaters und einer Mutter gewußt zu haben. Aber das waren schattenhafte Figuren, die er nie klar sehen konnte. Das Haus jedoch war bis ins kleinste deutlich. Er hatte zum Beispiel ein eigenes kleines Schlafzimmer, das sich am Ende eines langen Ganges befand. Vom Fenster aus sah er auf einen Garten im französischen Stil, der mit Buchsbaum eingefaßt und mit Sträuchern geschmückt war, die man in der Form von seltsamen Tieren und Vögeln beschnitten hatte . . .

Seinen Begleiter Jan, mit dem er lange Ausritte machte, beschreibt er als „einen kleinen, hageren und zähen Mann mit einem Habichtsgesicht. Wir machten zusammen lange Ritte durch die Wälder und in die dahinter liegenden Dünen. Ich ritt ein kleines zottiges Pony, und Jan überragte mich auf einem großen grobknochigen Braunen. Wenn ich meine Augen schließe, so sehe ich noch heute die Flecken auf Jans Lederkoller, ich höre auch noch das Knirschen und Knarren seiner Ausrüstung. Er trug ein stählernes Bruststück über seinem Lederwams und einen merkwürdig geformten Eisenhelm auf seinem fettigen Haar.“ Das ist bekanntlich die Kleidung eines Kriegsmanns zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts. Auf diesen Ritten pflegte Jan, laut Grisewoods Bericht, wunderschöne Geschichten von Tieren und Vögeln zu erzählen.

Dieses Traumleben wurde vierzehn Nächte hintereinander fortgesetzt. Dann war es zu Ende, und Grisewood träumte nie wieder von dem schönen Herrenhaus und seinem Freunde Jan. Es war, als ob er das letzte Blatt eines Buchs umgeschlagen habe. Grisewood behielt diese ganzen Erlebnisse für sich. Es war sein eigenes kostbares Geheimnis, und er erzählte niemandem davon.

Ungefähr sieben Jahre später studierte der junge Mann in Oxford und wurde von Bekannten für die Weihnachtsferien nach Sussex eingeladen. Während dieses Aufenthaltes schlug sein Gastgeber eines Sonntags vor, eine Autofahrt zu machen und Bekannte

zu besuchen. „Sie leben in einem wunderschönen Herrenhaus“, sagte er und wandte sich dem Gaste zu, „ich würde mich freuen, wenn Sie es sähen.“

So bestiegen sie denn das Auto und fuhren etwa zehn Meilen weit in einen Teil der Grafschaft, den der junge Mann vorher niemals gesehen hatte.

Als aber das Auto vor einem prächtigen Landhaus im Stil der Zeit König Jakobs vorfuhr, schreibt Grisewood, „fuhr ich in die Höhe, und mir blieb förmlich der Atem weg. Vor mir lag ganz ohne Zweifel mein Traumschloß. Ein Irrtum war nicht möglich. Nur die Umgebung war anders. Große Teile der Wälder waren gerodet und verschwunden. Doch das Haus sah genau so aus, wie ich es von meinem Traum her in Erinnerung hatte. Meine Empfindungen zu beschreiben, ist unmöglich, ich zitterte vor Aufregung.“

Im Innern des Herrenhauses, in der großen Halle stehend, fielen ihm Veränderungen auf, die an bestimmten Einzelheiten, die er aus seinem Traume kannte, vorgenommen worden waren. „Ich sehe, daß die Tapete verschwunden ist“, sagte er zu der Hausherrin.

„Woher um Himmels willen wissen Sie überhaupt, daß hier eine Tapete war?“ antwortete sie verblüfft. Dann erzählte sie, früher sei hier eine Wand mit einer gewirkten Tapete verkleidet gewesen, doch sei diese „lange vor ihrer Geburt“ entfernt worden. Die Dame fragte ihn, ob er jemals in diesem Hause gelebt habe, und er antwortete: „Ja, ich habe hier gelebt. Wenigstens nehme ich das an.“ Auf diese rätselhafte Bemerkung hin sah ihn die Dame merkwürdig an und sagte: „Heraus mit der Sprache, erzählen Sie mir alles!“

So setzten sie sich nieder, und der junge Mann erzählte ihr ausführlich von seinem Traumleben in diesem Herrenhaus. Sie hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Wir wollen einmal die Runde machen, und Sie sagen mir genau, wie es damals aussah.“ Sie durchschritten die verschiedenen Räume, und dabei beschrieb Grisewood diese so, wie er sich an sie aus seinem Traum erinnerte. Schließlich erreichten sie das kleine Schlafzimmer, das im Traum sein eigenes Zimmer gewesen war.

„Sie haben mein Fenster zugemauert!“ rief Grisewood aus. „Dort war ein hübsches Fenster, und ich schaute daraus auf den Garten. Hier war es.“ Er klopfte gegen die Mauer, und diese klang hohl.

„Ich werde meinen Mann holen, daß er das Fenster durchbricht und den Efeu von außen entfernt“, rief sie. „Wir müssen Ihr Fenster wiederhaben!“

Auf dem Weg nach unten ließ er sich von ihr absolute Verschwiegenheit versprechen. Er erklärte, sie sei der einzige Mensch, dem er jemals die Geschichte von seinem Traum anvertraut habe.

Als der zwölfjährige Grisewood träumte, behielt er sein Erlebnis für sich. Er konnte ja nicht wissen, daß die geträumte Umwelt in Wirklichkeit existierte, daß er ein Haus, das er später noch selbst kennenlernen sollte, in seinem früheren Zustand geträumt hatte. Als er aber dann ahnungslos im Auto vor seinem „Traumschloß“ vorfuhr, schreckte er hoch und ihm verschlug es den Atem: ein echtes Déjà-vu-Erlebnis, keine Selbsttäuschung. Er zitterte nach seinen eigenen Worten vor Aufregung.

Etwas nicht mehr Vorhandenes, mindestens nicht mehr in dem geträumten Zustand Erhaltenes wurde geträumt. Der Traum hat die Zeit bedeutungslos gemacht. Aber wie soll man einen solchen Traum ohne gewagte Hypothesen erklären? Hat einer von Grisewoods Vorfahren in jenem Haus gelebt und ist in ihm ein Erbennerinnern wach geworden? Oder soll man behaupten, er sei selbst als jener Ponyreiter des Traums in dem Herrenhaus früher inkarniert gewesen? Fragen solcher Art können vorläufig nur gestellt, aber nicht beantwortet werden.

Gasthaus Resselgasse

Auch der folgende Traum führt zurück in eine verflossene Zeit, wenn auch nicht gleich um drei Jahrhunderte, sondern nur um drei Generationen. Dank dem Entgegenkommen des Verlags darf diese 1923 erstmals in dem Buche „Das große Geheimnis“ von Enno Nielsen veröffentlichte Geschichte hier gebracht werden. Der Rezipient dieses höchst merkwürdigen und ausführlichen Traums, Fabrikdirektor Lemberg, Augsburg, erzählt:

„Ich habe fast nie Träume, die mir nach dem Erwachen noch erinnerlich wären, aber wenn ich welche habe, sind sie so eindringlich und so unheimlich deutlich, daß ich sie nie vergessen kann. Mir träumte schon von Zimmereinrichtungen so klar, daß ich das Tapeten- und Teppichmuster aufzeichnen könnte, und einmal sah ich ein Türschloß von altmodisch verschnörkelter Ausführung und höchst verzwickter, aber durchaus einleuchtender Konstruktion so deutlich, daß ich genau dasselbe hätte einem Kunstschlosser in Auftrag geben können.

Das wollte ich vorausschicken, bevor ich einen Traum erzähle, der die Wirklichkeit einer lange vor meiner Geburt stattgehabten Begebenheit, von der ich nie gehört, und ihres Schauplatzes, den ich nie gesehen, mit einer vollkommenen und unerklärlichen Treue widerspiegelte.

Im Juli 1887 mußte ich, einer in Aussicht genommenen Ausstellung wegen, nach Karlsbad reisen, um dort mit dem Leiter des betreffenden industriellen Unternehmens zu verhandeln. Ich traf einen feinen alten Herrn, der in Wien wohnte und jetzt, wie alljährlich, in Karlsbad die Kur gebrauchte. Ich war noch nie in Wien gewesen, hatte auch, außer vielleicht vom ‚Stephan‘, nie Bilder von Wiener Kirchen, Häusern, Plätzen oder Straßen gesehen, wenigstens nicht die leiseste Erinnerung mehr daran, so daß also der Name Wien keinerlei bestimmte Vorstellungen in mir wachrief. Der alte Herr und ich gelangten schnell zu einem erfreulichen Abschluß. Nachdem wir gemeinsam zu Abend gegessen hatten, zog jeder ziemlich früh sich zurück, jener, weil die Kur es ihm vorschrieb, ich, weil ich von der Reise ermüdet war.

Wie immer schlief ich tief und traumlos bis zum Morgen. Dann wurde ich davon wach, daß einzelne Gäste zur Frühkur aufbrachen. Ich schlief aber bald wieder ein und hatte nun diesen Traum:

Ich war in einer fremden Stadt mit schönen Straßen und Plätzen und konnte mich nicht satt sehen an den herrlichen Bauten und am Gewühl der Menschen. Beim Umherschlendern sah ich von weitem eine merkwürdige Kirche mit stolzer, hoher Kuppel. An einer vielstufigen Treppe davor standen zwei gewaltige Säulen mit seltsamen Kapitellen. Als ich näher kam, entdeckte ich an den Säulen plastisches Bildwerk, das sie spiralförmig umwand und in dessen genaue Betrachtung ich mich alsbald vertiefte. Dann wollte ich das Innere der Kirche besichtigen, aber in ebendem Augenblick wurde ihre Tür der eintretenden Dunkelheit wegen geschlossen. So stieg ich die Stufen der Treppe hinab und lenkte meine Schritte planlos in ein Seitensträßchen, dessen Name ‚Resselgasse‘ ich von einem Schilde ablas. Das Sträßchen war nicht lang und endete in einem scharfen Winkel nach rechts an einer breiten Straße.

Gerade in diesem Winkel fiel mir ein einfaches Gasthaus auf, dessen Namensschild ich in der zunehmenden Dunkelheit und weil es stark verwittert war, nicht mehr zu entziffern vermochte. Während ich mich hiermit noch mühte, traten zwei Männer aus dem Haus heraus, und ich gewann einen raschen Einblick in die Wirts-

stube, die mich ungemein heimelig und sauber anmutete. Es war eine einfache, bürgerliche Gaststätte, darin allerlei kleine Leute zu verkehren schienen: Fischer, Handwerker, Gewerbetreibende. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog's mich hinein, und der freundliche Wirt brachte mir – alles im Traum – ein Glas von dem hellen Bier, das ich zum erstenmal in Karlsbad gesehen hatte, und ein Gulasch, das mir auf der Zunge brannte mit seinem Paprika. Ich sah mich nun nach allen Seiten aufmerksam um und prägte mir alle Einzelheiten der Einrichtung ein, die in vieler Hinsicht so ganz anders war als die der Wirtsstuben meiner Heimat. Die Schenkstelle, deren Raum ein Geländer aus gedrehten Säulen abschloß, war mit zinnernen Meßgefäßen behangen, auch die Form der Weingläser war anders als bei uns zulande, und manche Gäste tranken aus ganz hohen Gläsern Wein mit Sodawasser.

Nach einiger Zeit fragte ich den Wirt, einen älteren Mann mit grauem Kaiserbart, ob ich in seinem Hause über Nacht bleiben könne, was er freundlich bejahte. Als ich mich dann zur Ruhe begeben wollte, führte er mich auf die Straße und durch eine zweite Haustüre, die sich ziemlich in der Mitte des Hauses befand, eine steile Treppe hinauf in den ersten Stock, wo rechts und links die Fremdenzimmer waren. Beim Schein einer Kerze las ich über der ersten Tür rechts Nr. 4, während ich in das nächste Zimmer, Nr. 5, geführt wurde.

Ein sehr einfach ausgestatteter Raum, die Wände weiß getüncht, mit gestrichenen, aber sauberen Möbeln. Über dem Bett mit seinen bunten Bezügen hing in einem schmalen Goldrahmen ein Stich, der die Schlacht bei Aspern darstellte. Bald lag ich unter dem schweren Federbett, und rasch schlief ich ein.

Aber zwischen zwei und drei Uhr wurde ich – alles im Traum – jäh aufgeweckt durch einen entsetzlichen Schrei, der aus dem Nachbarzimmer kam und auf den ein Geräusch wie von einem schweren Ringen mit verbissenen, halbunterdrückten Ausrufen, dann ein Fall und endlich eine kurze, tiefe Stille folgte.

Bald darauf hörte ich Stimmen auf dem Korridor, die Tür von Nr. 4 wurde aufgerissen, und polternde Schritte stürmten die Treppe hinab. Unten schien ein harter Kampf zu entbrennen. Mit meiner Nachtruhe war's endgültig vorbei. Ich kleidete mich an und ging – alles im Traum – in das Nachbarzimmer. Auf dem Fußboden dort lag in einer dunklen Blutlache ein Mann von orientalischen Gesichtszügen. Er gab kein Lebenszeichen mehr. Mit einer Kerze

leuchtete ich im Zimmer umher: ein zerwühltes Bett, umgeworfene Stühle. Endlich leuchtete ich die Treppe hinab. Da knieten der Wirt und sein Sohn auf einem Manne, mit den Fäusten auf ihn einhauend. Nach und nach erfuhr ich, daß er den Gast auf Nr. 4 ermordet habe und daß die Frau Wirtin zur Polizei gelaufen sei, die dann auch bald erschien und den Kerl mitnahm. An Schlafen war ohnehin nicht mehr zu denken. Ich verließ das mir unheimlich gewordene Haus und eilte in die Morgenfrühe hinaus...

Da wachte ich auf, und nach und nach stellte ich fest, daß ich mich in meinem friedlichen Karlsbader Hotelzimmer befand.

Ein halbes Jahr später trat ich meine Stellung in der Nähe von Wien an, wo ich mich von meiner Arbeit so in Anspruch genommen fühlte, daß ich an anderes als an jenen Traum zu denken hatte und auch nur ganz selten und dann immer in geschäftlicher Eile nach Wien fahren konnte. Dann heiratete ich und hatte erst recht keinen Anlaß, jenem Traum nachzudenken.

Da ereignete sich in der Nähe meines Wohnorts ein Mord. Nun fiel mir mein Traum wieder sehr lebhaft ein, und ich erzählte ihn meinen Bekannten. Die versicherten sofort, die Stadt meines Traums sei Wien, denn meine Traumkirche sei ganz ohne Zweifel die Karlskirche, eine verkleinerte Nachbildung der Peterskirche zu Rom. Ich fuhr nach Wien und suchte die Karlskirche auf und sah mit wachsendem Erstaunen alle Einzelheiten bestätigt: die vielen Stufen der Treppe, die zwei gigantischen Säulen mit den sonderbaren Kapitellen und den spiralförmig die Schäfte umwindenden Skulpturen. Alles war mir wohlbekannt, obwohl ich es zum erstenmal mit Augen sah. Aufgeregt und ganz gierig ging ich die Treppe wieder hinunter und wandte mich nach links, um das Sträßchen mit dem Schild ‚Resselgasse‘ zu finden. Tatsächlich: da war das Sträßchen, da war das Schild! Mir wurde ganz unheimlich zumute. Aber ich mußte weitersehen...

Das Sträßchen bog bald im Winkel ab. Da stand das Gasthaus mit der mir in jeder Einzelheit bekannten Tür. Ich trat in die Gaststube ein: kleine Leute, Fischer, Handwerker, Gewerbetreibende saßen darin, sie tranken gespritzten Wein aus hohen Gläsern oder helles Bier. Den Schankraum umgab ein Geländer aus gedrehten Säulen, es war mit zinnernen Meßgeschirren behängt – alles war ganz genau so, wie der Traum es mir gezeigt hatte. Ich mußte mich setzen, denn mir zitterten die Knie. Der noch junge Wirt fragte nach meinem Begehren. Ich bestellte, ich weiß nicht mehr was, nur

um mich sammeln zu können. Das Gastzimmer wurde leerer. Der freundliche Wirt begann ein Gespräch mit mir, vielleicht war ich ihm unheimlich, denn meine Aufgeregtheit mochte ihm kaum entgangen sein.

Ich fragte, ob er diese Gastwirtschaft schon lange führe? Seit drei Jahren, seit dem Tode seines Vaters, aber schon sein Großvater habe sie innegehabt. Ob er auch Fremdenzimmer habe? Jetzt nicht mehr, sein Großvater habe zwar den ganzen ersten Stock dazu eingerichtet, aber sein Vater habe dieses Geschäft aufgegeben. ‚Warum?‘ Auf diese Frage wich er zunächst aus, meinte dann leichthin, es sei einmal etwas sehr Unangenehmes mit zwei fremden Gästen vorgekommen . . .

Ich hatte Mühe, ihm nicht ins Gesicht zu schreien, aber ich bezwang mich und fragte auch nur so leichthin: Ja, nicht wahr, es ist einmal ein Mord passiert? . . . Freilich, aber woher wissen Sie das? Sie sind doch hier fremd, und diese Geschichte hat sich ja schon bei meinem Großvater zugetragen, vor rund sechzig Jahren!

Ich nahm mich zusammen und bat ihn, mir doch die ehemaligen Fremdenzimmer einmal zu zeigen. Kopfschüttelnd forderte er mich auf, ihm zu folgen. Wir traten auf die Straße hinaus und gingen durch die zweite Haustür in der Mitte des Hauses und eine steile Treppe hinauf. Über der ersten Zimmertür rechts stand noch ‚Nr. 4‘, über der daneben ‚Nr. 5‘.

Wie ein Unsinniger riß ich die Tür auf: da war der weißgetünchte Raum mit den gestrichenen Möbeln, und über dem Bett hing in einem schmalen Goldrahmen der Stich, der die Schlacht bei Aspern darstellte . . .

Mir schlotterten die Knie, und ich war wie betäubt. Aber dann ersuchte mich der Wirt so entschieden um eine Aufklärung, daß ich mich faßte und ihm meinen Karlsbader Traum erzählte. Er bestätigte auch hier die Einzelheiten: den Mord, die Gefangennahme des Mörders . . . Der Ermordete war ein reicher Viehhändler aus Ungarn gewesen . . .“

Diese sehr dramatisch und lebendig erzählte Traumgeschichte zeigt noch klarer als das vorhergehende Beispiel das Phänomen der Rückschau im Traum und ein für den Perzipienten verblüffendes Déjà-vu-Erlebnis. Als Herr Lembert seinen Traum hatte, konnte er nicht wissen, ob der Schauplatz und die Stadt, von der er träumte, irgendwo in Wirklichkeit existierte oder ob ein Mordfall wie der, dessen Zeuge er im Traum geworden war, irgendwo

jemals passiert sei. Es war für ihn zunächst nichts anderes als ein unheimlich deutlicher Traum, der zu ihm nicht die geringste Beziehung zu haben schien und dem er weiter nicht nachhing.

Erst lange Zeit später stellt sich für den Träumenden heraus, wie sehr dieser überdeutliche und inhaltsreiche Traum wirkliche Begebenheiten und vorhandene Örtlichkeiten geschildert hat.

So ergibt sich denn hier ein Doppeltes: ein Traum kann Dinge vors Auge bringen, die sich aus dem Wissen und den Erfahrungen des Träumers nicht ableiten lassen, Dinge, die längst geschehen sind und die nur noch im Gedächtnis weniger Menschen leben. Es mag mancher etwas träumen, ohne zu ahnen, daß dem Geträumten eine wahre Begebenheit zugrunde liegt. So hätte auch in diesem Falle Direktor Lembert nie erfahren, daß sein Traum eine lange vor seiner Geburt stattgefundene Begebenheit darstelle, wenn er nicht nach Wien gefahren wäre und Nachforschungen angestellt hätte. Dabei ergab sich aber das zweite: nämlich eine geradezu bestürzende Reihe von Bestätigungen. Die Karlskirche, die Resselgasse, das Gasthaus, seine Einrichtung, die Mordgeschichte stellen geradezu eine Serie von Déjà-vu-Erlebnissen dar, die echt und keine Einbildung sind.

Es ist vollkommen unerfindlich, warum gerade Direktor Lembert, der keinerlei persönliche Beziehungen zu den Menschen und Vorfällen besaß, um die es sich handelte, diese Schauplätze und Begebenheiten träumen mußte und warum dies in Karlsbad in einem Hotelzimmer geschah. Oder man müßte schon die Hypothese aufstellen, diese ganze Geschichte habe im Bewußtsein des Industrielleiters gelebt, mit dem er am Tage konferiert hatte und dieser habe ihm diesen ganzen Traum „gesendet“. Eine derart gewagte Behauptung dürfte sich aber kaum beweisen lassen, obwohl, wie wir noch sehen werden, eine Einflußnahme auf Schlaf und Traum eines Menschen in bestimmten Fällen heute eine erwiesene Tatsache ist. Auf jeden Fall bleibt ein metagnostischer Traumbericht wie dieser zunächst durchaus rätselhaft und mysteriös.

TRÄUME BESONDERER ART

Daß es Träume telepathischen und prognostischen Gehalts im Sinne von Wahrträumen gibt, kann heute nicht mehr bezweifelt werden. Und so merkwürdig das Phänomen an sich ist, so darf es doch als wissenschaftlich gesichert gelten. Aber eine Erklärung des Zustandekommens solcher Träume ist damit nicht gegeben. Wir können nicht einmal mit Sicherheit sagen, daß Wahrträume an einen bestimmten Schlafzustand gebunden sind, daß etwa die Träumenden sich stets in einem gleichartigen Schlafzustand befinden, wenn derartige Träume auftreten. Wir können nur sagen, daß manche Wahrträume sich in einem tieferen, manche in einem weniger tiefen Schlafzustand zu ereignen scheinen und daß gelegentlich der Wahrtraum sich auch noch halluzinationsartig in den Wachzustand hinüber fortsetzt.

Eine Abgrenzung des Traumzustands vom Wachzustand, eine klare Grenzziehung zwischen Traumland und Nicht-Traumland fällt überhaupt nicht ganz leicht. Es gibt Zustände, bei denen man mit Grund fragen kann: Wache ich oder träume ich? Bin ich im Schlaf, oder habe ich eine Wach-Halluzination? Dichter, denen häufig die Gabe verliehen ist, die Sprache des Traums auch im Wachen zu sprechen, könnten uns über den Traum vielleicht manchmal wertvollere Aufschlüsse geben als Wissenschaftler, die, in den Denkkategorien ihres Gebietes verfangen, die Dinge vielleicht nicht so umfassend sehen wie schöpferische Menschen in ihrer unbefangenen Ursprünglichkeit.

Mindestens kann man einen solchen Eindruck angesichts von Phänomenen gewinnen, mit denen sich dieses Kapitel befaßt. Es

handelt sich dabei um die sogenannten Schwellenträume, die Wachträume und das Zweite Gesicht, Zustände, die keine Träume im engeren und eigentlichen Sinne sind, aber nicht übergangen werden dürfen.

Schwellenträume

Was in unseren Träumen auftritt, ist vielfach etwas anderes als ein Verweben von abgesunkenen Tageseindrücken und halbverschollenen Erinnerungen. Das Wesentliche und Besondere bei pakenden Träumen ist vielmehr oft der Ahnungs- und Wahrgehalt des Traums, der – völlig frei von Erinnerungsfetzen des Wacherlebens – sei es in Bildern oder in wörtlich zu nehmenden Szenen Fernes und Kommendes auf einer geheimnisvollen Traumbühne vor unserem inneren Auge erstehen läßt. Dabei ist als Eigentümlichkeit zu bemerken, daß Träume manchmal in einem Zwischenreich zu spielen scheinen, von dem man als Erlebender nachgehends nicht immer mit Sicherheit sagen kann, ob man noch schlief oder schon wachte, als man bestimmte traumhafte Erlebnisse hatte.

Edmund Gurney hat in seinem Buche „Phantasms of the Living“ bereits vor Jahrzehnten davon gesprochen, daß es eine Reihe von Abstufungen und Übergängen zwischen Schlafen und Wachen gibt, und er hat für die aus diesem Bereich stammenden Erlebnisse den Ausdruck „Borderland dreams“ (Grenzlandträume, Schwellenträume) geprägt und in die Literatur eingeführt.

Es dreht sich dabei also um einen besonderen Zustand des dämmernden Bewußtseins, der solche Träume begünstigt. Wenn man unter Halluzinationen nicht krankhafte Geistesstörungen verstehen will, sondern lediglich eine traumartige Sinnestäuschung oder Trugwahrnehmung, so darf man solche „Borderland dreams“ wohl, ohne mißverstanden zu werden, auch Halluzinationen nennen. Als Einschlafbilder treten solche täuschenden Wahrnehmungen vor allem bei geistig übermüdeten Menschen häufig auf, meist als kaleidoskopartig verwirrter Film unter Benutzung von Tageseindrücken usw. Mit diesen „hallucinations hypnagogiques“ haben sich französische Forscher eingehend beschäftigt. Der deutsche Ausdruck „Schwellenträume“ für „Borderland dreams“, bei denen es sich meist um Aufwacherlebnisse handelt, ist klar und eindeutig und hält das

Mißverständnis fern, als ob es sich bei solchen Träumen um etwas Krankhaftes handle, das offensichtlich hierbei auszuschalten ist. Allerdings liegen Bewußtseinszustände besonderer Art zugrunde.

Ohne den Ausdruck Schwellenträume zu gebrauchen, wurden in früheren Kapiteln schon mehrfach Beispiele gebracht, die in diesen Zusammenhang gehören. Es sei z. B. erinnert an das Erlebnis von Frau Howieson (in dem Kapitel „Träume überwinden den Raum“.) Die Perzipientin berichtete dort, wie sie gerade eingenickt war, als sie den Ruf ihres fünfjährigen Töchterchens „Mama, o Mama!“ hörte, das sich damals in einem zweihundert Meilen entfernten Ort befand. Frau Howieson lag also nicht im Tiefschlaf, als sie durch die Stimme ihres in der Ferne erkrankten Kindes geweckt wurde, sondern war in einer Art Dämmerzustand zwischen Wachen und Schlafen.

Während es sich hier um eine Art Gehörshalluzination handelte, liegt in einem anderen Fall jenes Kapitels eine Gesichtshalluzination vor. Der Leser wird sich noch an die Geschichte von der entarteten Tochter erinnern. Es wurde dort berichtet, wie die gute Tochter Kathleen beim Erwachen ihre böse Schwester Mabel, die den Vater in Irland schlecht behandelt hatte, neben ihrem Bette stehen sah, „die Hände ausgestreckt, als flehe sie um Hilfe und Vergebung“. Und diese erschreckende Halluzination wiederholte sich bei Kathleen in Amerika sieben Tage hintereinander. Es war ein Schwellentraum, bei dem die Perzipientin anscheinend mehr wachte als schlief.

Halbschlafzustände solcher Art – sei es beim Übergang vom Wachen zum Schlafen oder beim Wachwerden nach dem Schlaf – begünstigen offenbar eine übergreifende Wirksamkeit unterbewußter Kräfte. Ein Beispiel wie das folgende ist dafür sehr lehrreich.

Nächtlicher Anruf für den Priester

Es kommt sicher nicht oft vor, daß ein Kirchenblatt einen Beitrag zur psychischen Forschung bringt, und wenn dies geschieht, sollte diese Tatsache gebührend gewürdigt werden. Hier handelt es sich um einen Bericht, der in der Märzangabe 1919 des „Westminster Cathedral Chronicle“ erschienen ist, einem von der römisch-katholischen Kathedrale in London herausgegebenen Blatt.

Die Geschichte erregte die Aufmerksamkeit der S.P.R., welche die beigebrachten Zeugnisse prüfte und das Ergebnis in ihrem Jour-

nal veröffentlichte. Der Bericht wurde einige Jahre später durch Frau Sidgwick in einem ausführlichen Artikel in den „Proceedings“ nochmals wiedergegeben. Aus der Geschichte selbst wird dem Leser klar werden, warum dieser Traum als Schwellentraum bezeichnet wird. Zur Zeit der Untersuchungen wurden der Society die Namen und Adressen aller beteiligten Persönlichkeiten genannt, doch ersuchten die Herausgeber des „Chronicle“, die echten Namen durch Decknamen zu ersetzen. So wird auch hier der Name Vater Brompton gebraucht, wie der Priester, der das Erlebnis hatte, im „Journal“ und in den „Proceedings“ genannt wurde.

Der Vorfall ereignete sich gegen Ende des ersten Weltkriegs, als die Grippe-Epidemie, welche damals die ganze Welt und so auch London heimsuchte, ihren Höhepunkt erreicht hatte. Eines Nachmittags wurde Vater Brompton zu einer Dame gerufen, die schwer erkrankt darniederlag. Doch bat ihn der behandelnde Arzt dringend, nicht die letzten Tröstungen der Kirche zu spenden, da dies die Patientin zu sehr erschrecken könnte. Der Priester sollte nur ein paar aufmunternde und hoffnunggebende Worte sprechen.

Vater Brompton erklärte sich, wenn auch zögernd, schließlich dazu bereit. Als er dann aber das Krankenzimmer betrat und die Patientin erblickte, bereute er sein Versprechen tief. Denn auf den ersten Blick sah er, daß die Kranke dem Tod viel näher war, als man ihm zu verstehen gegeben hatte. Er hielt jedoch sein Wort und tat, was er konnte, um bei der Kranken die Hoffnung auf Genesung zu stärken. Beim Verlassen des Hauses machte er aus, daß er am nächsten Morgen wiederkommen werde, um ihr die Sterbesakramente zu spenden. Er gab der Krankenschwester seine Telefonnummer und bat sie, ihn auf jeden Fall anzurufen, falls es der Kranken in der Nacht schlechter gehen sollte. Dann ging er heim.

In dem Priesterheim, in dem Vater Brompton lebte, war es üblich, die Nacht über das Telefon, für den Fall, daß ein Notanruf komme, in das Zimmer eines der Priester umzuschalten. Der Geistliche ging zur gewohnten Zeit zu Bett. Er erzählt, daß er beim Beten des Rosenkranzes ein Gebet für die schwerkranke Frau einschloß, zu der er am Nachmittag gerufen worden war.

In den frühen Morgenstunden wurde er durch das Öffnen seiner Schlafzimmertür jäh aus tiefem Schlaf gerissen. Überrascht sah er beim Schein des Mondlichts, das durchs Fenster fiel, wie eine dunkelgekleidete Gestalt sein Zimmer betrat. Vater Brompton begriff, daß der Fremde etwas von einem Krankenbesuch sagte.

Der Priester setzte sich im Bett auf und versuchte, sich wachzurütteln. „Ums Himmels willen, Mann“, sagte er mit Schärfe, „sprechen Sie deutlich!“ Schlaftrunken fragte er sich, ob dies der Geistliche, der in dieser Nacht Telefondienst hatte, oder der Pförtner vom Eingangstor sei.

„Eilen Sie sich“, antwortete der Mann an der Tür, „es ist keine Zeit zu verlieren. Man hat telefoniert!“

„Ja, richtig!“ Vater Brompton sprang aus dem Bett, und gleichzeitig verließ der Mann das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Der Priester hatte nicht daran gedacht, nach der Adresse der Sterbenden zu fragen. Er nahm es als selbstverständlich an, daß es sich um dieselbe Dame handle, zu der er am Nachmittag gerufen worden war. Hatte er doch auch beim Weggehen der Schwester seine Telefonnummer gegeben und gebeten, ihn notfalls anzurufen.

Nach seinem Aufstehen knipste Vater Brompton das Licht an und sah, daß es ein Viertel vor vier Uhr war. So schnell er konnte, machte er sich fertig und eilte nach der Kapelle, um das geweihte Kranken-Öl und das Allerheiligste zu holen. Dabei wunderte er sich, daß der Mann, der ihn weckte, nicht das Licht im Zimmer angeknipst hatte.

Als er dann den offenen Vorhof zwischen Haus und Außenpforte durchschritten hatte, stellte der Priester fest, daß diese noch verschlossen war. Er mußte den Pförtner wecken, um hinauszugelangen. Dieser war bestimmt nicht der Mann, der in sein Schlafzimmer gekommen war. Vater Brompton eilte zu seinem Ziel. Er stand nach wenigen Minuten auf den Stufen des bewußten Hauses und läutete. Es war heller Mondschein. Auf seiner Uhr sah er, daß erst zehn Minuten vergangen waren, seitdem man ihn geweckt hatte.

Er beglückwünschte sich zu seiner Fixigkeit. Doch seltsamerweise öffnete niemand. „Nanu“, dachte er, „erst telefonieren sie mir, zu kommen, und nachher macht niemand auf?“

Die Uhr auf einem nahen Turm schlug vier. Der Priester wartete jetzt bereits fünf Minuten, und immer noch öffnete niemand. Er fing an, zu erwägen, ob er wohl zu spät gekommen und die arme Kranke bereits verschieden sei. Da niemand auf sein Klingeln reagierte, schlug er schließlich mit der Faust an die Tür. Von seinem Platz aus konnte er sehen, daß in der Halle elektrisches Licht brannte.

Er wußte, daß sich im Hause zwei Tag- und zwei Nachtschwester befanden. Denn auch der Ehemann lag todkrank darnieder.

Die Kinder dieser schwer heimgesuchten Familie hatten bereits ihre Grippe-Erkrankung überstanden und waren in das Haus von Freunden gebracht worden.

Um Viertel nach vier erst wurde die Tür geöffnet, und eine Schwester empfing ihn. Zwanzig Minuten hatte der Priester gewartet.

„Kommen Sie herein, Doktor“, sagte sie, „ich fürchte, Sie haben warten müssen.“

„Ich bin nicht der Doktor, ich bin der Priester.“

„Oh, dann hat man wohl nach Ihnen telefoniert? Dann muß es ja schlecht stehen. Bitte, gehen Sie hinauf!“

Als er das Krankenzimmer betrat, sah Vater Brompton die Nachtschwester am Bett knien und bemerkte, daß sie bei seinem Erscheinen sehr bestürzt aussah. Dann hörte er die sterbende Frau stöhnen:

„Ich wünschte so, daß Vater Brompton käme!“

Sogleich spendete ihr der Priester die letzten Tröstungen der Kirche, was ihrer Seele Frieden gab. Ungefähr eine Stunde später verlor die Kranke das Bewußtsein, und in diesem Zustand blieb sie, bis sie starb.

Als Vater Brompton nichts mehr für die Ärmste tun konnte, sprach er mit der Schwester und stellte fest, daß sie als Nichtkatholikin nicht wußte, daß ein Priester auch in aller Morgenfrühe geholt werden konnte. Um die Seelennot ihrer Patientin zu lindern, hatte sie ihr aus einem katholischen Gebetbuch vorgelesen. Und dabei war sie gerade, als der Geistliche den Raum betrat.

Nachdem Vater Brompton für die Sterbende gesprochen hatte, wandte er sich zum Gehen. „Vielen Dank für Ihr rechtzeitiges Kommen“, sagte die Schwester, „aber Sie haben mich recht überrascht.“

„Im Gegenteil, ich habe Ihnen für den Anruf zu danken.“

„Aber ich habe gar nicht telefoniert.“

„Nun, irgend jemand hat es getan. Ich nehme an, daß es die Schwester von Frau N. N. war.“

Vater Brompton, der begriff, daß die Krankenschwestern alle nicht katholisch waren, kam zu dem Schluß, einer der Angehörigen müsse ihn benachrichtigt haben.

Am Abend jenen Tages sprach er über irgendeine dienstliche Angelegenheit mit dem Kleriker, der die letzte Nacht Telefondienst gehabt hatte. „Übrigens tut es mir leid“, sagte er zu ihm, „daß ich heute nacht so scharf zu Ihnen gesprochen habe.“

„Wieso – was meinen Sie?“

„Als Sie mich wecken kamen.“

„Aber ich habe Sie heute nacht nicht geweckt.“

„Mein lieber Vater“, widersprach der andere, „Sie sind heute morgen kurz vor vier in mein Zimmer gekommen und haben gesagt, daß ein telefonischer Anruf von einem Kranken gekommen sei.“

„Ich habe heute nacht mein Zimmer nicht verlassen. Ich lag und konnte nicht schlafen. Da mein Licht brannte, habe ich zufällig bemerkt, daß ich zu dieser Zeit wach war. Und außerdem ist heute nacht überhaupt kein Telefonanruf gekommen.“

Bis zu diesem Augenblick war Vater Brompton nicht auf den Gedanken gekommen, daß an den Ereignissen des frühen Morgens etwas Außergewöhnliches sein könne. Aber jetzt fing es an, geheimnisvoll zu werden. Eine Nachfrage bei der Telefonzentrale ergab, daß in der Nacht wirklich kein einziger Telefonanruf für das Priesterheim aufgezeichnet worden war.

Als sich die S. P. R. der Angelegenheit annahm, erhielt sie ein Zeugnis von Vater Brompton, eines von dem Priester, der in der Nacht Telefondienst gehabt hatte und eines von der Nachtschwester, die am Bette der Sterbenden gewesen war. Niemand hatte nach Vater Brompton geschickt, und so bleibt der ganze Vorgang mysteriös.

Wer oder was weckte den Priester? Hatte er geträumt, daß jemand in sein Zimmer kam und ihm mitteilte, es sei wegen eines Krankenbesuchs telefoniert worden? Vater Brompton ist überzeugt, daß er von einem dunkelgekleideten Besucher aus dem Schlaf geweckt wurde, mit dem er das kurze Gespräch hatte, das oben wiedergegeben ist. Der Priester glaubte zwar, hellwach zu sein, befand sich aber wahrscheinlich in einem Zwischenzustand, der weder Schlafen noch Wachen genannt werden kann, der aber für das Auftreten von Phänomenen wie Hellssehen, Telepathie, Halluzinationen usw. besonders günstig zu sein scheint. Aber worum immer es sich in diesem Fall gehandelt hat – es wird sich schwerlich ein besseres Beispiel für einen Schwellentraum finden lassen.

Die drohende Gestalt

Es ist durchaus möglich, daß Menschen, welche öfter Schwellenträume erleben, sich dabei in einem besonderen seelischen Zustand befinden, der sich von dem eines normalen Träumers unterscheidet,

auch wenn sich das nicht mit Sicherheit beweisen läßt. So kann man auch nicht sicher sagen, in welchem Zustand jene Bekannte des Autors Stevens „träumte“, die mit dem Decknamen Frau Milland bezeichnet wird und von der die nachfolgende hier gekürzt wiedergegebene Geschichte handelt.

Diese ältere Dame steckte voll Erinnerungen aus alter Zeit, die sie anregend zu erzählen wußte, wenn sie mit dem Ehepaar Stevens am offenen Kaminfeuer saß. Ihr eigenartiges Erlebnis wollte sie, um nicht für verrückt zu gelten, nur im kleinen Kreis erzählen, wobei sie hoffte, durch Herrn Stevens eine Erklärung für das seltsame Vorkommnis zu erhalten, das ihr selbst unverständlich geblieben war.

„Wahrscheinlich handelt es sich nur um einen Alptraum“, meinte sie lächelnd, „denn an Geistererscheinungen glaube ich nicht. Im Grunde ist es ja nicht viel, was ich da erlebe, aber für mich selbst ist es erschreckend genug. Hören Sie nur: Wenn ich im Bett liege und eingeschlafen bin, öffne ich meine Augen und sehe einen fremden Mann am Fußende meines Bettes stehen. Ein Gesicht wie seines habe ich noch nie zuvor erblickt. Ist das nicht seltsam? Ich war zweimal verheiratet, und meine beiden Gatten waren vortreffliche Männer. Ich wäre glücklich, wenn ich einen von ihnen nochmals wiedersehen könnte. Das hätte für mich nichts Erschreckendes. Aber dieser Mann macht mich schauern.“

„Was tut denn dieser Mann?“ wurde die Erzählerin gefragt.

„Das ist das Furchtbarste an dem Traum. Er nähert sich mir langsam und hält etwas in seiner Hand. Was es ist, konnte ich noch nie herausbekommen. Manchmal gleicht es einem Buch, manchmal mehr einem Halstuch. Er schwingt es, wenn er sich mir nähert, und ich habe das Gefühl, es würde für mich tödlich sein, wenn er mich damit träfe. Darum rufe ich: ‚Geh fort! Geh fort!‘ und dann geht er auch wirklich fort und verschwindet.“

„Können Sie ‚ihn‘ irgendwie näher beschreiben?“

„Nein. Als ich ihn zum erstenmal sah, glaubte ich, es wäre ein Einbrecher, und verließ nach seinem Verschwinden das Bett – ich war bestimmt wach – und prüfte Schloß und Kette an der Haustür. Doch das war alles in Ordnung. Ich hielt überall Nachschau, allein es war nichts gestohlen. Es gibt keine Feuerleitern an meinen Fenstern, und die Wohnung liegt ziemlich hoch über der Erde. Als ich ‚ihn‘ das nächstemal sah, bemerkte ich, daß er schattenhaft war. Ich konnte – durch ihn hindurch – die Umrisse des Schreibtisches erkennen. Da wußte ich sicher, daß es kein Einbrecher war.“

„Wie oft haben Sie diesen Traum oder diese Erscheinung?“

„Das ist eine schreckliche Geschichte. Es ist jetzt über ein Jahr her, daß er zu kommen anfing. Wenn ich zu Bett gehe, weiß ich nie, ob ich ihn nicht wieder an meinem Bett erleben werde. Manchmal vergeht ein ganzer Monat, ohne daß er mich belästigt. Dann wieder erscheint er gleich zweimal in der Woche. Aber es ist immer derselbe: ein fremder Mann mit irgend etwas in seiner Hand, ein Mann, der sich vom Fußende meines Bettes her mir nähert. Ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll, und ich fürchte im Ernst, ich könnte darüber noch verrückt werden.“

Frau Milland hatte ihre Erzählung lächelnd begonnen, aber zum Schlusse war sie offenbar wirklich von Angst erfüllt. Sie hoffte, von Herrn Stevens und seiner Frau eine Erklärung für ihr Phänomen zu erhalten oder einen Rat, wie sie sich davon befreien könne.

Beim gemeinsamen Überprüfen der Tatsachen ergab sich die schwer zu entscheidende Frage, ob es sich um einen Traum oder um eine Erscheinung handle. Wenn das Phänomen auftrat, war Frau Milland immer im Schlaf, glaubte sich selbst aber wachend, wenn sie den Mann sah. Und danach schlief sie wieder ein. Das einzige Günstige bei dem Vorfall war offenbar, daß der „schreckliche Mann“ der Aufforderung, sich zu entfernen, immer folgte. Herr Stevens bat die Dame zu glauben, daß ganz gesunde Menschen derart unheimliche Dinge erleben und daß eben einzelne Personen ein besonderes Feingefühl für solche mysteriöse Kräfte haben. Doch eine wirklich beruhigende Erklärung konnte er Frau Milland leider auch nicht geben.

Herr Stevens und seine Frau sahen die Dame nach dem eben berichteten Gespräch nicht mehr. Einige Monate später erfuhren sie bei einer geselligen Einladung durch einen gemeinsamen Bekannten, daß Frau Milland gestorben sei.

„Wie ging das zu?“ fragten sie.

„Sie tat einen bösen Fall auf den Fußboden ihres Zimmers und erholte sich danach nicht mehr“, war die Antwort. „Sie wollte eiligst aus dem Bett aufstehen und fiel dabei. Das klingt sehr seltsam, aber sie sagte, sie habe einer Erscheinung entrinnen wollen, die sich ihr näherte.“

Ein Schwellentraum wie dieser dürfte ziemlich selten sein. Und doch gibt es aus einer anderen Quelle einen ziemlich verwandten Bericht, der hier gleich folgt.

Der schwarze Vogel

Nach dem ersten Weltkrieg machte der Psychographologe Rafael Schermann in Wien, Berlin, Paris und anderen Städten ziemlich viel von sich reden. Er besaß die ungewöhnliche Gabe, aus der Schrift eines Menschen psychische Erlebnisse des Betreffenden in verblüffender Weise zu deuten, und konnte vielfach bei der Aufklärung von Verbrechen der Polizei verschiedener Länder hilfreiche Dienste leisten. Seine besondere Veranlagung wurde auch fachwissenschaftlich geprüft und anerkannt.

In einem kleinen Buch von Max Hayek „Der Schriftendeuter Rafael Schermann“, das 1921 erschien, wird folgender Fall berichtet, der eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Erlebnis von Frau Milland aufweist. Es heißt da:

„Eine Dame, die in ärztlicher Behandlung stand, traf mit Schermann in einer Gesellschaft bei Fräulein E. L. zusammen. Auf ihre bloße Erscheinung hin konnte Schermann der Dame einige Mitteilungen über ihren seelischen Zustand machen, die den Arzt der Dame, der sie begleitet hatte, ungemein überraschten. Schermann sprach nämlich dessen Diagnose aus.

Als die Dame am nächsten Tage Schermann ihre Schrift zeigte, sagte er: „Sie werden nachts von einer Einbildung geplagt, einer Traumvision, die auch Ihr Tagesleben stört und verdüstert. Ich sehe aus Ihrer Schrift, daß Sie, wenn Sie zu Bette gehen, zu zittern beginnen, daß Sie Angst haben vor dem Einschlafen. Denn kaum befällt Sie der Schlaf, so erscheint ein Ungeheuer über Ihrem Kopfe – ein Ungeheuer in der Gestalt eines schwarzen Vogels. Und es ist Ihnen, als ob der Vogel mit seinem Schnabel vorne an der Stirnwand in Ihren Schädel bohre.“

Die Dame bestätigte dies. Schermann sagte der Dame in seiner ermutigenden Art: „Wir werden diesen Vogel umbringen! Fürchten Sie sich nicht mehr vor dem Einschlafen – und wenn der Vogel kommen will – erheben Sie Ihren Arm zur Abwehr!“ Dabei hob Schermann den rechten Arm in einer Geste von Abwehr und Angriff. „Wenn Sie diese Bewegung machen, dann wird der Vogel wohl zuhauen, Sie aber nicht mehr erreichen können. Und er wird verschwinden. Ich sehe ihn in einigen Tagen mit hängendem Kopfe wieder erscheinen und leblos in der Luft schweben.“

Als ich Schermann fragte“, schreibt Hayek, „warum er gerade diese bestimmte Geste angeraten habe, antwortete er, es sei ihm

dieser Rat wie eine Eingebung plötzlich als der richtige erschienen.

Etwa zwei Wochen später traf Schermann mit der Dame in der gleichen Gesellschaft wieder zusammen. Freudig kam sie auf ihn zu: Sie haben mich gerettet! und erzählte: In der ersten Nacht, als ich wieder in den Dämmer Schlaf verfiel, erschien der schwarze Vogel über meinem Kopfe. Ich machte halbbewußt die Bewegung, die Sie mir angeraten hatten – und er flog höher. Er versuchte mich zu erreichen – es gelang ihm nicht. Er versuchte es immer wieder – darüber schlief ich ein.

In der zweiten Nacht war der Vogel nicht mehr über mir, sondern er schwebte seitlich. Er strebte mir zu – konnte sich aber nicht vom Flecke rühren. Es war wie ein kubischer Schutzraum um mich, ein Vakuum, das Widerstand leistete. Es schien wie gereinigte Luft, über die und in der die Macht des Bösen nichts vermochte. Ich schlief wieder ein.

In der dritten Nacht erschien der Vogel wieder, aber nun waren seine Flügel abgezehrt und transparent. Das Skelett der Flügel schien bloßgelegt, der Flügelstoff wie grauer, durchsichtiger Batist. Das Skelett des Vogels erschien auch in den folgenden Nächten – nur hingen die Flügel immer mehr in Fetzen von ihm nieder. In der achten Nacht endlich ließ er den Kopf niederhängen, als wäre ihm das Genick gebrochen worden. In der neunten Nacht erschien er zum letzten Male – er war und blieb seither verschwunden – er ist in meiner Vision wirklich umgebracht worden.“

Es ist offenkundig, daß auch diese Traumvision ein Schwellentraum, ein Borderland dream ist. Die Art des Zustandekommens des drohenden Vogels bleibt genau so ungeklärt wie die Erscheinung des Mannes, den Frau Milland sah. Sehr eigenartig ist, daß Schermann aus der Schrift der Dame das Bild ihres Traumvogels erfassen konnte. Und es wirkt verblüffend, wie die Befolgung seines guten Rats in Kürze zur Beseitigung der lästigen Erscheinung führte.

„Menschen, die niemals Sinneshalluzinationen zu anderen Zeiten hatten, haben sie in Momenten erlebt, die dem wirklichen Schlaf entweder vorhergingen oder folgten“, sagt Edmund Gurney in seinem Buch „Phantasms of the Living“. Aber solche Phänomene an der Schlaf-Wachgrenze gibt es nicht nur als vorwiegend passive Erlebnisse wie in den vorhergehenden Beispielen. Es kommt auch vor, daß der Träumende – sei es beim Einschlafen oder beim Auf-

wachen – selbst etwas aus seinem Unterbewußtsein leistet, d. h. wesentlich mehr vollführt als das Heben des Arms zur Abwehr, wie es die von Rafael Schermann kurierte Dame tat.

Der Leser wird sich noch an verschiedene Beispiele erinnern, die in dem Kapitel „Arbeit im Traum“ berichtet wurden. In einem dieser Fälle hatte sich z. B. Prof. Lamberton einige Zeit vergebens mit einer schwierigen mathematischen Aufgabe befaßt, als ihm plötzlich im Traum die Lösung kam. Der Gelehrte wachte dabei auf und sah die geometrische Zeichnung, welche die Lösung darstellte, auch nach dem Erwachen, nach dem Durchstoßen der Schlafzone noch an der Wand, so daß er sie nachzeichnen konnte. Offenbar lag auch hier ein Schwellentraum beim Übergang vom Schlafen zum Wachen vor.

An der gleichen Stelle wurde auch erzählt, wie der Chemiker Kekulé mehrere wichtige Entdeckungen im Halbschlafzustand machte: einmal auf dem Dache eines Londoner Omnibus träumend, ein andermal in seinem Arbeitszimmer in Gent im Halbschlaf dösend.

Auch von dem großen Erfinder Edison wird erzählt, daß er in seinem Büro gerne in einer merkwürdigen Haltung in einer Art Dämmer Schlaf zu sitzen pflegte: die Beine auf dem Tisch, den Hut ins Gesicht gezogen, die Augen geschlossen. Fremde Besucher seiner Laboratorien, die ihn durch eine Glastür so sitzen sahen, glaubten daher oft, Edison sei gerade dabei, versäumten Schlaf der letzten Nacht nachzuholen. In Wirklichkeit hatte der große Erfinder aber entdeckt, daß ihm in diesem Halbwachzustand besonders häufig wertvolle Ideen kamen, die sich nicht einstellen wollten, wenn er bewußt und absichtlich hinter ihnen herjagte. In diesem Dösen aber überkamen ihn öfter Schwellenträume, d. h. er sah auf einmal die Lösung von Konstruktionen und anderen Problemen plastisch vor sich.

Ganz ähnlich erging es Professor Agassiz in dem folgenden Fall. Auch hierbei handelt es sich um eine Leistung, die nicht im Wachbewußtsein vollbracht wurde. Agassiz, der bei seinem Erleben wohl fühlte, daß es nicht richtig sei, dabei schlechthin von einem Traum zu sprechen, nannte, was ihm widerfuhr, eine „nächtliche Erscheinung“ oder eine „Vision“.

Die Fischversteinung

Der aus dem Schweizer Waadtland stammende Naturforscher Louis Agassiz war vielleicht der bedeutendste Fossilienfachmann des neunzehnten Jahrhunderts und wurde in späteren Jahren eine der Leuchten der berühmten Harvard-Universität. Anfangs der 1830er Jahre arbeitete er in Paris an einem großen Werk über versteinerte Fische. In jenem Buch berichtete er später über das merkwürdige schwellentraumhafte Erlebnis, das nachmals auch noch seine Witwe in der Biographie ihres Mannes mit anderen Worten, aber inhaltlich übereinstimmend erzählt hat.

Bei seiner Arbeit war es für Agassiz oft schwer, die ausgestorbenen Fischarten, mit denen er es zu tun hatte, nach ihren häufig sehr verwitterten Abdrücken auf Schieferplatten und anderen Steinen genau zu bestimmen. Besonders einer dieser Fische, der heute Agassiz zu Ehren mit seinem wissenschaftlichen Namen *Cycloplasma spinosum* Agassiz genannt wird, machte ihm damals zu schaffen. Über sein visionäres Erlebnis schreibt Agassiz selbst in seinen „Recherches sur les poissons fossiles“ wie folgt:

„So, wie diese Platten in einem alten Fossilienatlas, der ‚Ittiolitologia‘ abgebildet waren, fiel es schwer, sie genau zu bestimmen. Ich wußte lange Zeit nicht, wie ich sie klassifizieren sollte. Indes wurden meine Zweifel über diesen Fisch durch einen eigentümlichen Umstand geklärt, den ich glaube berichten zu sollen.

Vierzehn Tage lang hatte ich zu wiederholten Malen versucht, diesen Fisch zu bestimmen. Als ich schließlich einsah, daß all meine Mühe umsonst sei, legte ich den Fisch beiseite und dachte nicht mehr daran. Da wachte ich in einer Nacht mit der Überzeugung auf, die Lösung des mich verfolgenden Problems gefunden zu haben. Denn ich hatte soeben im Traum den Fisch mit allen Ergänzungen, die ich auf dem Abdruck nicht entdecken konnte, gesehen. Aber im Augenblick, in dem ich dieses Bild festzuhalten und mich meiner Entdeckung zu versichern suchte, verschwand alles.

Früh am Morgen eilte ich in den ‚Jardin des Plantes‘, um zu sehen, ob ich nicht auf dem Abdruck irgendeinen Zug fände, der mir die Spuren meiner ‚Vision‘ wiederbringe. Allein vergebens. Wie die vorhergehenden Tage sah ich, vor allem am Kopf des Fisches, einen unförmigen Haufen anscheinend völlig zerbrochener Knochen. In der folgenden Nacht kam dasselbe Traumbild, ohne daß ich mehr Glück dabei hatte. Alles entschwand mir, als ich erwachte

Nun hegte ich die Hoffnung, eine dritte ‚nächtliche Erscheinung‘ könne mir zum Schlüssel für dieses Geheimnis verhelfen. Daher richtete ich mir vor dem Schlafengehen Papier und Bleistift, um während der Nacht das, was ich sehen würde, aufzuzeichnen. In der Tat fühlte ich gegen Morgen, daß sich der Fisch erneut in meinem Geiste zeigte – zuerst verworren, aber kurz darauf so deutlich, daß ich über seine zoologischen Merkmale keinen Zweifel mehr haben konnte.

Halb schlafend, halb wachend und in vollständiger Dunkelheit zeichnete ich diese Merkmale auf dem bereitgelegten Blatt Papier auf. Beim Erwachen am Morgen war ich höchlichst überrascht, auf meiner nachts gemachten Zeichnung Züge zu entdecken, die ich nie geglaubt hätte auf der Steinplatte zu finden. Es handelte sich vor allem um ein gezähntes ‚Præoperculum‘ (Kiemenklappe), das an seinem unteren Rande mit Stacheln bewehrt war.

Als bald begab ich mich in den ‚Jardin des Plantes‘, und nach mehreren Stunden Arbeit gelang es mir, mittels meiner Grabstichel und meines Hammers alle Einzelheiten des Kopfes freizulegen, die man deutlich auf meinem Kupferstich Nr. 1 sieht und die auf der Wiedergabe in der ‚Ittiolitologia‘ nicht existieren, obgleich sie nach demselben Abdruck gemacht ist.“

Es ist nicht ganz leicht, eine Definition der Schwellenträume oder Borderland dreams zu geben, aber es ist wohl berechtigt, das haluzinatorisch-visionäre Erlebnis von Prof. Agassiz ebenso zu diesen Phänomenen zu zählen wie die über Kekulé und andere Wissenschaftler gebrachten Berichte. Nicht immer bricht wie hier der Traum vom Schlafzustand ins Wachbewußtsein durch, aber bei manchen der berichteten Fälle verhält es sich so.

Manchmal wacht der Träumende bei einem derartigen Erlebnis an der Schlaf-Wach-Grenze sofort auf, manchmal bleibt er auch eine Weile in einer Art Schwebezustand. Da die volle Bewußtseinskontrolle dessen, was erlebt wird, ausgeschaltet bleibt, ist man auf jeden Fall nicht berechtigt, von einem Wachzustand zu sprechen. Die Aufmerksamkeit des also Träumenden bleibt mehr nach innen als nach außen gerichtet, auch wenn – wie in einigen der Fälle – innere Gesichte und Vorstellungen nach außen projiziert werden.

Die wissenschaftliche Forschung hat das letzte Wort über Borderland dreams noch lange nicht gesprochen.

Tagträumen und Zweites Gesicht

Schwellenträume haben einen etwas zwielichtigen Charakter. Trotz der bei ihnen vorkommenden Verschiedenheiten darf man sagen, daß bei ihrem Auftreten der Träumer mehr schläft als wacht. Dieses Kennzeichen trifft aber nicht auf alle traumartigen Phänomene zu. Weder beim Tagträumen noch beim Zweiten Gesicht darf man von einem regulären Schlafzustand sprechen.

Wer als Tagträumer wie ein „Hans-guck-in-die-Luft“ durch die Welt läuft, wird gerne verlacht. Aber gerade unter schöpferischen Menschen ist dieser Typ nicht ganz selten und erweist seinen Rang. Und man könnte dieses „Tagträumen“, in das man unmerklich hineinschlittern kann, wenn die Bewußtseinschelle nachläßt, vielleicht als eine Vorstufe zum „Zweiten Gesicht“ der Spökenkieker auffassen, das spontan und schärfer umrissen aufzutreten pflegt als das Tagträumen.

Wie jedermann aus Erfahrung weiß, hindert das Denken und sinnliche Wahrnehmen das Träumen. Sogenannte Tagträumer dösen. Das soll nicht heißen, daß sie dabei immer stillsitzen. Sehr einprägsam schildert z. B. Emil Kuh als Biograph, wie Friedrich Hebbel bei Tage träumend dahinwandelte. „Sein Antlitz hatte alsdann den leidenden Ausdruck des Beseligten. Er senkte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingeebene Pflanze. Die Arme vor der Brust ineinandergelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er durch die Straßen Wiens.“ Mit diesen Worten ist erfaßt, wie die Gedanken und die Sinnestätigkeit des beobachteten Dichters weitgehend ausgeschaltet sind und wie ihn innere Bilder beherrschen.

Jakob Wassermann war im Alter zwischen zehn und zwanzig Jahren ein intensiver Tagträumer und hatte dabei die inhaltreichsten Erlebnisse, von denen er ausführliche Beschreibungen gibt. „Es ist mir später berichtet worden“, heißt es bei ihm, „daß man mich anschreien mußte, um mich als Wachenden zu wecken.“

Ein Selbstzeugnis des Dichters Max Dauthendey, der in ähnlicher Weise als Halbwüchsiger bemerkte, wie die Träume am Tage ebenso unbewußt in seinem wachen Gehirn aufstiegen wie nachts im Schlafe, lautet: „Mitten im Arbeiten, mitten im Schreiben von Schularbeiten, mitten im Zuhören konnte ich es nicht verhindern,

daß ich plötzlich im Geist weit vom Schulsaal fort war, Gespräche in meinen Ohren hörte, Landschaften vor meinen Augen sah, Waldwege wandelte, Glocken läuten hörte und mit Personen aus Gesellschaften, die ich gelesen hatte, im Geist verkehrte.“

Eine solche Gabe des Tagträumens ist vielen schöpferischen Menschen zeitlebens vertraut und sollte nicht gering geachtet werden. Es wäre sicher nicht richtig, hier einfach nur vom Walten einer reichen Phantasie zu sprechen. Viele und vielleicht gerade besonders bedeutende Kunstwerke, insbesondere auch der bildenden Kunst, sind in einem traumähnlichen Zustand geschaffen worden, der das Wachbewußtsein überspielte. Davon wissen Künstler, Gelehrte und Erfinder gleichermaßen zu berichten. Es ist aber sehr die Frage, ob das Tagträumen überhaupt ein Träumen im eigentlichen Sinne ist.

Worauf es hier aber zunächst ankommt, ist, den Zustand des Tagträumers abzugrenzen gegen den Zustand des vom „Zweiten Gesichts“ Heimgesuchten, wobei es sich ja gleichfalls um keinen Schlafzustand handelt. Da wir gewohnt sind, unter „Traum“ ein Erleben zu verstehen, das eigentlich nur im Schlafe auftritt, ist schon das Tagträumen eine Grenzüberschreitung – mindestens für die herkömmliche Definition.

Über das Tagträumen kann man sich noch ziemlich leicht verständigen, denn es ist immerhin sehr vielen Menschen aus eigenem Erleben bekannt, und es gibt vielleicht niemand, der nicht schon einmal im Sinne des Tagträumens gedöst hätte. Anders dagegen verhält es sich mit dem Zweiten Gesicht. Denn wenn es auch Landstriche und Bevölkerungen gibt, bei denen das Zweite Gesicht häufiger auftritt – Westfalen, Niedersachsen, Skandinavien, Schottland, die Vendée und die Bretagne –, so ist es doch bestimmt weit seltener als das Tagträumen und längst nicht so vielen Menschen aus eigener Erfahrung oder aus Miterleben geläufig wie das Tagträumen.

Schopenhauer nennt in seinem „Versuch über das Geistersehen“ das Zweite Gesicht „ein vollkommenes Wahrträumen im Wachen oder wenigstens in einem Zustand, der mitten im Wachen auf wenige Augenblicke eintritt“; und der Philosoph findet auch sonst noch einige Verwandtschaft mit den Wahrträumen. Man könnte hier in der Tat vielleicht, wie dies schon der romantische Arzt C. G.

Carus tat, von einem „Hineinragen der Traumwelt in den Wachzustand“ sprechen. Auf jeden Fall erscheint es berechtigt und notwendig, in unserem Zusammenhang auch auf das Zweite Gesicht kurz einzugehen.

Der Zustand eines mit dieser Gabe bedachten „Sehers“ oder „Vorschauers“ unterscheidet sich durchaus von dem eines gewöhnlichen Träumers; denn der Betreffende ist während seines „Gesichts“ bei vollem Bewußtsein, und das, was er sieht, wird für ihn viel deutlicher, als es je in Träumen der Fall ist. Während sodann bei gewöhnlichen Träumen keineswegs ein negatives oder tragisches Moment vorherrscht, handelt es sich beim Zweiten Gesicht meist um unangenehme Dinge, wie Todesfälle, Brände, kriegerische Ereignisse usw.

Man glaubt vielfach, daß alles so Gesehene auch eintreffe, doch ist das sicher nicht der Fall. Im höchsten Maße erstaunlich ist es jedoch, daß bei zutreffenden Vorgesichten auch ganz nebensächliche und keineswegs zu erwartende Nebenumstände oft schon Jahre oder Jahrzehnte vorher richtig gesehen wurden.

Die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, welche von dem Heidelberger Literaturhistoriker Friedrich Gundolf eine „Seher-Frau“ genannt wurde, besaß gleich vielen ihrer westfälischen Landsleute die Gabe des Zweiten Gesichts und äußerte sich in ihren „Bildern aus Westfalen“ sehr sachkundig über dieses Phänomen. „Das sogenannte Vorgesicht“, schreibt sie, „ist ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem ‚second sight‘ der Hochschotten ähnlich und hier so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheimgehalten wird, man doch überall auf tatsächlich damit Behaftete trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freimachen dürfte.“

Der Vorschauer in höherem Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haar, dem geisterhaften Blitz der wasserblauen Augen und einer blassen, überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meist gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Überspannung.

Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fieberhafter Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird. Dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum jemand widersteht, obschon jeder weiß, daß das Übel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, bis

zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird, wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich gänzlich verschwinden läßt.

Der Vorschauer sieht Leichenzüge, lange Heereszüge und Kämpfer, sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden.

Auch unbedeutende Vorfälle muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, z. B. einen Erntewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungeborenen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen, die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt und in eine jetzt noch gar nicht vorhandene Lehmgrube fällt usw.

Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von ‚silbernen Reitern‘ sprach, ‚mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen ein langer schwarzer Pferdeschweif‘ flattere (französische Kürassiere), sowie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf ‚Pferden wie Katzen‘ (ein üblicher Ausdruck für kleine zottige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran (Kosaken).

Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte ‚hört‘ – er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Schritt der marschierenden Kolonnen. Er hört das Geschrei der Verunglückten und an Tür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zu Hilfe rufen wird.“

Dieser klaren Kennzeichnung von wesentlichen Eigenarten des Zweiten Gesichts ist kaum etwas hinzuzufügen. Wenn auch das Sehen solcher „Spökenkieker“ am Tage stattfinden kann, so tritt es doch meist nachts auf und, wie die Droste hervorhebt, vor allem in Vollmondnächten. Aber trotz dieser Verbindung mit der Nachtzeit handelt es sich eben nicht um einen Vorgang im Schlafe, so daß man auch diese Phänomene nur bedingt zu den Träumen zählen kann. Was es aber vielen hier gebrachten Traumberichten ähnlich macht, ist der oft überwältigende Wahrheitsgehalt solcher Fern-

und Vorgesichte, so daß Schopenhauer durchaus zu begreifen ist, der hierbei, wie erwähnt, von einem „Wahrträumen“ sprach.

Ein paar Berichte über Fälle von Zweitem Gesicht, die hinreichend glaubwürdig sind, sollen daher in unserem Zusammenhang nicht fehlen. Schon vor einem Menschenalter hat Professor Friedrich zur Bonsen eine Sammlung solcher Fälle herausgegeben, die sehr viel wertvolles Material enthält, heute aber völlig vom Büchermarkt verschwunden ist. Seine sehr solide Untersuchung besitzt auch heute noch ihren großen Wert.

Wie dieser Autor schreibt, ist der älteste namentlich bekannte Seher „der alte Jasper“, der eigentlich Wessel Dietrich Eilert hieß und in Deininghausen bei Mengede 1833 starb. Unter anderem hat er den 1842, also neun Jahre nach seinem Tode begonnenen Weiterbau des Kölner Doms vorhergesagt, was merkwürdig genug ist. Doch wir wollen ein paar Beispiele zur Bonsens genauer betrachten.

Vorgesichte von Eisenbahn und Telegraph

Eisenbahn-Vorgesichte sind in Westfalen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, also seit rund hundert Jahren vor dem Bau der ersten Eisenbahn bekannt. Das wohl älteste derartige Gesicht stammt von dem sogenannten Spielbernd und lautet in der Aufzeichnung von 1756: „Sie (die Menschen) werden Gottes spotten, weil sie ermächtigt zu sein glauben von wegen der Wagen, so da durch alle Welt laufen, ohne von lebendigen Geschöpfen gezogen zu werden, also daß man die Wegstrecken nach der Vögel Flug ausrechnet.“

Auch der schon genannte Kolon Jasper sagte die Eisenbahn, und zwar die später nach seinem Tod gebaute und 1847 eröffnete Linie Köln—Minden, mit den Worten voraus: „Von Westen nach Osten wird in unserem Staat eine große Heerstraße gebaut werden, die ihre Richtung durch die zum Gute Bodelschwingh gehörenden Waldungen nehmen wird. Auf dieser Straße werden nur Wagen laufen, die ein fürchterliches Gerassel verursachen.“

Zu solchen friedlichen Vorgesichten, denen eine viel größere Anzahl vorhergesehener aufregender Dinge gegenübersteht, gehört auch das Vorhersehen des Telegraphen. So berichtet Ludwig Kuhlenbeck nach dem Zeugnis eines bejahrten Gemeindebeamten im Osnabrücker Lande ein Gesicht des Einwohners Mehring in Haaren

bei Osterkappeln. Dieser hat „längere Zeit vor allgemeiner Anlage von Telegraphen-Verbindungen, als er selbst glaubhafterweise überhaupt noch keine Kenntnis von Telegraphie haben konnte“, mehrfach behauptet, sein Gesicht zeige ihm öfters die ganze Landstraße an der Seite mit hohen Stangen besetzt, deren Spitzen durch „straffe Leine“ untereinander verbunden seien. „Er könne gar nicht kleinkriegen, was das bedeuten solle. Übrigens kämen diese Stangen nach einiger Zeit wieder fort.“

In der Tat wurde, wie Kuhlenbeck bestätigt, einige Jahre später an der Chaussee entlang eine Telegraphenleitung geführt. Nach Anlegung der Bahn aber ward diese wieder beseitigt, um neben der Bahn neu gelegt zu werden. Kuhlenbeck war Professor der Rechte an der Universität Lausanne und bemerkt, daß er die Wahrheit der von ihm referierten Fälle mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln geprüft und für mindestens ebenso sicher befunden habe als manche andere tatsächliche Feststellung, „auf Grund deren ich im Laufe meiner juristischen Wirksamkeit billigen mußte, daß Angeklagte zu schweren Strafen verurteilt werden mußten“.

Vorschau vom Tod eines Kindes

Auch der westfälische Dichterarzt Friedrich Wilhelm Weber war mit der Bürde des Vorgesichtes belastet, was in seinen Dichtungen (z. B. in „Dreizehnlinden“) wiederholt anklingt. Sein Biograph Schwering schreibt:

„Von den Kindern des Posthalters Zengerling in Driburg, in dessen Hause Weber täglich verkehrte, war ihm ein kleines niedliches Mädchen, Emilie mit Namen, besonders ans Herz gewachsen. Wenn der junge Arzt von seinen Krankenbesuchen heimkehrte, sprang ihm die freundliche Kleine schon von weitem entgegen, und nie fand sie die Hand des Beschützers leer. Bald brachte er ihr einen Strauß hübscher Feldblumen mit, bald Nüsse, Äpfel oder andere Näscherien. Wenn Weber sich dann, ermüdet von seinen Berufsarbeiten, im Wohnzimmer des Zengerlingschen Hauses aufs Sofa legte und rauchte, so saß die kleine Emilie zu seinen Häupten, spielte und tändelte mit ihm und quälte ‚Fritzönkelchen‘, wie sie ihn nannte, mit tausend kindlichen Fragen.“

Als sie eines Tages in gewohnter Weise mit ihm gescherzt hatte, hüpfte sie plötzlich vom Sofa fort und lief nach der Tür, die in

den anstoßenden Hausflur führte. In diesem Augenblick sah Weber, der dem Kinde mit den Augen gefolgt war, zu seiner Überraschung durch die halboffene Tür einen kleinen Sarg im Hausflur stehen. Er blickte schärfer hin: die Erscheinung blieb. Nun eilte er nach der Stelle, wo er den Kindersarg gesehen hatte – aber jetzt war dieser verschwunden. In der Meinung, daß das Ganze eine Sinnestäuschung gewesen sei, kehrte Weber nach dem Sofa zurück, nahm seine frühere liegende Stellung wieder ein und schaute abermals durch die halbgeöffnete Tür. Aber das Gesicht kehrte nicht wieder, und Weber suchte vergeblich nach einer natürlichen Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung.

Bei den Eltern des Kindes, denen er das seltsame Erlebnis mitteilte, fand Weber keinen Glauben. Bald darauf erkrankte die kleine Emilie an den Masern und starb am 14. April 1845. Am Tage ihrer Beerdigung, als der Leichenzug eben das Sterbehaus verlassen wollte, fügte es der Zufall, daß die Träger den Sarg an derselben Stelle niedersetzten, wo Weber ihn früher gesehen hatte. Es war der erschütterte Vater, der, mit der Hand dorthin zeigend, den Dichter auf die Erfüllung des Vorgesichts aufmerksam gemacht.*

Zur Bosen, der diesen Fall berichtet, fügt hinzu: „Das in der Familie noch bekannte Gesicht und der alsbaldige Bericht Webers ist dem Verfasser von dem in Münster lebenden Bruder der Toten, Rentner Wilhelm Zengerling, bestätigt worden. Beim Erkranken des Kindes habe Weber bestimmt geäußert, daß es sterben würde.“

Während bei den Eisenbahn- und Telegraph-Vorgesichten die äußeren Bedingungen, unter denen es zum Zweiten Gesicht kam, unklar bleiben, ist in dem eben berichteten Fall der äußere Hergang völlig klar. Es ist ein Fall, in dem das Vorgesicht bei Tag eintrat, wenn auch in einer entspannten Körperhaltung, auf jeden Fall aber bei vollem Bewußtsein des Erlebenden. Ein Traum in dem Sinne, wie wir das Wort in den früheren Kapiteln gebraucht haben, liegt hier also nicht vor. Aber wir dürfen trotzdem bei derartigen Phänomenen wohl von „Träumen besonderer Art“ sprechen wie bei den Tagträumen auch.

Vorschau eines Brandes

Da die mit dem Zweiten Gesicht Behafteten oft Anfeindungen zu befürchten haben, zumal wenn sie Unangenehmes vorhersehen,

sind gut beglaubigte Fälle immer selten. Einen solchen bringt aber zur Bosen in seiner Schrift „Neuere Vorgeschichte“ in Form datierter und unterschriebener Zeugnisse aus dem Jahre 1909. Die drei Dokumente werden am besten in ihrem vollen Wortlaut wiedergegeben.

„1). Ich besuchte die hiesige Volksschule und war zur Zeit, als nachstehender Vorfall sich ereignete, ungefähr zehn Jahre alt. Es ging fast vierzehn Tage lang das Gerücht, daß der Vorgesichter Bernhard Leißmann genannt Dabbelt († zu Ascheberg 1907) gesagt habe, das Haus der Witwe Lembeck hier, Sandstraße 41, würde an einem bestimmten Tage im Monat März – es war im Jahre 1893 – nachmittags gegen drei Uhr brennen.

Dieses Gerücht wurde mir von einer Mitschülerin, die in nächster Nachbarschaft des Leißmannschen wohnt, erzählt, und zwar ungefähr acht bis vierzehn Tage vor dem Brande des betreffenden Hauses. Es wurde natürlich unter den Schülerinnen viel besprochen, bis es dann auch am Morgen des bestimmt vorhergesagten Tages der Enkelin der Hauseigentümerin, Witwe Lembeck, der man es bis dahin verschwiegen hatte, gesagt wurde. Diese erzählte es ihrer Großmutter, die jedoch die ganze Erzählung als ein leeres Kindergerede auffaßte.

Als der betreffende Tag herankam, war die Aufregung in der Schule groß, und alles wartete auf den Eintritt des vorausgesagten Brandes. Die Lehrerin, die sich nach der Ursache der Aufregung bei den Kindern erkundigte, erfuhr nun auch das Gerücht, sah es aber ebenfalls als ein leeres Geschwätz an. In den Nachmittagsstunden weinte die geängstigte Enkelin der Witwe Lembeck ihre bittersten Tränen.

Kurz vor Schulschluß, also etwas vor drei Uhr – der Nachmittagsunterricht war von eins bis drei Uhr – wurden wir durch die Alarmrufe der herbeieilenden Menge und der Feuerwehr von dem Brande des Lembeckschen Hauses in Kenntnis gesetzt. Ich selbst habe dann den Brand geschaut.

Einige Tage nach dem Brande kam der Amtmann in die Schule, um uns Kinder über die Vorgeschichte des Ereignisses zu hören, insbesondere auch über die Tatsache, daß Leißmann den Brand bestimmt vorausgesagt habe.

Ascheberg, 3. Juni 1909. Johanna Westhoff.

2). Die vorstehend angeführten Tatsachen, soweit sie in meine Wahrnehmung gefallen sind, entsprechen der Wahrheit.

3. Juni 1909. Frau Witwe Lembeck.

3). Dem Amtmann von Ascheberg, Preß, habe ich diesen Fall vorgelegt, und er erinnerte sich noch, daß er seinerzeit zwecks Verhörs der Kinder in der Schule gewesen sei. Er erklärte auch, daß von einer Brandstiftung nicht die Rede sein könne: zunächst nicht durch den Leißmann, der ein braver, ehrlicher und harmloser Mensch sei, was ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann; auch sei die vorsätzliche Anlegung des Brandes durch andere ausgeschlossen.

3. Juni 1909. Westhoff, Referendar.“

Sind diese Zeugnisse auch erst sechzehn Jahre nach dem Vorfall erstellt worden, so dürfte der Fall doch volle Glaubwürdigkeit beanspruchen. Er stellt ein gutes Beispiel dafür dar, in welcher Weise Vorgesichte meist erst von Mund zu Mund gehen, ehe sie aktenkundig werden.

Ein anderes Beispiel, in dem sogar ein Kind einen bevorstehenden Brand vorhersieht, berichtet Wilhelm Horkel in seinem bereits an anderer Stelle genannten Buche „Botschaft von drüben“. Es heißt dort:

„W. H. in M. fuhr als Knabe mit anderen Kameraden gegen Abend auf einem hochaufgeladenen Heuwagen der Kleinstadt M. entgegen. Als der Heuwagen in größerer Entfernung von einer einsamen Mühle langsam dahinfuhr, sah H. plötzlich die Mühle lichterloh brennen. Er teilte sein Gesicht sofort den anderen Kindern mit und war verwundert, daß sie nicht auch in sein Entsetzen und seine ängstlichen Worte und Tränen einstimmten; jene aber sahen nichts. – Einen Tag später brannte die Mühle vollständig nieder und wurde nie mehr aufgebaut.“

Natürlich ist dieser Fall nicht in der an sich wünschenswerten Weise gesichert, aber die Tatsache, daß das Zweite Gesicht gelegentlich selbst bei Kindern auftritt, wird auch sonst bezeugt.

Wenn es auch zweifelhaft bleibt, inwieweit es berechtigt ist, das Zweite Gesicht einen Traumzustand im Wachen zu nennen – denn der Vorschauer befindet sich zwar in einem besonderen Zustand, ist aber, wie gesagt, im Unterschied zum Traum im Schlaf bei vollem Bewußtsein – so ist doch die Parallele zu Wahrträumen mit ihrem Sichhinwegsetzen über Raum und Zeit offenkundig. Man sollte das Zweite Gesicht vielleicht eine zwingende spontane Ahnung nennen.

Für unser Empfinden handelt es sich bei solchen Wahrgesichten

vor allem deshalb um ein beunruhigendes Phänomen, weil Dinge, die wir für gestaltbar und dem Einfluß unseres Willens und unserer Absichten unterworfen halten, in vielen Fällen als festgelegt, als vorherbestimmt und unabänderlich erscheinen. Und das muß nach dem heutigen Stand wissenschaftlicher Erkenntnis als durchaus unerklärlich gelten.

Die Bedingungen dagegen, unter denen diese Gabe des Vorhersehens auftritt, die psychophysische Beschaffenheit der „Seher“, ist in gewissem Umfang bereits wissenschaftlich geklärt. Schon zur Bensen machte darauf aufmerksam, daß die Gabe vielleicht nicht nur an eine erbliche Disposition, sondern in ihrem Auftreten auch an gewisse landschaftliche und klimatische Vorbedingungen geknüpft sei. Welche Anlage befähigt aber den mit dem Zweiten Gesicht Begabten dazu, Dinge als scheinbar objektiv und außerhalb seiner selbst befindlich zu sehen, die in Wirklichkeit nur in ihm selbst gegeben sind?

Zur Klärung dieser Frage haben die Forschungen des Marburger Psychologen Professor Erich Jaensch Wesentliches beigetragen. Es handelt sich, wie sich heute sagen läßt, bei den Trägern des Zweiten Gesichtes vielfach um Eidetiker, d. h. um Menschen mit der Fähigkeit, Anschauungsbilder zu haben oder sich von einem gesehenen Bild oder Gegenstand auch noch nach einiger Zeit ein Bild zu machen. Ein solches Anschauungsbild ist etwas grundsätzlich anderes als ein Vorstellungsbild, das man sich ins Gedächtnis zurückruft.

Jaensch und seine Schüler haben festgestellt, daß die eidetische Anlage sich nahezu allgemein bei Jugendlichen und bei primitiven Völkern findet, aber auch bei geistig hochstehenden Menschen, wie z. B. bei Goethe. Es war durchaus naheliegend, von den Erkenntnissen der Eidetik-Forschung ausgehend, die Anlage des Zweiten Gesichtes einmal grundsätzlich zu untersuchen. Dies hat vor über einem Jahrzehnt der aus Niederdeutschland stammende Forscher K. Schmeißing unternommen. Er arbeitete nicht nur zahlreiche Berichte von Sehern und Vorschauern durch, sondern untersuchte insbesondere auch über zwei Dutzend „Spöckenkieker“ psychophysisch auf ihre Anlage hin.

Wie schon gesagt, ergab sich dabei – und das ist die bedeutsame neue wissenschaftliche Feststellung – daß viele der mit dem Zweiten Gesicht Begabten Eidetiker sind, d. h. daß sie die Gabe haben, einmal gesehene Dinge, Menschen, Landschaften usw. innerlich bildhaft wieder zu erzeugen. Das Vorgestellte wird von innen her auf

die Netzhaut projiziert, und so entsteht ein Augenerlebnis mit vollem Wirklichkeitscharakter. Diese sehr wichtigen Feststellungen erklären jedoch lediglich den Sehvorgang beim Zweiten Gesicht.

Wieso aber die Vorgesichte, diese visuellen oder akustischen Ahnungen oder Vorwegnahmen, wahr werden können, bleibt genau so geheimnisvoll, wie dies bei einem Großteil der Raum und Zeit überwindenden im Schlaf erlebten echten Träume der Fall ist. Wir müssen uns vorläufig noch mit einer Feststellung des Sachverhalts begnügen, den Professor Charles Richet in anderem Zusammenhang so zu formulieren versucht: „In der Natur existieren Schwingungen unbekannter Art, die das menschliche Bewußtsein erschüttern und ihm Tatsachen enthüllen, deren Kenntnis ihm seine Sinne nicht vermitteln können.“

Tier und Mensch im Traum

Bisher wurde stets nur von Träumen der Menschen gesprochen, aber die Gabe, zu träumen, ist offenbar auch den Tieren gegeben. Darüber hat schon in der Antike Aristoteles in seiner „Naturgeschichte der Tiere“ und lange nach ihm Alfred Brehm in seinem „Tierleben“ geschrieben.

Ein jeder Hundebesitzer und Tierfreund kann beobachten, daß sein treuer Vierbeiner sich gelegentlich im Schlaf ähnlich verhält wie ein Mensch, dessen Bewegungen im Schlafe erkennenlassen, daß er träumend sinnliche Tageseindrücke nacherlebt. Aus den Bewegungen, die Jagdhunde im Schlafe nach der Jagd machen, scheint hervorzugehen, daß sie die Aufregungen der mitgemachten Jagd nochmals im Traume erfahren. Sie schnüffeln, bewegen die Lippen, bewegen sich unruhig oder bellen auch leise. Sie knurren und wedeln mit dem Schwanz oder zucken mit dem ganzen Leib. Wer als Soldat aufregende Kämpfe mitgemacht hat und im Traume manchmal von deren Wiederholung heimgesucht wird, kann dies Verhalten gut verstehen.

In seinem Buch „Die Träume“ hat Professor Sante de Sanctis verschiedene Beobachtungen an träumenden Tieren mitgeteilt. Ein Wildmeister erzählte ihm zum Beispiel, daß seine Hunde im Schlafe heulten, als ob sie es, wie bei der Jagd, mit einem Fuchs oder Hasen

zu tun hätten und daß sie sich schlafend wie beim Apportieren der Beute bewegten. Ein Stallmeister berichtete von seinen Zuchthengsten: „In ruhigem Schlafe lang ausgestreckt wieherten sie und äußerten eine Art Lachen.“ Züchter erzählen, daß Kälber oft im Schlafe den Kopf heben oder schütteln, die Glieder oder den Schwanz bewegen oder auch blöken. Wenn ein Milchkalb im Schlafe Saugbewegungen macht, ist es offenbar, daß es träumt.

Man hat also keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Tiere im Traum ihre sinnlichen Tageserlebnisse, vor allem wenn sie stark mit Affekten erfüllt waren, nochmals erleben, und man könnte sich vorstellen, daß bei einem innigen Verhältnis zwischen Tier und Mensch beispielsweise ein Hund seinen Traum auch auf seinen Herrn überträgt. Der Fall aber, von dem hier berichtet werden soll, geht weit über derartiges hinaus und ist seit Jahrzehnten für die wissenschaftlichen Forscher, die sich mit ihm befaßt haben, eine harte Nuß. Es dreht sich dabei darum, daß ein geistig sehr reger Mensch im Traume optisch und akustisch das Schicksal seines in der Ferne verunglückten Hundes erlebt.

Rider Haggards Hund

Diese Traumgeschichte erschien von allem Anfang an so bemerkenswert, daß sie ungekürzt in den Spalten der nüchternen Londoner „Times“ vom 21. Juli 1904 veröffentlicht wurde. Da der Bericht von einem in angelsächsischen Ländern bekannten Schriftsteller stammt – mehrere seiner Romane sind auch in Deutschland erschienen – zog er alsbald die Aufmerksamkeit der offiziellen Stellen der S. P. R. auf sich. Die Gesellschaft für psychische Forschung untersuchte den Fall weiter und brachte die Erzählung mit einigen ergänzenden Dokumenten in ihrem „Journal“ und in ihren „Proceedings“ zum Abdruck. Dieser Quelle ist die Geschichte, die hier gekürzt wiedergegeben wird, entnommen.

Für die Wahrheit der berichteten Vorgänge bürgt der Name des Mannes, der sie erlebte, des 1925 verstorbenen angesehenen Schriftstellers Rider Haggard. Und sie verdient vor allem auch darum ein besonderes Interesse, weil sie die Möglichkeit einer telepathischen Verbindung zwischen Mensch und Tier im Traum zu bezeugen scheint. Von diesem Gesichtspunkt aus nimmt sie unter allen telepathischen Träumen eine Ausnahmestellung ein. Es gibt zwar

eine Menge verbürgter Geschichten von Tieren, die nach ihrem Tode im Traume ihren Herrn erschienen. Aber der hier vorliegende Fall: die Übermittlung des Todeskampfes eines Hundes an seinen in der Ferne schlafenden Herrn stellt ein einzigartiges Traum-erlebnis dar, zu dem es bisher keine Parallele gibt.

Rider Haggard beginnt seinen Bericht also: „Vielleicht sind Sie gleich mir der Meinung, daß die folgenden Erlebnisse würdig sind, festgehalten zu werden, schon wegen ihres wissenschaftlichen Interesses. Gerade wegen dieses letzteren Umstands dürfen solche Erzählungen nicht anonym veröffentlicht werden. Nach einigem Zaudern habe ich mich entschlossen, den Sachverhalt mit meinem Namen zu decken, obwohl ich mir bewußt bin, daß ich mich dadurch bei manchen Leuten lächerlich mache und auf Unglauben stoßen werde.“

Am Samstag, in der Nacht vom 9. Juli, ging ich um halb eins zu Bett und wurde, wie man so sagt, von Alpdrücken geplagt. Ich erwachte durch die Stimme meiner Frau, die mich von ihrem Bett aus, das an der anderen Seite des Zimmers stand, rief. Als ich zur Besinnung kam, war das langandauernde, quälende Alpdrücken verschwunden. Ich konnte mich an nichts Bestimmtes erinnern; mich beherrschten jedoch noch die Nachempfindungen einer furchtbaren Beklemmung und eines verzweifelten und schrecklichen Kampfes um Leben oder Tod – Empfindungen, wie sie nur ein Ertrinkender durchmachen muß. Aber zwischen der Zeit, da ich die Stimme meiner Frau vernahm, und dem Moment, wo sie mir zum Bewußtsein kam, hatte ich, so schien es mir, einen anderen Traum.“

Im ersten Traum schien es Rider Haggard, als ob er gegen irgend etwas, das ihn niederdrücke, um sein Leben kämpfe, so, wie der Mensch gegen das Ertrinken kämpft. Im zweiten Traum sah er, wie sein schwarzer Stöberhund „Bob“, ein sehr liebes und intelligentes Tier, an dem er besonders hing, im Gestrüpp am Wasser an seiner Seite lag. Das Tier war in höchster Not und strengte sich verzweifelt an, in menschlicher Sprache zu ihm zu sprechen, als ob es um Hilfe rief.

„Mein eigener Körper“, so schreibt Haggard, „erhob sich scheinbar in einer geheimnisvollen Weise aus dem Körper des Hundes – es war bestimmt Bob und kein anderer Hund – so daß mein Kopf an den Kopf des Hundes stieß. Das Haupt des Hundes war in einem unnatürlichen Winkel erhoben. In meinem Traumgesicht versuchte der Hund in Worten zu mir zu sprechen, und nachdem ihm das nicht gelang, übermittelte er meinem Geiste auf eine uner-

klärliche Weise das sichere Wissen darum, daß er im Sterben liege. Darauf verschwand alles. Ich erwachte und hörte meine Frau fragen, warum ich um Himmels willen einen so schrecklichen und unheimlichen Lärm mache.“

Ich erklärte ihr, daß ich einen Alptraum von einem fürchterlichen Kampf gehabt und geträumt habe, Bob wäre in einer schrecklichen Situation und habe versucht, mit mir zu sprechen und mir davon zu erzählen.“

Es war noch ganz dunkel. Herr Haggard fragte, wieviel Uhr es sei, und seine Frau antwortete, sie wisse es nicht. Kurz danach schlief er wieder ein.

Am nächsten Morgen erzählte Frau Haggard die Geschichte am Frühstückstisch, und ihr Mann wiederholte den Bericht von seinem bösen Traum. Die ganze Familie lachte; denn es kam niemand von ihnen in den Sinn, dem Hund könne etwas zugestoßen sein. Am Sonntagabend jedoch berichtete die jüngste Tochter, die Bob zu füttern pflegte, daß der Hund nirgends zu finden sei. „Plötzlich durchzuckte mich da der Gedanke: sollte mein Traum wahr sein?“ fährt Haggard fort.

Nun begann eine lange Suche. Endlich, am Dienstag nach dem Traum, entdeckten Herr Haggard und sein Reitknecht den Leichnam des Hundes, der am Wehr des Waverney-Flusses, fünfviertel Meilen vom Hause entfernt, angetrieben war. Der Hundekörper war übel zugerichtet, man sah sofort, daß das Tier durch einen Schlag oder durch Schläge auf den Kopf getötet worden war. Beide Vorderläufe waren gebrochen. Der Tierarzt glaubte bei Untersuchung der Tierleiche zuerst, der Hund sei in eine Falle geraten.

Herr Haggard vermutete ein Verbrechen. Am nächsten Tage machte er sich auf den Weg nach dem Städtchen Bungay. Er wollte für eine Information, die zur Verhaftung und Verurteilung der Täter führe, eine Belohnung aussetzen. Auf dem Wege nach Bungay begegnete er an einer schienenebenen Straßenkreuzung der Eisenbahn zwei Männern. Diese versicherten, Bob müsse jener Hund gewesen sein, der auf der über den Fluß führenden Eisenbahnbrücke getötet worden sei. Einer der Männer sagte, er habe Montagfrüh auf der Brücke gearbeitet und dort ein abgerissenes kaputtes Hundehalsband gefunden, an dem geronnene Blutklümpchen und Fleischstückchen haften. Als er das Halsband sah, erkannte es Haggard sofort als das von Bob. Und bei genauer Untersuchung des Platzes auf der Brücke, wo der Arbeiter das Halsband

gefunden hatte, entdeckte er Teile von Hautfetzen mit schwarzen Haaren.

Der Arbeiter sagte weiter, sein Kamerad habe am Montagnachmittag im Fluß die Leiche des Hundes treiben sehen. Wenn Bob Samstag nacht zu Tode gekommen war, so konnte nach Herrn Haggards Schätzung der Körper sehr gut Montag früh zur Oberfläche getrieben worden sein.

Alle Umstände und Beweisstücke deuteten ganz und gar darauf hin, daß Bob von dem Ausflüglerzug erfaßt worden war, der Samstag nacht um elf Uhr die Brücke passiert hatte. Am Sonntag fuhr kein Zug. Daher waren Herr Haggard und die Eisenbahnarbeiter der Meinung, der Lokomotivführer des nächsten Zugs, der die Brücke bei Tageslicht am Montagmorgen befuhr, hätte sicher einen auf den Schienen liegenden Hund bemerken müssen. Auch zeigte der Zustand der aufgefundenen Fleischstückchen und Blutklümpchen, daß sich der Unfall nicht erst vor wenigen Stunden ereignet haben konnte, sondern offenbar etwas länger zurücklag.

Kurz und bündig: das Tier mußte von dem Samstagabendzug erfaßt worden sein, war anscheinend einige Meter weit auf den Schienen mitgeschleift worden und dann in den Fluß gefallen, wo es sein Ende fand, falls es nicht schon vorher tot war. Wie lange Bob seine Verletzungen überlebt haben konnte, war schwer zu sagen. Wenn die letzte Phase seines Todeskampfes mit Herrn Haggards Traum zusammenfiel, dann wäre es etwa ein Uhr nachts gewesen.

„Ich nehme folgendes an“, fährt Herr Haggard fort, „wenn der Tod in dem Augenblick, in dem ich von dem Hunde träumte, eintrat, so muß diese Mitteilung eine Art von Telepathie gewesen sein, wie sie nach allgemeiner Annahme unter besonderen Umständen gelegentlich zwischen Menschen vorkommt. Indes habe ich nie gehört, daß sie zwischen Mensch und Tier auftritt.“

Wenn andererseits der Tod, wie ich vermute, drei Stunden früher erfolgte – was soll ich dann zu dem Vorfall sagen? Es würde dann so aussehen, als ob etwas Wesenloses und doch den Tod Überdauerndes – sobald ihm mein tiefer Schlaf dazu Gelegenheit gab – jene Vorgänge in meinem Geist so reproduzierte, wie sie sich wirklich ereignet hatten. Ich nehme an, das geschah, um mich über die Art von Bobs Tod zu unterrichten und um mir Lebewohl zu sagen.

Von den bemerkenswerten Schlußfolgerungen, die sich aus diesem Fall ableiten lassen, will ich nicht weiter sprechen“, fügt Hag-

gard an“, denn es ist gefährlich, einen Einzelfall zu verallgemeinern, selbst wenn er verblüffend und von guten Beweisen gestützt ist, wie sie in so ungewöhnlichen Fällen nur ausnahmsweise vorliegen. Ich wage nur zu sagen: das Geschehnis scheint darauf hinzuweisen, daß eine innigere geistige Verbindung zwischen allen Angehörigen der animalischen Welt einschließlich des Menschen besteht, als man bisher – wenigstens bei den Völkern des Westens – angenommen hat. Alle Lebewesen scheinen, kurz gesagt, nur Manifestationen des einen zentralen gestaltenden Lebens zu sein, einer Lebenskraft, die das ganze Universum in verschiedenen Formen erfüllt...“

Zusammen mit seiner eigenen ausführlichen Erzählung sandte Herr Haggard eine Anzahl von Bestätigungszeugnissen ein. Zwei stammen von dem Tierarzt. Je eines kam von Frau Haggard, von der ältesten Tochter Angela, der jüngeren Tochter Lilies – eben der, zu deren Pflichten die Fütterung von Bob gehörte – von einer weiblichen Verwandten, die damals bei Haggards lebte, und von Herrn Haggards Sekretärin. Alle diese bezeugten, daß sie an jenem Sonntagmorgen am Frühstückstisch hörten, wie Herr Haggard seinen Traum erzählte: von einem Todeskampf des Hundes und von seiner seltsamen Empfindung, als er zu begreifen suchte, was Bob ihm in seiner Todesangst sagen wollte. „Natürlich“, bemerkt Angela, „lachten wir damals alle; denn wir wußten nicht, daß dem Hund tatsächlich etwas zugestoßen war. Ich hatte ihn ja noch am vorhergehenden Abend um acht Uhr gesehen.“

Kurz gesagt: es liegen fünf Zeugnisse von Familienmitgliedern vor, die alle die Tatsache bestätigen, daß über den ungewöhnlichen Traum am Tisch gesprochen worden war, bevor irgend etwas darauf hinwies, der Hund sei verschwunden.

Die S. P. R. verfolgte den Fall und erhielt von Herrn Haggard nicht nur die Originalbriefe, sondern noch drei andere Zeugnisse: ein weiteres von dem Tierarzt, der seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß der Hund durch einen heftigen Schlag auf den Schädel getötet worden sein müsse; eine vollständige Erklärung von dem Eisenbahnarbeiter, der das Halsband des Hundes auf der Brücke gefunden hatte, und eine von Herrn Haggards Reitknecht, der sich bei seinem Herrn befand, als die Leiche des Hundes gefunden wurde. Herr Haggard selbst fügte hinzu, er sei überzeugt, daß der Hund sofort tot gewesen sei und daß er den Traum etwa drei Stunden nach dem Unfall gehabt haben müsse.

„Ich komme daher zu folgendem Schluß“, sagt Herr Haggard,

„entweder ist das Ganze bloß eine zufällige Übereinstimmung und bedeutet weiter nichts als ein Alpdrücken infolge einer Verdauungsstörung – oder aber der Geist des Hundes, auf dem Weg zu seiner eigenen Heimat oder in eine andere Form des Seins, bewegte meine Seele und ließ ihr jene Erkenntnisse zuteil werden. Weniger als das scheint es mir nicht zu sein.“

Auf die Frage, ob er irgendein anderes Erlebnis verwandter Art gehabt habe, antwortete Herr Haggard später: „Ich erinnere mich nicht an irgendwelche anderen telepathischen Träume. Das einzige nennenswerte geheimnisvolle Ereignis, an das ich mich erinnern kann, war eine deutliche Vorahnung von kommendem Kummer, die sich einige Zeit später als nur zu richtig erwies.“

„Umfaßte der Alpdruck oder der erste Traum die ganzen Vorfälle, die sich abspielten?“ fragt Herr Haggard weiter und gibt die Antwort: „Soweit ich mich daran und vor allem an die tierischen Laute, die ich von mir gab, erinnern kann, bin ich geneigt, das zu glauben. (Man vergleiche auch die Angaben meiner Frau!) Wie soll man aber die Halluzination auffassen, die für mich vom Körper des Tiers auszugehen schien? Dies war mit der merkwürdigste Teil der ganzen Manifestation. Es war – wenn man sich das vorstellen kann – als ob sich Körper und Seele trennten. Ein anderer seltsamer Punkt ist der: nachdem ich meine Aufmerksamkeit von der Übermittlung abgewandt hatte – ich glaube, weil sie so langsam vonstatten ging – wollte mein Hund anscheinend auf eine besondere Art das Wissen um seinen eigenen sterbenden Zustand blitzartig auf meinen Geist übertragen. In einem Augenblick begriff ich da alles, und zwar durch die Intelligenz, nicht durch Vermittlung der Sinne.“

Als Frau Henry Sidgwick diesen Fall in ihrer Monographie brachte, die in den „Proceedings“ der S. P. R. veröffentlicht wurde, drückte sie ihre eigene Meinung mit folgenden Worten aus: „Dieser Fall ist unter mehreren Gesichtspunkten von ganz ungewöhnlichem Interesse. Darum ist es besonders dankenswert, daß er so gut beglaubigt ist. Herr Rider Haggard verdient den Dank der Untersuchungsbeauftragten, daß er alles, was an Zeugnissen und Beweisen verfügbar war, so genau und vollständig gesammelt und der wissenschaftlichen Welt zur Verfügung gestellt hat.“

Dieser ungewöhnliche Fall, der in kein Erfahrungsschema paßt und eine ganze Reihe ungelöster Fragen enthält, hat auch seither die Wissenschaftler immer wieder beschäftigt. So schrieb im Jahr-

gang 1950/51 der Zeitschrift „Neue Wissenschaft“ Professor Dr. A. Koegel: „Die Deutung dieses Falles ist gar nicht einfach. Von Telepathie im strengen Sinne kann man nicht gut sprechen, weil der Unglücksfall und der Traum zeitlich weit auseinanderliegen. (Es besteht allerdings die Möglichkeit, daß sich der Tierarzt geirrt hatte und der Hund noch lebte, während Haggard ihn im Traume sah.) Eventuell könnte auch angenommen werden, daß Haggard zwar die telepathische Mitteilung empfing, sie aber nur unterbewußt aufnahm und erst träumend ihrer bewußt wurde. Natürlich könnte auch an die Möglichkeit räumlichen und zeitlichen Hellschens gedacht werden. Dann wären aber vermutlich Herrn Haggard schon früher ähnliche Erlebnisse zuteil geworden (wovon nichts bekannt ist).“

Auf jeden Fall ist das Erlebnis von Rider Haggard einzigartig. Es ist kein zweites damit irgendwie vergleichbares Beispiel bekannt geworden. Der Fall und seine Erklärung bleibt daher eine Aufgabe und ein Problem für die wissenschaftliche Forschung.

Traumexperimente

Gesteuerte Telepathie / Traum-Beeinflussung

Seitdem der Traum zum Forschungsgegenstand der modernen Wissenschaft geworden ist, hat man auf die verschiedenste Weise versucht, seinem Mysterium näherzukommen. Neben den Methoden von Psychoanalytikern, welche sich vor allem der Traumdeutung, der Enträtselung seiner Bilder- und Symbolsprache widmen, stehen Versuche psychologisch geschulter Experimentatoren, die den Schleier von den Traumeheimnissen zu heben suchen.

In sehr ausführlicher Weise hat zu Beginn unseres Jahrhunderts der skandinavische Traumforscher J. Mourly Vold den Zusammenhang zwischen äußeren Körperreizen und dem Auftreten bestimmter Traumbilder kausal festzustellen versucht und zahlreiche interessante Zusammenhänge aufgedeckt. Später haben H. Rohrschers Untersuchungen über die elektrischen Vorgänge im menschlichen Gehirn zu begründeten Annahmen über die Lokalisierung

und die Dauer von Träumen geführt (Elektroencephalographie).

Wir wissen heute, daß es stundenlang andauernde Träume gibt, wie es andererseits nicht bestritten werden kann, daß sich ein außerordentlich inhaltreiches und vielfältiges Geschehen auch in Minuten- oder Sekundenlänge im Traume abwickeln kann. Der amerikanische Traumforscher Dr. B. Klein hat bei Hypnotisierten eine Traumdauer zwischen fünf und neunzig Sekunden festgestellt, ein Resultat, das für Träume nicht künstlich in Schlaf versetzter Menschen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

Der Heidelberger Psychologe Professor Willy Hellpach gab einmal die Anregung zu folgendem Experiment, das noch nicht ausgeführt wurde: Gerhart Hauptmann berichtet in seiner Biographie einen ausführlichen und inhaltsreichen Traum, den er in der Zeit seiner landwirtschaftlichen Eileventätigkeit als junger Mensch gehabt hat. Die Vorlesung dieses Traums beansprucht etwa zwölf Minuten. Hauptmann versicherte mit Nachdruck, der Traum könne höchstens fünf bis sechs Sekunden gedauert haben. Würde man nach Hellpachs Vorschlag diesen Traum (oder andere geeignete Träume) verfilmen, so ließe sich ein bisher noch fehlender Maßstab gewinnen, um die Zeiträfferfähigkeit des Vorstellungsablaufs im Traum zu beobachten und daraus wissenschaftlich interessante Einsichten zu gewinnen.

In Stockholm wurden 1950 Traumexperimente durchgeführt, bei denen nach Angaben von Dr. Bengt Lindberg zweihundertsechzig von neunhundertfünfzig untersuchten Personen Träume hatten, die in Erfüllung gingen; doch handelte es sich dabei, was zu beachten ist, um Patienten der psychiatrischen Abteilung der Klinik. Ein ganz großes Experiment, über das bisher genau so wenig eine Buchveröffentlichung vorliegt wie über die Stockholmer Versuche, wurde 1950 und 1951 unter Leitung von Professor Dr. Dupret an der Pariser Sorbonne im Zusammenwirken mit ausländischen Stellen durchgeführt. Dabei wurden Träume von 60 000 Menschen aller Altersstufen gesammelt. Auf die Auswertung des Materials, von dem bisher erst Teilergebnisse bekannt geworden sind, darf man gespannt sein. Bei dieser großen Versuchsreihe wurden sowohl die Auswirkungen von Körperreizen (z. B. Hitze und Kälte) wie auch von akustischen Einwirkungen (z. B. Klavierspiel) überprüft. Am interessantesten sind aber wohl verschiedene Berichte von spontanen Traumerlebnissen telepathischer Art, die gelegentlich dieser Untersuchung gesammelt wurden.

Mit Studien zur experimentellen Traumtelepathie ist in bedeutender Weise Dr. Wilfried Daim in Wien hervorgetreten. Angeregt durch die Untersuchungen von Professor I. B. Rhine über Telepathie stellte sich Dr. Daim die Aufgabe, die „Telepathie im Traume“ zu erforschen. Er achtete bei der Durchführung seiner Untersuchungen streng darauf, nur über solche Entfernungen und Raumverhältnisse hinweg zu experimentieren, die jede Seh- und Hörmöglichkeit, jede, auch unbewußte Verbindungsmöglichkeit zwischen Sender (Agent) und Empfänger (Perzipient), jede Verständigung unter Benutzung der menschlichen Sinne ausschließen.

Laut seinem ausführlichen Bericht in der Wiener Zeitschrift „Wissenschaft und Weltbild“ vom Oktober 1948 ging dabei Daim folgendermaßen vor: „Unser Augenmerk bei der Planung der Versuche mußte sich richten

1. auf die Zeit der Sendung,
2. auf die Entfernung von A. (Agent) und P. (Perzipient),
3. auf den Gegenstand der Sendung,
4. auf die Art und Weise
 - a) des Sendens und
 - b) des Empfangens,
5. auf die präzise Festlegung, also Protokollierung der Gesamterscheinungen.

Das vorzeitige Wissen um den Gegenstand mußte ausgeschaltet werden, wie auch Vorkehrungen gegen Erinnerungsfälschungen getroffen werden mußten.“

Die Versuche wurden in den frühen Morgenstunden durchgeführt, wenn der Perzipient noch schlief. Die Entfernungen, über die gesendet wurde, waren verschieden und gingen bis 6,8 km. Als Gegenstand der Sendung wurden verschiedenfarbige geometrische Figuren (Kreis, Quadrat, Kreuz, Dreieck, Halbring) in Rot, Grün, Blau, Gelb und Braun gewählt.

„Die Farben wurden deshalb verwendet, weil es nur wenige Menschen gibt, die farblich träumen. Daher mußte innerhalb eines Traumes ein farbiges Element von vornherein auffallen. Der Nachteil der Farben besteht allerdings darin, daß es den meisten Menschen schwer fällt, sich farbige Figuren vorzustellen. Bei der Wahl geometrischer Figuren spielten ähnliche Überlegungen eine Rolle. Man träumt nicht gerade oft von geometrischen Formen. Da jede Farbe mit jeder Form kombinierbar war, ergab das fünfundzwanzig Möglichkeiten.“

Über die Wahl von Farbe und Form im einzelnen Experiment entschied der Zufall. Die Dauer der Sendungen betrug anfangs dreißig, später nur fünf Minuten, während deren sich der Agent, der sich durch einen Wecker hatte wecken lassen, auf die in Frage stehende Vorstellung konzentrierte. Der Perzipient hatte die Aufgabe, sofort nach dem Erwachen – und der Befehl dazu wurde gleichfalls telepathisch übertragen – ein möglichst genaues Protokoll über seinen Traum niederzuschreiben.

Wie ging nun ein derartiger hochinteressanter Versuch praktisch vor sich? Hören wir ein Protokoll des Senders, der in diesem Fall Dr. Daim selbst war.

„14. März 1948. Ich ließ mich kurz vor sechs Uhr früh wecken und begann alsbald nach der Lotterie mich auf ein rotes, gleichseitiges Dreieck mit der Spitze nach oben zu konzentrieren. Um halb sieben Uhr konzentrierte ich mich noch einmal ganz intensiv und merkte nun deutlich jenen seltsamen und kaum beschreibbaren telepathischen Kontakt. Dann befahl ich energisch das Aufwachen, doch nicht durch einen wörtlichen Befehl.“

Der Perzipient schrieb folgendes Protokoll nieder:

„14. März 1948. Traum kurz vor dem Aufwachen, dieses war fünf Minuten nach halb sieben Uhr früh. Die Traum Inhalte: Eine bekannte Pianistin, Musik, sehr dynamische Melodie, ein Soldat, der mich und meine Angehörigen verhaften will, viel Geräusche von Pferdetraben, Musikinstrumenten – alles in einer sehr dynamischen Beziehung zueinander.“

Plötzlich schlägt durch das ganze unruhige Geschehen der bewegten, sehr verschwommenen Bilder eine dreieckige grellrote Tanne durch und bleibt einige Sekunden inmitten des ganzen früheren Traum Inhalts unbewegt stehen. Es ist nicht eine Tanne aus der Natur, sondern wie man sie in Abc-Büchern für Kinder findet: ihr Stamm ist schwarz, ihre Farbe ausgeprägt, während die anderen Traum Inhalte farblos grau sind. Nach einigen Augenblicken verschwindet sie und kurze Zeit später auch der übrige Traum, der nur noch als ein matter Ton eines Bildes geblieben ist, seitdem die Tanne sich zeigte. Dann bin ich erwacht.“

Farbe und Form, wie sie sich der Agent vorgestellt hatte, wurden also vom Perzipienten richtig empfangen. Dr. Daim weist besonders auf die Statik dieser Vorstellung gegenüber der Dynamik des übrigen Traumes hin und hebt neben der Tatsache, daß die rote Tanne als Fremdkörper in dem bis dahin erlebten Traume stand,

die Deutlichkeit, Plötzlichkeit und Vordergründlichkeit des telepathischen Elements hervor, das gleichzeitig mit der Sendung empfangen wurde. Er schließt: „Dieser Traum allein würde die Möglichkeit der Erregung telepathischer Träume beweisen.“

Durch seine Versuche hat Daim, der darüber auch im „Parapsychological Bulletin“ der Duke-University (Februar 1949) berichtet hat, die Tatsächlichkeit telepathischer Träume experimentell erwiesen. Dabei ergab sich, daß nur in dem referierten Fall der telepathische Inhalt auf einen bereits vorhandenen Traum stieß. Damit ist auch die Meinung widerlegt, daß der Schlaf immer von Träumen begleitet sei.

Eine Versuchsfolge wie die von dem Wiener Forscher durchgeführte ist besonders dankenswert; denn sie erlaubt der Forschung nicht nur eine Reihe von wichtigen Feststellungen, sondern erleichtert es auch, für weitere Untersuchungen zweckdienliche Richtlinien aufzustellen. Das Wesentlichste ist aber wohl das Ergebnis, daß nach diesen mit allen Sicherungen durchgeführten Versuchen an der Tatsächlichkeit telepathischer Träume nicht mehr zu zweifeln ist.

NACHWORT

Es gibt ein Mysterium der Träume, dessen verhüllende Schleier keine psychoanalytische und Unterbewußtseins-Forschung bisher zu lüften vermochte. So viel Material auch die Erfahrungen von Freud, Jung und anderen Sachkundigen zum Verständnis des Traumgeschehens beigetragen haben, so fehlt uns bisher doch eine vollständige und umfassende Traumkunde. Neben den symbolhaltigen Träumen, die sich auf das eigene Leben des Träumers beziehen und denen vor allem die neuere Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit widmet, gibt es viele andere, die eine weiterreichende Bedeutung besitzen und die sich einem rein psychoanalytischen Verständnis zu entziehen scheinen. Sie gehen den Psychologen, den Philosophen, den Theologen und jeden an den geheimnisvollen Phänomenen des Traums interessierten Menschen an.

Daß Träume nicht immer belanglos und gleichgültig sind, wird nach der Lektüre dieses Buches jedem Leser klar sein. Mag es auch zutreffen, daß viele Träume nur ein Weiterweben und Weiterverarbeiten von Tageserlebnissen, von Erinnerungen, Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, Problemen des Träumenden sind, so existieren doch daneben viele andere Traumerlebnisse, deren Eigenart und Gehalt uns zunächst völlig rätselhaft und mysteriös erscheinen und die sich einer leichten Erklärung entziehen.

Es handelt sich dabei um jene Träume mit Wahrheitsgehalt, deren sich dieses Buch vor allem annimmt, um Wahrträume im eigentlichen Sinne. Sie sind, wie wir gesehen haben, dadurch charakterisiert, daß sie Raum und Zeit überwinden und Vorkommnisse in der Ferne oder erst künftig eintretende Begebenheiten vor das innere Auge oder auch das Ohr des Träumenden rücken. Und zwar geschieht dies oft ohne jede symbolische Einkleidung, vielmehr nüchtern, unverhüllt und wirklichkeitsgetreu.

Seit alters wird das Vorkommen solcher Träume von den einen, den Erlebenden, entschieden bejaht, von anderen aus den ver-

schiedensten Gründen und oft mit vorgefaßter Meinung bestritten. Wer die in diesem Buch gesammelten beglaubigten Berichte von Wahrträumen unvoreingenommen in sich aufgenommen hat, kann die Existenz des Phänomens nicht mehr gut in Abrede stellen. Um so stärker drängen sich aber mancherlei Fragen auf, deren Beantwortung den Erfahrungsbereich der Schulpsychologie mindestens teilweise überschreiten dürfte.

Wie läßt es sich verstehen, daß ein Träumer bisweilen Dinge erfährt, deren er auf normalem Weg unter Gebrauch seiner bekannten Sinne auf keinen Fall innwerden konnte! Haben wir doch sogar Träume kennengelernt, bei denen nicht einmal eine persönliche Beziehung zwischen dem Träumenden und den Menschen, Örtlichkeiten, Geschehnissen, welche diese Träume spiegelten, bestand: ja, bei einzelnen dieser Fälle schien es sogar nicht möglich, sich einen bestimmten Sender des Traumgeschehens vorzustellen, der sein Wissen um besondere Dinge und Zusammenhänge gleichsam ausstrahlt, so daß es irgendein Empfänger im Schlaf aufnehmen könne!

Wiederholt entsteht der Eindruck, daß – unter gewissen, noch näher zu erforschenden Bedingungen – der gesunde und normale Mensch im Traum gelegentlich in einer imaginären Welt jenseits von Raum, Zeit und Kausalität weile, in einer übersinnlichen Sphäre, die Kenntnisse und Aufschlüsse vermitteln kann, die alles, was wir uns dem Unterbewußtsein als Möglichkeit zuzuschreiben getrauen, erheblich übersteigen.

Ohne die Grundvoraussetzung des Menschen als eines in erster Linie geistigen Wesens mit gewissen übersinnlichen Anlagen scheint es kaum möglich, dem Verständnis verschiedener ungewöhnlicher Traumphänomene näherzukommen. Was geschieht, wenn ein Mensch im Traume ein gleichzeitig in der Ferne sich vollziehendes Geschehen miterlebt? Kann ein Traum eine echte Verbindung mit der Welt der Abgeschiedenen herstellen? Wie sind prophetisch in die Zukunft greifende Wahrträume zu erklären? Gibt es eine außer-sinnliche geistige Ebene, auf der Ereignisse der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so fixiert sind, daß ein Mensch sie in seinem Traume unter Umständen reproduzieren kann?

Es war nicht Zweck und Aufgabe dieses Buches, Thesen aufzustellen. Eher darf es als Materialsammlung mit bereits kritischer Haltung gelten. Aber man kommt nach seiner Lektüre, die höchst eigenartige Phänomene des Traumlebens glaubhaft erscheinen läßt,

um die Diskussion verschiedener Probleme kaum mehr herum, man wird zu bestimmten Fragestellungen genötigt, auf welche die Wissenschaft bisher keine oder nur eine vorläufige und nicht ausreichende Antwort zu geben vermag. Verschiedene der auftauchenden Probleme können wohl am ehesten durch die junge Wissenschaft der Parapsychologie einer Lösung nähergeführt werden. Das Buch aber möchte jeden Leser anregen, die rätselhaften Seiten des Traumlebens stärker als bisher zu beachten und durch sorgfältige Aufzeichnung eigener besonderer Traumerfahrungen die weitere wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet zu unterstützen.

LITERATUR-VERZEICHNIS

a) Werke

- Abercrombie, John, *Inquiries concerning the intellectual powers*. London 1841.
 Aepli, Ernst, *Der Traum und seine Deutung*. Zürich 1943.
 Agassiz, Louis, *Leben und Briefe*. Berlin 1886.
 Allendy, René, *Les Rêves et leur interprétations psychoanalytiques*. Paris 1926.
 Aristoteles, *Schriften*. Ausgabe Berlin 1831 ff.
 Artemidoros aus Daldis, *Symbolik der Träume*. Übersetzt von F. S. Krauss. Leipzig 1881.
 Augustinus, *De cura pro mortuis gerenda. Confessiones*. Ausgabe von J. N. Espenberger 1911 ff.
 Bachofen, J. J., *Gräbersymbolik der Alten*. Ausgabe von Manfred Schröter. München 1923.
 Bärner, Dr. Salvator, *Voraussetzungen der Traumdeutung* (in „Mächte des Schicksals“). Wien 1953.
 Béguin, Albert, *L'âme romantique et le rêve*. Paris 1946.
 Bender, Dr. Hans, *Zum Problem der außersinnlichen Wahrnehmung*. Leipzig 1936.
 Bier, August, *Die Seele*. 2. Aufl. Berlin 1944.
 Bier, August, *Gedanken eines Arztes über Medizin*. Münchener Medizinische Wochenschrift, 1927.
 Bjerre, Poul, *Das Träumen als Heilungsweg der Seele*. Zürich 1936.
 Binswanger, Ludwig, *Wandlungen in der Deutung des Traums von den Griechen bis zur Gegenwart*. Berlin 1928.
 Bleuler, Eugen, *Lehrbuch der Psychiatrie*. 8. Aufl. Berlin 1949.
 Bormann, Walter, *Die Nornen*. Leipzig 1909.
 Boss, Medard, *Der Traum und seine Auslegung*. Zürich 1953.
 Bossard, Robert, *Psychologie des Traumbewußtseins*. Zürich 1951.
 Bozzano, Ernesto, *Dei Fenomeni premonitori*. Roma 1914.
 Brugsch, Heinrich, *Mein Leben und mein Wandern*. Berlin 1894.
 Carrington, W., *Telepathy*. London 1945.
 Carus, C. G., *Vorlesungen über Psychologie*. Hgg. von Dr. E. Michaelis. Zürich 1931.
 Carus, C. G., *Psyche*. Hgg. von Ludwig Klages. Jena 1926.
 Cicero, M. T., *Von der Wahrsagung*. Übersetzt von R. Kühnen. Berlin-Schöneberg 1912.
 Daim, Dr. Wilfried, *Experimentelle Traumtelepathie*. In „Wissenschaft und Weltbild“, I, 4. Wien 1948.
 Dacqué, Edgar, *Das große Traumgesicht*. In „Corona“, München 1939.
 Dauthendey, Max, *Letzte Reise*. München 1925.
 Dehmel, Richard, *Ausgewählte Briefe*. Berlin 1923.
 De Quincey, Thomas, *Confessions of an English Opium-Eater*. 1803. Deutsche Ausgabe von H. u. A. Müller-Bruck. Berlin 1902.
 Dessoir, Max, *Vom Jenseits der Seele*. 6. Aufl. Stuttgart 1931.
 Dessoir, Max, *Das Ich, der Traum, der Tod*. Stuttgart 1947.
 Diepgen, Paul, *Traum und Traumdeutung als medizinisch-naturwissenschaftliches Problem im Mittelalter*. Berlin 1912.
 Dostojewski, F. M., *Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis*. München 1925.
 Dunne, J. W., *An experiment with Time*. London 1929 und 1951.
 Du Prel, Carl, *Ausgewählte Schriften*. Leipzig 1900.
 Dürers Briefe, *Tagebücher und Reime*. Wien 1872.
 Ellis, Havelock, *Die Welt der Träume*. Deutsch von Hans Kurella. Würzburg 1911.
 Ermacora, Dr. G. B., *La telepatia*. Padova 1898.
 Eulenburg-Hertefeld, Fürst Philipp zu, *Das Ende Königs Ludwigs II. und andere Erlebnisse*. Leipzig 1934.
 Flammarion, Camille, *L'inconnu et les problèmes psychiques*. Paris 1900.
 Flammarion, Camille, *Rätsel des Seelenlebens*. Deutsch von Gustav Meyrink. Stuttgart 1909.
 Freud, Sigmund, *Schriften*. Wien seit 1904.

- Freud, Sigmund, Die Traumdeutung. 9. Aufl. Wien 1950.
- Gauhe, Ursula, Jean Pauls Traumdichtungen. Bonn 1936.
- Goethe, J. W., Werke. Inselausgabe. Leipzig 1913.
- Grabinski, Bruno, Das Übersinnliche und der Weltkrieg. Hildesheim 1917.
- Gurney, Myers, Podmore, Phantasms of the Living. London 1886.
- Guthel, E. A., The Language of the Dream. New York 1939.
- Hacker, Friedrich, Systematische Traumbereobachtungen. Leipzig 1911.
- Hall, Calvin S., The meaning of Dreams. New York 1953.
- Hauptmann, Gerhart, Ausgewählte Werke. S. Fischer, Berlin 1925.
- Hebbel, Friedrich, Tagebücher. Berlin 1903 ff.
- Hellberg, E., Telepathie, okkulte Kräfte. Prien 1922.
- Herodot, Das Geschichtswerk. Übertragen von Th. Brauer. Leipzig 1927.
- Heyse, Paul, Jugenderinnerungen. Berlin 1902.
- Hildegard von Bingen, Causae et curae. Nach ihren Schriften ausgewählt und bearbeitet von J. Bühler. 1922.
- Hodie A., Der Traum. Berlin 1924.
- Hodie A., Das träumende Ich. Jena 1927.
- Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Kraft zu, Aus meinem Leben. Berlin 1905.
- Horkel, Wilhelm, Botschaft von Drüben. München 1949.
- Horton, Lydiard Hencage, Dissertation on the Dream problem. Philadelphia 1925.
- Huch, Friedrich, Träume. Berlin 1904.
- Hyslop, Dr. James, Enigmas of Psychical Research. 1906.
- Jezower, Ignaz, Das Buch der Träume. Berlin 1928.
- Illig, Johannes, Ewiges Schweigen. Stuttgart 1925.
- Jung, C. G., Die Wirklichkeit der Seele. Zürich 1934.
- Jung, C. G., Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. Zürich 1935.
- Jung, C. G., Über die Psychologie des Unbewußten. Zürich 1943.
- Jung, C. G., Über psychische Energetik und das Wesen der Träume. Zürich 1948.
- Kankeleit, Otto, Die schöpferische Macht des Unbewußten. Berlin 1933.
- Keller, Helen, The World I live in. 1903. Deutsche Ausgabe: Meine Welt. Übers. v. H. Conrad. Stuttgart 1908.
- Kipling, Rudyard, Something of Myself. Leipzig Tauchnitz 1938.
- Koenig-Fachsenfeld, Olga Freiin von, Wandlungen des Traumproblems von der Romantik bis zur Gegenwart, Stuttgart 1935.
- Kurz, Isolde, Traumland. Stuttgart 1920.
- Lamon, Ward Hill, Recollections of Abraham Lincoln. London 1872.
- Lavater, J. C., Briefe und Tagebücher. 1901. (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 16).
- Lehmann, Dr. Alfred, Aberglaube und Zauberei Deutsch von Dr. Petersen. Stuttgart, 3. Aufl. 1925.
- Leonhard K., Die Gesetze des normalen Träumens. 1939.
- Leonhard K., Gesetz und Sinn des Traums. Stuttgart 1951.
- Lersch, Philipp, Der Traum in der deutschen Romantik. München 1923.
- Lévy-Bruhl, Lucien, Die geistige Welt der Primitiven. München 1927.
- Lichtenberg, G. Chr., Aphorismen. Ausgabe von A. Leitzmann. Berlin 1902.
- Lodge, Sir Oliver, La survivance humaine, Französische Ausgabe von Dr. Bourbon. Paris 1912.
- Lomer, Dr. Georg, Der Traumspiegel. München 1921.
- Lomer, Dr. Georg, Der Traum und seine Geheimnisse, Minden 1922.
- Maeder, Alphons, Über das Traumproblem. Wien 1914.
- Maeterlinck, Maurice, Der fremde Gast. Jena 1919.
- Maeterlinck, Maurice, Die vierte Dimension. Stuttgart 1919.
- Mahony, Patrick, Out of the Silence. 1948.
- Marwitz, A. L. v. d., Lebensbeschreibung. Berlin 1908.
- Mattiessen, Emil, Der jenseitige Mensch. Berlin 1925.
- Mattiessen, Emil, Das persönliche Überleben des Todes. Berlin 1937.
- Maury, Alfred, Le sommeil et les rêves. Paris 1861.
- Moritz, C. Ph., Gnothi Sauton oder Magazin der Erfahrungsseelenkunde. 10 Bände. Berlin 1783/93.
- Moser, Fanny, Der Okkultismus. 2 Bände. München 1935.
- Myers, F. W., The human personality and its survival of bodily death. 2 Bände. London 1903.
- Nielsen, Enno, Das Unerkannte. Ebenhausen 1922.
- Nielsen Enno, Das große Geheimnis. Ebenhausen 1923.
- Nietzsche, Friedrich, 16bändige Ausgabe. Kröner, Stuttgart. 1920 ff.
- Owen, Robert Dale, Footfalls on the boundary of another World. London 1866.
- Owen, Robert Dale, The debatable Land between this world and the next. London 1871. Deutsch: Das streitige Land. Leipzig 1877.
- Pagenstecher, Gustav, Hellssehen in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1928.
- Paine, Albert Bigelow, Mark Twain. 3 Bände New York 1924.
- Perty, Maximilian, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Heidelberg 1872.
- Perty, Maximilian, Die sichtbare und die unsichtbare Welt. Heidelberg 1889.
- Pfaff, E. R., Das Traumleben und seine Deutung (nach den Prinzipien der Araber, Perser, Griechen, Inder und Agypter). Leipzig 1898.
- Pfizmaier, Dr. A., Aus dem Traumleben der Chinesen. Wien 1870.
- Plato, Sämtliche Werke. Berlin 1940.
- Plutarch, Römische Heldenleben. Kröner, Stuttgart 1934.
- Prinzhorn, Hans, Gespräch über Psychoanalyse. Heidelberg 1927.
- Ratcliff, A. J. J., Traum und Schicksal. Übersetzt und eingeleitet von O. Francke. Dresden 1925.
- Reventlow, Franziska Gräfin zu, Tagebücher. München 1925.
- Rhine, I. B., New frontiers of the mind. New York 1937. Deutsch: Neuland der Seele. Stuttgart 1938.
- Rhine, I. B., The reach of the mind. New York 1947. Deutsch: Die Reichweite des menschlichen Geistes. Stuttgart 1950.
- Richter, Charles, Grundriß der Parapsychologie und Parapsychophysik. Stuttgart 1923.
- Ritzler, Paula, Der Traum in der Dichtung der deutschen Romantik. Bern 1943.
- Rohracher, H., Die elektrischen Vorgänge im menschlichen Gehirn. 2. Aufl. 1942.
- Sante de Sanctis, Psychologie des Traums (im Handbuch der vergleichenden Psychologie, Band III). 1922.
- Sante de Sanctis, Die Träume. Übersetzt von Dr. O. Schmidt. Halle 1901.
- Scherner, Karl Albert, Entdeckungen auf dem Gebiet der Seele. Buch I: Das Leben des Traums. Berlin 1861.
- Schleich, Carl Ludwig, Von der Seele. Berlin 1918.
- Schleich, Carl Ludwig, Vom Schaltwerk der Gedanken. Berlin 1929.
- Schmeing, Karl, Das „Zweite Gesicht“ in Niederdeutschland. Wesen und Wahrheitsgehalt. Leipzig 1937.
- Schmeing, Karl, Zur Geschichte des Zweiten Gesichts. Eidetische Grundlinien. Oldenburg 1943.
- Scholz, W. v., Der Zufall und das Schicksal. 3. Ausg. Leipzig 1924.
- Schopenhauer, Arthur, Parerga und Paralipomena. Ausg. Leipzig 1891.
- Schubert, Gotthilf Heinrich, Symbolik des Traums. Leipzig 1840.
- Schubert, Gotthilf Heinrich, Die Geschichte der Seele. Band II. Stuttgart 1880.
- Schultz-Henke, Harald, Lehrbuch der Traumanalyse. Stuttgart 1949.
- Sieenthal, W. v., Die Wissenschaft vom Traum. Heidelberg 1953.
- Siegmund, G., Schlaf und Schlafstörung. Dülmen i. W. 1948.
- Silberer, Herbert, Der Traum. Einführung in die Traumpsychologie. Stuttgart 1919.
- Sinclair, Upton, Mental Radio. Does it work and how? London 1930.
- Splittgerber, Fr., Schlaf und Tod. Halle 1866.
- Stekel, Dr. Wilhelm, Die Sprache des Traums. Wiesbaden 1911.
- Stekel, Dr. Wilhelm, Die Träume der Dichter. Wiesbaden 1912.
- Stekel, Dr. Wilhelm, Der telepathische Traum. Pfullingen 1925.
- Stevenson, R. L., Across the plains. 1892.
- Stutzer, Gustav, Geheimnisse des Seelenlebens. Braunschweig 1918.
- Stutzer, Gustav, Geheimnisse des Traums. Braunschweig 1925.
- Sugrue, Thomas, There is a River. Virginia Beach 1945.
- Tenhaeff, Dr. W. H. C., Oorlogsvoorspellingen. 's Gravenhage 1948.
- Tyrell, G. N. M., The personality of Man. West Drayton 1945.
- Vold, Mourly, Über den Traum. Herausgegeben von Prof. O. Klemm. 2 Bände. Leipzig 1910/12.
- Vulpus, Chr. Aug., Sammlung merkwürdiger Träume. Leipzig 1810.
- Weidkamp, Ilse, Traum und Wirklichkeit in der Romantik und bei Heine. 1932.
- Weilenmann, Evelyne, Traumdeutung leicht gemacht. Die Welt der Träume im Lichte der Psychologie. Rorschikon 1947.
- Wiesinger, Dr. Alois, Okkulte Phänomene im Lichte der Theologie. Graz 1948.

Winterstein, Prof. Dr. Hans, Schlaf und Traum. Berlin 1932.
 Woods, Ralph L., The World of Dreams. Random House 1947.
 Zichy, Graf Géza, Das Buch des Einarmigen, I. Stuttgart 1911.
 Zur Bonsen, Prof. Friedrich, Das Zweite Gesicht. Köln 1916.

b) Zeitschriften

Annales des Sciences psychiques. Jahrgänge 1893, 1907, 1908.
 Das Neue Licht. Wien, seit 1922.
 Eranos-Jahrbücher. Zürich, seit 1934.
 Imago. Hgg. von S. Freud. Wien. Seit 1921.
 Journal of the Society for Psychical Research. London. Seit 1883.
 Journal of the American Society for Psychical Research. New York. Seit 1907.
 Neue Metaphysische Rundschau. Groß-Lichterfelde. Jahrgang 1909.
 Neue Wissenschaft. Zürich. Seit 1950.
 Proceedings of the Society for Psychical Research. London. Seit 1882.
 Proceedings of the American Society for Psychical Research. Seit 1906.
 Psyche. Stuttgart. Seit 1948.
 Psychische Studien. Leipzig. Seit 1873.
 Revue des études psychiques. Jahrgang 1902.
 Schweizerische Zeitschrift für Psychologie. Bern. Seit 1942.
 Sphinx. Braunschweig. Jahrgang 1892.
 Übersinnliche Welt. Jahrgang 1914 und 1917.
 Wissenschaft und Weltbild. Wien. Seit 1948.
 Zeitschrift für kritischen Okkultismus und Grenzfragen des Seelenlebens. Stuttgart 1925/26.
 Zeitschrift für Parapsychologie. Leipzig. Jahrgang 1926.
 Zeitschrift für Psychologie. Leipzig. Seit 1889.
 Zentralblatt für Okkultismus. Leipzig. Jahrgang 1919 und 1921.

SACHVERZEICHNIS

Abend 95
 Achatsteine 84 ff.
 Affe 21, 55
 Affekte 17
 Ägypten 15 ff., 53 ff., 82, 132, 280
 Ahnungen, Ahnungsvermögen 15,
 36, 368, 376
 Alptrücken, Alptraum 50 ff., 142 ff.,
 162, 194, 227, 255, 326, 339 ff.,
 359, 378
 Alter Mann 54
 American Journal for Psychical
 Research 258, 313
 American Journal of Psychology 50
 Amerika 99
 Amerikaner in Heidelberg 284
 Annales psychiques 113, 175, 297
 Anthroposophie 25
 Antike 20 ff., 41 ff., 47, 118, 128
 Apotheker 95, 111
 Arbeit im Traum 68 ff.
 Arkadien 189
 Arme 228
 Arten des Traums 14 ff.
 Ärzte über den Traum 28 ff., 45 ff.,
 127, 152 ff., 170 ff., 187, 241 ff.,
 309, 367, 384
 A.S.P.R. 38
 Association for Research and En-
 lightment 124
 Astralleib 24 ff., 38, 309 ff., 332
 Attentat 254, 273 ff.
 Augen 54
 Ausflugswagen 60
 Außersinnl. Wahrnehmung 152 ff.,
 170
 Australien 176
 Auto 53, 130

 Badewanne 57 ff.
 Bahnhof 55
 Bahre 158
 Bär 21, 55, 63
 Barke 226
 Beeinflussung 385
 Begräbnis 43, 156, 251
 Bekanntheitsgefühl 333

 Bergmann 129
 Bibel 20, 42, 215, 231
 Birma 24, 99
 Bischof 245, 273, 300, 322
 Blinden-Träume 30
 Blinder Passagier 175
 Blumen 53 ff., 134, 225, 262
 Blut 60, 92
 Bohème 236
 Bohnen 54
 Boot 134
 Borderland Dreams 79, 91, 210, 353
 Botschaften im Traum 20 ff., 42,
 189 ff.
 Brand 149, 235, 247, 372
 Brot 55
 Brücke 55, 166, 379
 Bruder 318, 319
 Buch der Träume (China) 21
 Buchhändler 80

 Chemische Probleme 88 ff.
 China 21, 56, 162
 Cholera 149, 297
 Clairvoyance 152

 Das Neue Licht 109, 139, 319
 Déjà-vu-Phänomen 333
 Diamant 54, 96, 222
 Dichtung und Traum 19 ff., 68 ff.
 Doppel-Träume 294 ff.
 Dorf 159
 Dresdens Zerstörung 287
 Drohung 358
 Duke-Universität 153, 318

 Edda 22
 Eidesstattliche Erklärung 99
 Eier 55
 Eis, Eisberg, 136, 158, 329
 Eisenbahn 55, 141, 204, 259, 370,
 379
 Elefant 21
 Elektroenkephalographie 384
 Emigranten 164
 Empfindung im Traum 18
 England 280

- Entartete Tochter 207
 Entfernung 198, 385
 Erdbeben 162
 Erfinder träumen 363
 Erinnerung 14 ff., 19, 334
 Ermordung 128, 186, 190, 206, 232
 Erscheinungen 57, 302
 Eulenspiegel türkisch 19
 Experiment mit der Zeit 289
- Fahrrad 55
 Falke 25
 Farben im Traum 30, 31, 55, 386
 Fasanentraum 65
 Fenstersturz 307
 Fernwahrnehmung 154 ff.
 Feuer 55, 195
 Fisch 56, 364
 Flöhe 54
 Flugträume 23
 Flugzeug 55
 Flugzeugpilot 320
 Fluß 139, 226
 Förderseil 129
 Forscher über Träume 17 ff., 28 ff.,
 44 ff., 52, 57, 70, 74 ff., 88, 91,
 93, 95, 117, 127, 139, 152, 171 ff.,
 187, 193, 198, 201, 241 ff., 258,
 262, 282, 289, 313, 318 ff., 377,
 382
 Frauenbrust 54
 Freiburg i. B. 153
 Fremde Stadt 338
 Freund 305, 311
 Früchte 49, 53 ff.
 Frühling 55
- Gartenfest 295
 Gasthaus 346 ff.
 Gedanken-Übertragung 173, 178
 Gefängnis 55
 Gegenteilige Bedeutung 43 ff., 239
 Geistliche 174, 354
 Gelehrten-Träume 77 ff.
 Gepäck 55
 Geschenk aus dem Grabe 203
 Gilgamesch-Epos 21
 Gleichartige Fälle 128, 318
 Glück 53 ff., 109
 Güterzug 141 ff.
- Haar 53 ff.
 Halbschlaf 91, 309, 354, 363
 Hallucinations hypnagogiques 353
- Halluzinationen 79, 200, 211, 353,
 362
 Harvard-Universität 102, 105, 122,
 258, 364
 Hasen 55, 376
 Haus 54, 336, 343, 346
 Hausgehilfin 177
 Heidelberg 284
 Heiteres im Traum 74, 245
 Hellssehen 152 ff., 213, 214
 Hellsichtige Träume 152 ff., 172,
 325
 Herrenhaus 343
 Hilfreiche Träume 94 ff.
 Holländerin 282
 Hör-Träume 31, 106, 116
 Hotel 149
 Hühner 53
 Hund 55, 63, 376
 Hypnose 13, 16, 47
- Jagdunfall 145 ff., 229
 Japan 24
 Ilias 22
 Imago 171
 Indien 21
 Industrieprodukte 55
 Inskriptionsprobleme 82
 Irland 59
 Irreführende Träume 38
 Italien 65
 Journal der S.P.R. 354, 377
 Junge Frau 181
 Junges Mädchen 223
- Kaminkehrer 53
 Kapitän 329
 Katafalk 232
 Katastrophe 136, 163, 260
 Katze 53 ff., 63
 Kausalität 241, 266
 Keller 54
 Khedive 132
 Kind 57, 62, 139, 156, 183, 201,
 301, 307, 311, 371, 374
 Kirchenväter 25
 Kleider 55
 Konfirmandin 130
 Körperteile 53 ff.
 Kosaken 129, 369
 Krankheit 305
 Krebsgeschwulst 194
 Kreis 55, 385
 Krieg 55, 203, 273, 278, 282, 284,
 287, 320
- Küche 54
 Kummer 54
 Künstler-Träume 69 ff.
- Landschaft 49, 54, 75, 335
 Lebensmittel 53 ff.
 Lebensweisende Träume 62 ff.
 Leiche 166, 251
 Leistungen im Traum 68 ff.
 Letzte Worte 179
 Libido 47
 Liebessymbole 53
 London 90
 Lösungen im Traum 77 ff.
 Lotterie-Träume 54, 109
 Löwe 54
- Mädchen 177, 249
 Maler-Träume 75 ff.
 Märchen und Traum 20, 26, 44
 Martinique-Katastrophe 291
 Materialismus 25
 Mathematische Aufgaben 78
 Meer 54, 161
 Metagnostische Träume 342
 Mississippi 133 ff.
 Mittelalterliche Träume 22, 25, 28,
 44, 76, 97 ff., 118, 155, 216, 295,
 300, 310
 Mond 44, 55
 Monfalcone 115, 140
 Mord 205, 254
 Mund 193
 Musik im Traume 76 ff., 131, 252,
 285, 306
 Musiker-Träume 75 ff.
 Mutter 155, 158, 179, 181, 307, 313,
 320
 Mystiker-Träume 62 ff.
- Nächtllicher Anruf 354
 Neue Wissenschaft 129
 New York 59
 Nibelungenlied 25
 Nordpol-Expedition 157
- Odyssee 22
 Odius-Komplex 48
 Okkultismus 170, 309, 332
 Orient 15 ff., 82 ff., 162
 Ozean 136 ff., 163
- Pantoffel 247
 Pápste 300
- Parallel-Träume 295 ff., 313
 Parapsychologie 153, 310
 Paris 17, 36, 184
 Party 322
 Passagier 175
 Pferd 54, 261, 377
 Pflanzen 53 ff.
 Philosophen über Träume 20, 24,
 25, 28, 36, 45, 149, 248
 Physische Empfindungen 192 ff.
 Pistole 31
 Polizist 54
 Polizeipräsident 247
 Praktische Aufgaben 80 ff.
 Priester 62, 84, 174, 354
 Primitive träumen 22
 Problemlösungen im Traum 77 ff.
 Proceedings der S.P.R. 245, 355,
 382
 Prophetie 46
 Prophetische Träume 233, 241
 Prüfung 55
 Psi-Fähigkeit 153
 Psychiatric Quarterly 48
 Psychische Studien 173, 234
 Psychoanalyse 28 ff., 46 ff., 53, 56,
 57, 150
 Psychologen über Träume 13, 28 ff.,
 45 ff., 122, 170 ff., 242, 260, 367,
 376, 384 ff.
- Quadrat 55, 385
- Rat im Traum 113
 Rätsel der Träume 94, 104, 146,
 241, 351
 Rauch 195
 Raumüberwindende Träume 152 ff.,
 309 ff.
 Raum und Zeit 130, 214, 241, 289,
 295, 374
 Reichtum 54, 109
 Reiter 261
 Reizträume 17, 32, 51
 Religiöse Menschen 26, 62 ff., 146,
 174, 230, 273, 295, 322, 330, 354
 Resselgasse 346 ff.
 Rettungsboot 161
 Reverend 146, 330
 Revolution 1848 184
 Revue des études psychiques 114
 Romantik 27, 45
 Rosen im Traum 55
 Roter Schal 243
 Ruf im Traum 302

- Rückschau im Traum 333 ff., 342
Rußland 280
- Sarajewo 273
Sarg 131, 134, 147
Schatzkanzler 254
Schicksalssträume 62 ff., 221, 268 ff.
Schiff 55, 132 ff., 161, 175
Schi-King 21
Schlaf 68 ff., 93, 120
Schlafwandeln 309
Schlafzimmer 54, 210
Schlag auf den Mund 193
Schlange 19, 55 ff.
Schloß Berg 269
Schmetterling 24, 28
Schmied 54
Schnee 124, 164, 262, 297
Schornsteinfeger 53
Schottland 43, 339
Schuhe 154
Schwarzer Vogel 361
Schwein 55, 245
Schwellen-Träume 79, 91, 354 ff.
Sciences psychiques 297
Seelenreisen 24, 309 ff.
Seenor 328
Sexualsymbole 48, 53
Sinnes-Wahrnehmungen 30, 162 ff.
Sinnbild im Traum 27, 41 ff.
Situationsträume 150
Sohn 319, 325, 330
Somnambulismus 309
Sonne 55
Sorge 54
Speicher 54
Spinne 94
Spökenkieker 369, 375
S.P.R. 38, 57, 59, 78, 102, 138, 171, 179, 258 ff., 262, 292, 295, 302, 311, 313 ff., 322, 330, 354, 382
Stadt 338
Starnberger See 266 ff.
Steine 55
Stimme im Traum 62, 98, 105, 115, 198, 199, 204, 217, 227, 229, 232, 243, 244, 247, 252, 255, 302, 312, 315, 321, 325, 326, 344, 348, 356
St. Petersburg 185
Sultan 15 ff.
Süßigkeiten 55
Symbolträume 26, 41 ff., 52 ff., 56 ff., 216 ff., 226 ff., 273
- Tageserleben im Traum 18, 377
Tag-Träumen 15, 366 ff.
Talmud 19
Taschenuhr 102
Tauben 53
Telegraph 370
Telepathie 108, 153 ff., 212, 214, 277, 380, 383, 385 ff.
Telepathische Träume 36 ff., 107 ff., 170 ff., 218, 301 ff.
Testament 104, 107
Thronfolger 273
Tiere im Traum 53 ff., 63
Tiere träumen 376
Tintenflecken 248
Titanic 136 ff., 161, 163
Tochter 181, 207, 307, 313
Tokio 163
Tote im Traum 22, 24, 25, 54, 60, 96, 97 ff., 107, 115, 128, 156 ff., 179, 204, 206, 221, 236, 298, 371
Toto 54
Trauben 54
Traumdeutung 21, 41 ff., 53 ff.
Traumexperimente 383 ff.
Traumregeln 53 ff.
Traumserien 51, 57, 166, 175, 207 ff., 343
Traumstil 19
Traumsymbole 53 ff.
Traumverbindungen 294 ff.
Traumwiederholungen 57, 107, 138 ff., 145, 199, 201, 255, 261, 338
Träume der Gelehrten 77 ff., 366
Träume der Künstler 69 ff., 366
Träume der Primitiven 22
Träume im Mittelalter 22, 25, 28, 44, 75, 97 ff., 119, 155, 216, 294, 300, 310
Träume im 17. und 18. Jahrhundert 23, 27, 45, 62, 65, 76, 111, 153, 189 ff., 370
Träume im 19. Jahrhundert 19, 24, 38, 45 ff., 57 ff., 62, 69 ff., 75 ff., 83 ff., 95 ff., 102 ff., 109, 113, 120, 129, 132 ff., 145 ff., 154 ff., 164 ff., 170, 177, 184 ff., 194, 198 ff., 205, 217, 221 ff., 243 ff., 254, 261 ff., 268 ff., 295 ff., 299, 301, 305, 311, 321, 322, 328, 335 ff., 370 ff.
Träume im 20. Jahrhundert 18, 28 ff., 36, 48 ff., 74 ff., 88 ff., 95, 99, 106 ff., 110, 119, 124, 129 ff., 136 ff., 149, 161 ff., 171 ff., 175, 181, 185, 203, 207, 218, 234 ff., 247 ff., 258, 273 ff., 297, 302, 307, 313, 318 ff., 325, 338, 343, 354 ff., 377 ff., 384 ff.
- Träume im Orient 15, 19 ff., 24, 28, 29, 215
Träume in der Antike 13, 21 ff., 33, 41 ff., 97, 117, 128, 189, 376
Träume in der Romantik 27 ff., 45 ff.
Träume von Toten 22, 26, 54, 60, 128
Treppe 54, 315
Türkei 84
Übertragung im Traum 188 ff., 192, 296
Uhr 102
Unbewusste Wahrnehmung 70, 93
Unglück 161, 181, 184, 258
Unlogik des Traums 266
Untat 234
Unterbewußtsein 78, 82, 87, 97, 106, 108, 117, 174, 308
Unterhaus 254, 319
Unverbundenheit 257
Urlaub 173
Utrecht 242
- Verbindung im Traum 160, 294
Verdrängung 33, 47
Vergangenheitsträume 342 ff.
Vision 15, 156, 216, 364
Vogel 361
Vorahnende Träume 214 ff.
Vorschauende Träume 214 ff., 239, 249, 333
Vorschauer 368 ff.
- Wagen 60, 130
Wahrnehmung im Traum 15, 77 ff., 94 ff., 175
- Wahrträume 14, 20, 32, 36 ff., 77 ff., 95 ff., 110 ff., 118 ff., 127 ff., 153, 164, 172, 182, 187, 216 ff., 241 ff., 268 ff., 295 ff., 310, 334, 352, 367
Wald 54
Wandern im Traum 309 ff.
Warträume 14, 38, 127 ff.
Wasser 55, 96, 139, 166
Wein 55
Weißes Dorf 159
Werkzeug 55,
Wesen der Träume 15
Westminster-Abtei 244
Westminster Cathedrale Chronicle 354
Wiederfinden im Traum 95 ff.
Wien 347 ff.
Winter 55
Wirklichkeit und Traum 23, 104, 110, 155 ff., 223 ff., 243 ff., 295, 318 ff., 336 ff., 343 ff.
Wissenschaft und Weltbild 385
Wunscherfüllung 54
- Zahlen im Traum 54, 110 ff.
Zähne als Todessymbol 54 ff.
Zeitgeschehen im Traum 268 ff.
Zeitproblem im Traum 15, 215 ff., 289
Zeitschrift für Parapsychologie 195
Zeitüberwindende Träume 214 ff.
Zentralblatt für Okkultismus 271
Zimmer 54
Zufall 241, 246
Zugraum 141 ff.
Zukunft im Traum 35 ff., 64 ff., 219 ff., 230, 235 ff., 241 ff., 268 ff.
Zweites Gesicht 366 ff.
Zwiebeln als Traumsymbol 54

LUDWIG REINERS

STEHT ES IN DEN STERNEN?
WAHRHEIT UND IRRTUM DER ASTROLOGIE

200 Seiten mit einigen Skizzen und Tabellen

Gebunden DM 7.80

Der bekannte Autor hat nach langjährigem Quellenstudium eine umfassende, hinreißende Darstellung der Astrologie geschrieben. „Steht es in den Sternen?“ fragt der Titel des höchst notwendigen Buches. Das Ergebnis seiner die Grundlage, die Geschichte und die Lehren der Astrologie kritisch beleuchtenden Untersuchung ist von herzerfrischender Deutlichkeit. Reiners' ausgezeichnet geschriebene Arbeit zu lesen ist obendrein ein ausgesprochenes Vergnügen. *Rheinische Post*

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

